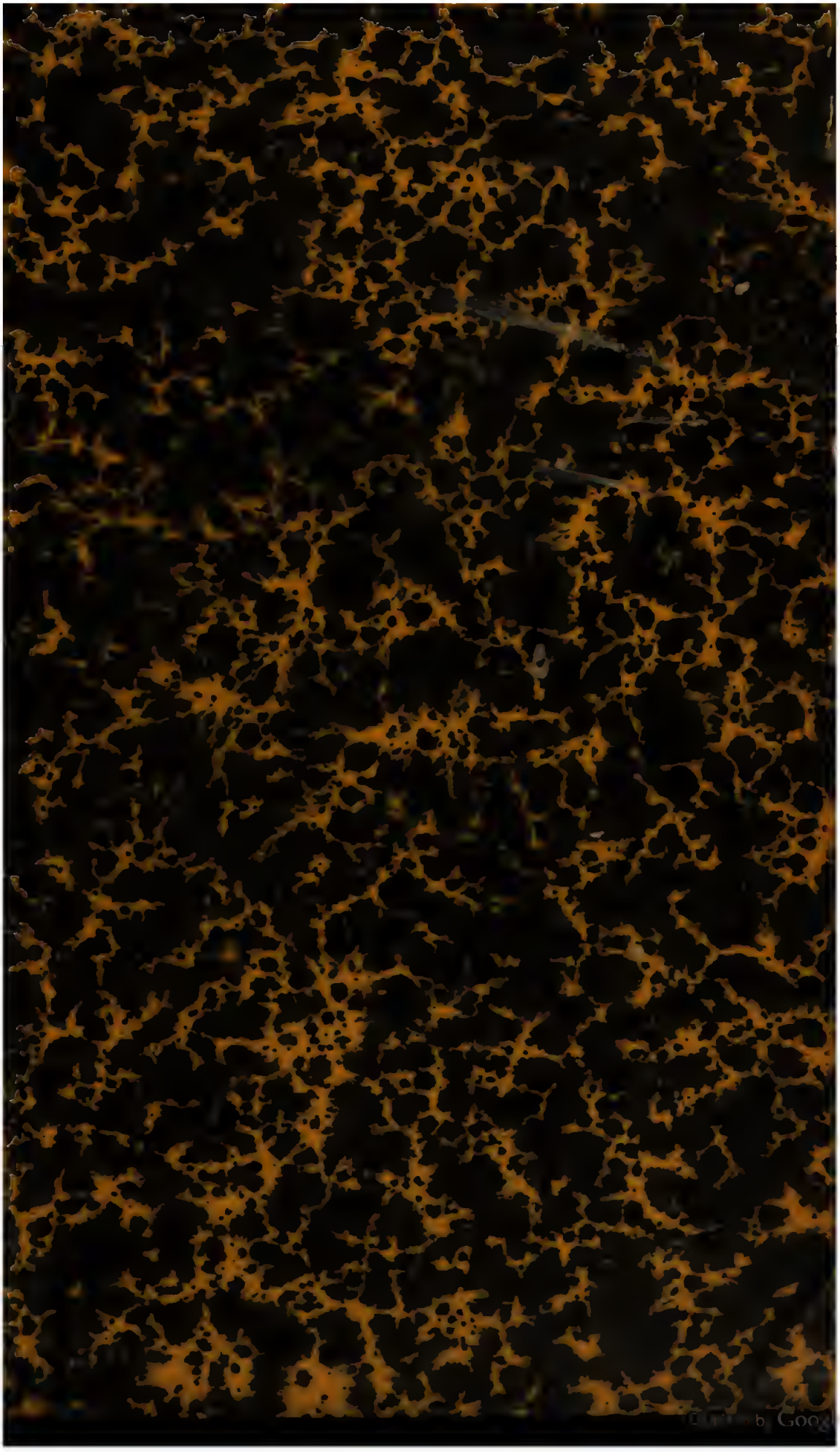


Briefe

aus Indien.

Von

Dr. W. Hoffmeister,

Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit

des Prinzen Waldemar von Preussen.

Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern

herausgegeben von

Dr. A. Hoffmeister.

Mit einer Vorrede von C. Ritter.

und

sieben topographischen Karten.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1847.

Briefe aus Indien.

5. 1. 52.

Briefe
aus Indien.

Von

Dr. W. Hoffmeister,

Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit

des Prinzen Waldemar von Preussen.

Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern

herausgegeben von

Dr. A. Hoffmeister.

Mit einer Vorrede von C. Ritter

und

sieben topographischen Karten.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1847.

Vorwort.

Die folgenden Briefe und Nachrichten sind der Nachlaß eines Reisenden in dem fernen Orient, den auf dem höchsten Gipfel des Glücks, das dem für Anschauung Begeisterten und nach Erkenntniß der Natur Forschenden nur zu Theil werden kann, plötzlich der gewaltsame Tod in der Schlacht, den ganz Friedlichen im pflichtgetreuen Berufe, zur Seite seines Prinzen ereilte, den er durch alle Gefahren der angestrengtesten Reise, als ärztlicher Gefährte, bis an die Ufer des Indus auf das Gebiet der Sikhs begleitet hatte.

Lebensfrische Jugend, wissenschaftliche Vorbildung, größte Empfänglichkeit für eine ganz fremde Welt, unermüdete Thätigkeit im raschesten Fluge zur Auffassung der unendlich wechselnden Erscheinungen der mannigfaltigsten und grandiosesten Art in der Natur, wie in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, dabei das regste Bedürfniß, sich in dem frisch Erlebten seinen Freunden in der Heimath schnell mitzutheilen — Alles dieses vereint, bezeichnet den Standpunkt, von dem aus dieser hier veröffentlichte Nachlaß zu betrachten ist. Es sind nur die zerstreuten Blätter eines lebendigen Ganzen, das seine Gestal-

gefaßten Züge von Sitten und Gebräuchen des Menſchenlebens unter den verſchiedenſten Racen, Völkern, Ständen, religiöſen und politiſchen Gemeinſchaften, wie Stufen der Civiliſation im Orient nicht wenig zu dem ſtets anziehenden und anregenden Intereſſe an dieſen Mittheilungen bei, durch die man für Vieles andere ſich für hinreichend entſchädigt halten wird, was man etwa vermiſſen könnte, da eine ſolche vollendetere Zuthat durch die zerſtörende Hand des Schickſals unmöglich ward.

Berlin, den 14. März 1847.

C. Ritter.

Vorwort des Herausgebers.

Bei der geringen Anzahl urſprünglich deutſcher Berichte über Indien und indiſche Verhältniſſe erregte die Reiſe Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen in den Orient ein allgemeines Intereſſe, weil ſich zugleich die Hoffnung daran knüpfte, daß die Beobachtungen über die durchreiſ'ten, bisher noch gar nicht oder wenig beſuchten Gegenden einem größern Publikum zugänglich gemacht werden würden. Einzelne briefliche Mittheilungen des Dr. Hoffmeiſter, der als Leibarzt den Prinzen begleitete, waren der eigenthümlichen Auffaſſung und lebendigen Darſtellung wegen in weitern Kreiſen beifällig aufgenommen worden, und gaben zu der Erwartung Anlaß, die kurzen Bruchſtücke nach der Rückkehr der Reiſenden zu einem Ganzen vereinigt zu ſehen.

Der Tod des Verfaſſers vernichtete dieſe Hoffnung. Es ſchien daher den Hinterbliebenen Pflicht, den ſchriftlichen Nachlaß des Verſtorbenen, der allerdings nur unter ſeinen Händen eine gleichmäßig geordnete, wiſſenſchaftliche Form hätte erhalten können, zu ſammeln und dem Druck zu übergeben, wozu der Prinz ſeine Zuſtimmung zu geben die Gnade hatte.

Dieſe Entſtehung des Buchs hat die Form deſſelben bedingt. Es enthält die nur für den nächſten Kreis der Verwandten und Freunde geſchriebenen Briefe, meiſtens im Drange der Geſchäfte einer eiligen mühevollen Reiſe, unter dem beſchwerlichen Einfluſſe eines tropiſchen Klima's verfaßt. Dennoch iſt nicht nur an ihrem Inhalte nichts geändert, ſondern auch ihre urſprüngliche Form beibehalten, weil die Briefform allein die nöthige Freiheit in der Mittheilung und Zuſammenſtellung des verſchiedenartigen Stoffes gewährte; nur ſind die Lükken, ſo viel es thunlich war, aus den Tagebüchern ergänzt, manche kürzere Briefe gleichen Inhalts zu einem längeren vereinigt und in chronologiſche Reihenfolge geſtellt, um einen deutlichen Ueberblick der ganzen Reiſeroute zu gewähren. Die Bruchſtücke der botaniſchen und zoologiſchen Notizen, welche ſich zerſtreut in den hinterlaſſenen Papieren fanden und nicht wohl in die zuſammenhängende Reihe der Briefe einordnen ließen, ſind am Ende hinzugefügt.

Dies über die Entſtehung und Form des Buchs. Ueber den Werth des mitgetheilten Stoffes ſtand dem Herausgeber kein Urtheil zu; es war ihm deshalb ganz beſonders erwünſcht, dem Buche das perſönliche und beifällige Urtheil des Profeſſors Dr. Carl Ritter als Empfehlung voranſetzen zu dürfen.

Für manche der Leſer, welche vielleicht der Perſönlichkeit des Verfaſſers, wie ſie ſich in den Briefen ausſpricht, ein näheres Intereſſe zuwenden, könnte es erwünſcht ſein, einen kurzen Abriß ſeines ſo früh beſchloſſenen Lebens und ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hier zu finden.

Werner Hoffmeiſter war in Braunſchweig am 14. März 1819 geboren. Hier lebten ſeine Eltern bis zum Jahr 1827, wo ſein Vater, der bis dahin Prediger der Gemeinde zu St. Petri geweſen war, als Conſiſtorialrath nach Wolfenbüttel verſetzt wurde. Ungetrübt verging die Kinderzeit in den ſorgloſen Verhältniſſen des älterlichen Hauſes bis zum Tode des Vaters im Jahre 1832, deſſen ſchmerzlichen Eindruck der heitere Sinn des Knaben jedoch bald überwand.

Es war von früher Jugend an das friſche Leben der Natur welches ihn vor allen andern Dingen anzog und beſchäftigte. Gern durchſtreifte er mit ſeinen Jugendgenoſſen die nahegelegenen Berge und

Wälder, um Pflanzen und Insekten zu sammeln, oder er verwandte seine Zeit auf die Pflege und Wartung einer Anzahl der verschiedenartigsten Thiere, mit denen er das Haus und den Hof bevölkerte. Bald waren es Sperlinge oder Meisen, bald ein Paar junge Dohlen oder Eulen vom nahen Kirchthurme, bald Mäuse und Fledermäuse, die seine Menagerie bildeten. An einer Eule, der durch die Rohheit des Thurmwärters die Beine zerbrochen waren, machte er seine ersten chirurgischen Versuche, bei welchen die Leiden des Thieres seine schon damals gefaßte Neigung für den ärztlichen Stand fast erschüttert und wankend gemacht hätten.

Bei diesen Beschäftigungen wurde die wissenschaftliche Ausbildung keineswegs vernachlässigt, welche sein fähiger Kopf rasch förderte. Neben den alten Sprachen waren es besonders Mathematik und Geographie, die ihn lebhaft interessirten; doch blieb die Vorliebe für Naturwissenschaft immer herrschend, und wurde durch die gleiche Neigung eines älteren Bruders und die wissenschaftliche Anweisung eines befreundeten Gehülfen der Officin genährt und befördert. Die fleißige Lektüre von Reisebeschreibungen und häufige Streifzüge in das nahe Harzgebirge erweiterten mit den zunehmenden Jahren den Kreis der Anschauungen und erhöhten den Wunsch, auch fernere Gegenden und die ihnen eigenthümliche Natur kennen zu lernen. Schon damals konnte es ihn mit Schmerz erfüllen, daß seine Zukunft ihm so wenig Aussicht zur Befriedigung dieses seines sehnlichsten Verlangens zu bieten schien.

Während der letzten Schuljahre hatte er sich für das Studium der Medizin entschieden und bezog nach dem Tode der Mutter zur Vorbereitung für die Universität das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo er in stiller Zurückgezogenheit den anatomischen, botanischen und mineralogischen Studien seine Zeit widmete. Im Frühjahr 1839 verließ er Braunschweig, um auf der Universität Berlin seine akademische Laufbahn zu beginnen. Außer dem vorzüglichen Rufe dieser Universität zog ihn dahin die Gelegenheit, dort den Rath und die wissenschaftliche Unterstützung seines Oheims, des Professors Lichtenstein nutzen zu können, dem er vor Allen die Richtung seiner Studien verdankte. Er gebrauchte mit demselben Fleiße die Mittel zur Ausbildung, welche ihm die Vorlesungen von Müller, Mitscherlich,

Kunth und Weiß gewährten, und mit der tiefern Einsicht wuchs seine Liebe zu der gewählten Wissenschaft.

Von Berlin aus bezog er die Universität Bonn, wo sein heiterer, lebensfroher Charakter unter dem Einfluße des akademischen Lebens im Kreise zahlreicher Freunde sich in voller Frische und Kraft entwickelte. Mannichfache Reisen, theils in die nähere Umgebung des Rheinthals, theils nach der Schweiz, Südfrankreich und Holland gewährten dem fortwährend lebendigen Drange in's Weite eine vollere Genüge, auch trugen sie durch die fleißige Benutzung der gelehrten Anstalten, Museen, Hospitäler und Kliniken, sowie in Montpellier durch die Bekanntschaft mit Marcel de Serres, Lallemand und Kuinoltz für die ganze wissenschaftliche Fortbildung eine reiche Frucht. Die ärztlichen Kenntnisse wurden in Bonn durch den akademischen und persönlichen Verkehr mit Nasse, Harleß, v. Ibell, durch zahlreiche Experimente und eigene medizinische Praxis erweitert und befestigt.

In ähnlicher Weise vergingen die letzten Jahre der Studienzeit auf der Berliner Akademie, wohin er Michaelis 1841 zurückkehrte; doch wurde sein heiterer Sinn schwer darniedergedrückt durch den plötzlichen Tod einer jüngern Schwester, die er sehr liebte. Aller Lebensmuth schien für eine Zeit lang gebrochen und ein solcher Trübsinn hatte seine Seele ergriffen, daß er von jeder Zerstreuung zurückgezogen und in sich verschlossen fast nur aus Pflicht das begonnene Studium fortsetzte. Die medizinische Praxis, welche ihn in der Klinik von Busch, sowie in der orthopädischen Anstalt des Dr. Behrendt beschäftigte, war wenig zur Wiedererweckung der früheren Heiterkeit geeignet; doch wurde sie mit großem Fleiß und mannichfacher Aufopferung getrieben. Daneben widmete er einen großen Theil seiner Zeit einer naturwissenschaftlichen Arbeit über die Regenwürmer, welche er Behufs seiner Doktordisputation begann und später in einer eigenen, im Druck erschienenen Schrift weiter ausführte. Die Vorlesungen von Schönlein, Wagner und Hecker, gaben der Liebe zur Wissenschaft wieder eine neue Kraft und vollendeten seine akademische Vorbereitung.

Mit einer tüchtigen Vorbildung zum ärztlichen Stande und einem reichen Schatze naturwissenschaftlicher Kenntnisse ausgestattet, verließ er nach erlangter Doktorwürde die Universität Berlin im Herbste 1843,

um London und Paris zu beſuchen. In London blieb er drei Monat, die er nicht bloß zur Förderung der wiſſenſchaftlichen Bildung benutzte, ſondern zugleich auch nach Gelegenheit ſuchte, als Schiffsarzt nach Indien zu gehen. Er fand keinen Platz, der ſeinen Wünſchen entſprach; auch der Plan, von Paris aus als Aufſeher und Arzt einer Kolonie nach Malacca zu gehen, der faſt zur Reife gediehen war, ſcheiterte. Unmuthig und niedergeſchlagen kehrte er in das Vaterland zurück. Da zeigte ſich ihm das Glück, von dem er ſich ganz verlaſſen glaubte, unerwartet günſtig. Seine Königl. Hoheit, der Prinz Waldemar von Preußen, bereitete ſich zu ſeiner Reiſe in den Orient vor. Der Dr. Hoffmeiſter wurde durch Humboldt, Schönlein und Lichtenſtein als ärztlicher Begleiter empfohlen und von Sr. Königl. Hoheit angenommen. In dieſer ebenſo ehrenvollen als erfreulichen Stellung wurde ihm die reichſte Erfüllung des von Jugend auf genährten Wunſches zu Theil. Seine vielſeitige Vorbildung, die jugendliche Friſche des Gemüths und der kräftige Körper ſchienen den günſtigſten Erfolg für den Nutzen ſeiner Reiſe zu verbürgen. So verließ er mit den froheſten Ausſichten auf die nächſte und ſpätere Zukunft ſein Vaterland, um in einem fernen Welttheil nach glücklich überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren der langen Reiſe ein frühes Grab zu finden.

Berlin, den 7. April 1847.

Dr. A. Hoffmeiſter.

Erſter Brief.

Abreiſe von Trieſt. Ancona. — Kirche des h. Cyriacus. — Inſel Corfu. — Bewohner derſelben. — Café del Club. — Herzog von Cambridge. — Gebirgspartie. — Abreiſe. — Meerbuſen von Patras. — Patras. — Kaſtell. — Kaffeehaus. — Korinth. — Akrokorinth. — Abfahrt von Kechries. — Athen. — Akropolis. — Beſchreibung der Stadt Athen. — Der griechiſche Hofſtaat. — Ländliche Feſte. — Der Markt in Athen. — Muſeum. — Dorf Kalakt. — Nymphengrotte. — Botaniſcher Garten. — Abreiſe.

Athen am 21. Sept. 1844.

Es ſcheint, als ob ſich Alles vereinigen ſollte, dieſe Reiſe zu einer der angenehmſten zu machen. Das Wetter iſt unvergleichlich ſchön, die Sonne und der Mond wechſeln mit immer gleich heiterem Scheine; das Meer iſt glatt wie ein Spiegel, dunkel-ſaphirblau, die Hitze nicht übermäßig, die Geſellſchaft äußerſt liebenswürdig; kurz, es iſt Alles, wie man es ſich nur wünſchen kann.

Von Trieſt ſegelten wir am 16. September Nachmittags ab, und kamen am andern Morgen um 8 Uhr bei Ancona an, wohin uns der Konſul, ein ſchwächlicher, kleiner Mann, abholte. Unter ſeiner Leitung beſahen wir Alles, was irgend Merkwürdiges in dieſer kleinen, ſchmutzigen Stadt vorhanden iſt. Das Meer, deſſen Ufer ich gern beſucht hätte, lag blau und kryſtallhell zu unſeren Füßen, und die ſchmutzigen, weißen Häuſer ſahen mit ihren flachen, gekalkten Dächern von Hohlziegeln ganz nett und erträglich von oben aus. Wir ſahen darauf die Kirche des heiligen Cyriacus, die aus den Trümmern eines Venustempels gebaut ſein ſoll. Sie ſieht von außen faſt wie ein venetianiſches Bauwerk aus mit vielen kleinen, von Löwen getragenen Säulen am Hauptthore und vielen bunten Marmorverzierungen in grauem Kalkſtein. Im Innern iſt ſie ganz und gar,

dränge am Kai, welche Maſſe fremder, wildblickender Geſichter! Rechts eine große Niederlage von Melonen, Kaktusfrüchten und Trauben; links das ſchmutzige Geſundheits-Unterſuchungsbüreau, über deſſen Thür Ὑγιεῖον καταστήρων geſchrieben ſtand. Auffallend iſt unter den ſonneverbrannten Geſichtern mit zerriſſener, ehemals weißer griechiſcher Tracht die große Menge von griechiſchen Prieſtern, ganz ſchwarz, mit viereckiger hoher Mütze.

Die Inſelbewohner zeichnen ſich meiſt noch durch bunte Farbe in der Tracht und durch ihre blauen Sackhoſen aus, die ich mit keinem anderen Ausdrucke zu bezeichnen weiß, da mir der griechiſche Name fehlt. Sie beſtehen nämlich aus einem großen faltigen Sacke, in dem an jeder Seite für die Füße ein Loch geſchnitten iſt. Dagegen tragen die Palikaren von Morea die weiße Fuſtanelle, einen kaum über die Knie reichenden, in unzählige Falten zuſammengelegten Rock von Baumwollenzeug, dazu die ſehr künſtlich ausgenäheten, an der Wade zugehakten Skalze von rothem Tuche oder rothem Saffian, eine Art Gamaſchen, die unter dem Knie anfangen und über dem Spanne aufhören. Alle Griechen tragen den rothen Feß mit blauer oder ſilberner Troddel, eine Kopfbedeckung, die mir bei der furchtbaren Sonnengluth unbegreiflich unzweckmäßig vorkommt. Prachtvoll iſt bei den Vornehmen die rothe oder blaue Jacke ohne Aermel, mit Gold oder Silber geſtickt; die Aermel ſind ein beſonderes Stück und laſſen die ganze Innenſeite des Armes offen, aus der ein ſehr weißer Hemdsärmel hervorbauſcht. Der Leibgürtel iſt ſehr breit und mit Stickerei von Gold- und Silberfäden ſchön verziert. Solcher Leute trafen wir jedoch in Corfu nur wenige; die meiſten ſahen dort recht zerriſſen und ſchmutzig aus, die zahlloſen Prieſter ausgenommen, auf deren ſchwarzen oder dunkelblauen Talaren man vermuthlich den Schmutz nicht bemerkte. Der breite ſchwarze Backen- und Kinnbart ſcheint hier vor Allem die Befähigung zum Prieſteramt zu geben; ich kann ſonſt nicht begreifen, wie Leute mit ſolchen Spitzbubengeſichtern Geiſtliche ſein können. Bei den unteren Volksklaſſen fiel mir die dunkelbraune Färbung der Haut ſehr auf, welche wohl weniger von der Sitte, halb nackt zu gehen, herkommt, als vom mauriſchen oder Zigeunerblute. Die meiſten unter dieſen Leuten waren ſehr häßlich, beſonders aber die faſt dunkelkaſta-

nienbraunen Höker, welche Kaktusfrüchte, Auberginen, Jujuben und Liebesäpfel feil boten, mit ihrem halb geschorenen Kopfe, an welchem der übrig gelassene Haarschopf hinten in einen Zopf gebunden war.

Auf dem Wege zum Gasthause, zu dem wir durch enge Gäßchen voll Gestank und Unrath uns führen ließen, wurden wir von Bettlern aller Art angefallen. Ein Haus eben so schmutzig von außen als die übrigen wurde uns als Gasthof bezeichnet. Auf den Stufen der Hausthür lag ein schmutziger Mohr, der mit fünf andern lumpigen Kerlen Würfel spielte, rundum zerstreut die abgenagten Schalen der Wassermelonen, die ihnen zum Frühstück gedient hatten. Mit Mühe drängten wir uns durch und krochen eine steile hölzerne Treppe hinauf, die von Schmutz klebte. Die ganze Gesellschaft war darin einig, daß wir das falsche Haus getroffen hätten, und daß dieser Stall unmöglich ein in allen Reisehandbüchern als vortrefflich geschildertes Gasthaus vom ersten Range sein könnte. Die Führer wurden also gezwungen, umzukehren, um ein anderes Gasthaus, welches außer diesem existiren sollte, aufzusuchen. Kaum waren wir jedoch wieder bei der Thür angelangt, als uns die ganze Gesellschaft unserer freundlichen Engländer entgegenkam, ein sicheres Zeichen, daß unsere Führer uns richtig geleitet hatten. Es wurden einige Worte gewechselt, unter denen auch das Wörtchen dirty (schmutzig) nicht selten vorkam. Dieses hatte unglücklicher Weise der eben eintretende Wirth, ein halbcivilisirter Albanese, aufgefaßt und verstanden, der sich nun in eine Fluth von Verwünschungen ergoß, die mit den wüthendsten Blicken begleitet waren.

Das würfelspielende Publikum und viele andere Leute, denen solches Schauspiel höchst erwünscht zu sein schien, versammelten sich, und wir mußten eilen fortzukommen. Das andere Wirthshaus hatte ganz freundliche Zimmer; man schlug uns aber mit der Nachricht zu Boden, daß nur auf Wochen oder Monate vermiethet würde. Es blieb uns also nichts übrig, als den Rückweg durch das versammelte kritisirende Corfu anzutreten. Dieser Schritt wurde endlich gethan, und da fand sich erstens, daß die Zimmer des Gasthauses viel besser waren, als wir geglaubt hatten; zweitens aber, daß der Wirth aus Malice, weil wir nicht wie die Engländer die Nacht dazubleiben Lust

hatten, ſondern an Bord zu ſchlafen gedachten, uns nichts zu eſſen geben wollte.

Ein paar im Voraus gezahlte Geldſtücke machten ihn indeſſen ſanftmüthig und er verſprach, daß ein gutes Mittagseſſen in der Zeit von zwei Stunden fertig ſein ſollte; dieſer Zeitraum wurde bis auf eine Stunde abgehandelt; denn länger wollten ſich unſere Magen nicht gedulden. Bis dahin ſuchten wir dieſelben durch ein Gemiſch von Kaffeeſatz und Waſſer im Café del Club hinzuhalten, welches unter einer prächtigen Säulenhalle liegt, die faſt den ganzen ſchönen Platz in der Mitte der Stadt umgiebt. Verſchmitzt ausſehende ſchwarzäugige Knaben, von denen einige einen gefangenen Vogel auf gräßliche Weiſe marterten, andere einen blödſinnigen Krüppel die Krücken wegriſſen, ſpielten um uns her. Der prächtige mit Ailanthus-Bäumen bepflanzte Platz lag vor uns; links von ihm erhob ſich das luftige Palais eines Engländers mit weitem Portikus und zwei ſchönen Thoren, davor ein Springbrunnen, deſſen Baſſin die Bildſäule eines gefeierten Engländers umgab. Rechts dehnt ſich ein weiter Akazienhain, in deſſen Mitte die Bildſäule des Generals Schulenburg ſteht, der unter den Venetianern im Jahre 1716 die Türken ſechsmal von der Feſtung zurückſchlug; und endlich hoch über dem Platze ſtrahlt die Feſtung mit ihrem Leuchtthurme auf der Spitze. Da wir noch Zeit hatten, ſuchten wir die ſchönſten Punkte um den Platz und deſſen Umgebung auf. Die Kunſt, d. h. die Engländer haben viel zur Verſchönerung der reizend gelegenen Stadt gethan; beſonders ſchön nahm ſie ſich aber von oben geſehen aus, vom Fuße des Kaſtells, den wir erſtiegen hatten.

Eine Einladung zum Diner bei dem Herzoge von Cambridge, dem zeitweiligen Commandanten der Stadt, ſetzte uns über die Nothwendigkeit hinweg, zu unſerm Wirthshauſe zurückzukehren. Dem Diner folgte ein Spatzierritt, bei dem ich leider durch die erſte Produktion meiner Reitkunſt ſo ſehr in Anſpruch genommen wurde, daß ich von dem köſtlichen Olivenwalde und der prächtigen Abendröthe wenig zu ſehen bekam; und hätten wir nicht beim Rückwege das Tempo ermäßigt, ſo möchte ich wohl wenig Erinnerung von dieſem ſchönen Abend behalten haben. So bewahre ich doch wenigſtens ein

mattes, aber freundliches Bild von dem ſchönen, eichenartigen Wuchſe der Oelbäume, von den halbnackten Hirten und den bunten Ziegenheerden in dem dichten Schatten dieſes Waldes und von der prachtvollen Durchſicht auf das blaue Meer, in welchem ſich eben die untergehende Sonne begräbt. Spät erſt fuhren wir beim Mondſchein über das ſpiegelglatte Meer, von den zwölf Gondolieren des Herzogs gerudert, zum Dampfſchiffe zurück. Um fünf Uhr Morgens des 19. Septembers war eine neue Ausflucht, die ſich über den gebirgigen Theil der Inſel Corcyra und die intereſſanten Ruinen derſelben erſtrecken ſollte, verabredet; leider aber konnte man über die wohlerhaltenen Reſte einer alten Stadt, Namens Calliope, wovon alle Handbücher der Engländer voll waren, nirgend bei den Gelehrten der Stadt Corfu Auskunft erhalten. Niemand kannte den Namen, und ich erfuhr erſt ſpäter, daß er durch einen Druckfehler aus Caſſiope entſtanden war, welches der alte Name von Corcyra iſt. Die antike Stadt liegt weiter öſtlich und zeigt noch durch zahlreiche Ruinen ihre ehemalige Größe.

Um halb ſechs waren wir ſchon auf dem Lande und in den Sätteln. Zunächſt durchſtreiften wir die maleriſche Umgebung der Stadt, in der ſich ſchon einzelne Palmbäume zeigten, ſahen zwei ſehr hübſche Dörfer, von denen das eine, Potamo genannt, ſehr belebt war; die Häuſer beſtehen aber überall nur aus vier Mauern ohne Fenſter mit einem flachen Dache. Der Schmutz innerhalb derſelben war ſchrecklich anzuſehen; doch gehen die Leute in ihrem Anzuge noch erträglich reinlich, namentlich die Frauen, die eine ganz beſondere Art ſich zu kleiden haben und nicht wie die übrigen Griechinnen den Kopf mit dem Feſſe bedecken.

Nun ging der Ritt ohne Weg und Steg, ſteile Berge in die Höhe, über Gräben und Hecken, immer nach den höchſten Punkten hin. Oben bei einer Hütte angelangt, deren Bewohner großen Schrecken verriethen und wahrſcheinlich nie Pferde auf ihrem ſteilen Felſen geſehen hatten, ließen wir uns von einer Frau Trauben geben, die wir mit gutem Appetit verzehrten, während die ganze Bewohnerſchaft die traubeneſſenden Reiter anſtaunte. Zeichen mußten ſtatt der Sprache dienen, da wir keinen Dolmetſcher bei uns hatten. Nun

ging es wieder im Galopp über ein altes Flußbett, voll von Steinen und Kieſeln, bis wir eine neue felſige Anhöhe zu erklimmen fanden. Die Pferde kletterten wie die Ziegen. Bei den Ruinen eines Landhauſes, ſehr maleriſch zwiſchen Oelbäumen gelegen, machten wir Halt; ein paar ſchön gewachſene, feſtlich geſchmückte junge Griechen fanden ſich ein, um die Pferde zu halten. Ich benutzte die Gelegenheit, die ſchönen Leute mit edlen und ſtolzen Geſichtszügen zu ſkizziren. Der eine trug ein ganz weißes Koſtüm, nur die Beinbedeckung war von ſcharlachrothem Tuche mit Silberſchnüren und der Gürtel ebenfalls von rothem Sammt, durch und durch mit Gold geſtickt; der letztere enthielt ein Paar mit Silber ausgelegte Piſtolen mit langen ſchmalen Griffen nebſt einem langen und einem kürzern Dolche. Das Zeichnen machte ihnen viel Vergnügen, denn ſie ſchienen ſehr eitel auf ihre Schönheit und ihren Putz zu ſein.

So ſchön der dichte und rieſenhafte hohe Olivenwald hier auch wird, ſo iſt doch die Vegetation im Allgemeinen ſchon recht verdorrt; ein paar Cyclamen und die Squilla maritima mit langem blätterloſen Stengel waren die einzigen blühenden Gewächſe; auch Inſekten giebt es nur wenig; ich ſah nur einige Käfer (Ateuchus) im Miſte, Horniſſen und ein paar weiße Schmetterlinge. Die Leute führen im Ganzen ein träges Leben; denn dieſer Olivenwald bringt ihnen ohne große Anſtrengung genug zum Leben ein; niemand denkt daran, junge Pflanzungen zu machen, und die Felder bei den Dörfern werden weder gedüngt noch geackert. Wie vor hundert Jahren bringt auch noch heute jeder Baum ſeinen regelmäßigen Ertrag und die Rebe wächſt von ſelbſt; nur in der Nähe der Stadt, wo der Boden ſehr fruchtbar iſt, waren Maisfelder und Gemüſebau zu ſehn, und zwar weit mehr als es im übrigen Griechenland der Fall iſt.

Nie hätte ich geglaubt, daß der Oelbaum, wenn er die Höhe der Eiche erreicht, ſich ſo maleriſch ausnehmen könnte; die Stämme ſind gewöhnlich voll von Löchern und Höhlen, aber von bedeutender Dicke und mit ſchöner Krone; köſtlich iſt der Schatten, den man in der Mittagshitze auf dem Kamme des Gebirges hinreitend unter ihrem Laubdache genießt. So langten wir auf Wegen, die ich zu Fuße nicht hätte paſſiren mögen, endlich wieder in der Nähe der Stadt

an, nicht wenig ermüdet, aber noch von der Erinnerung der schönen Aussichten in die meerumspülten Bergreihen belebt. Da ich noch einige Einkäufe machen wollte, war mir die Erlaubniß, bei der Besichtigung der Festungswerke der gegenüberliegenden Insel Vido zurückbleiben zu dürfen, sehr erwünscht. Einige Minuten später war ich wieder auf dem Dampfschiffe, und bald kam auch die Gondel des Herzogs von der Insel Vido zurückgerudert, und gab das Zeichen zur Abfahrt, die auch sogleich erfolgte. Unsere englische Reisegesellschaft fanden wir schon versammelt und die Erlebnisse wurden ausgetauscht. Gegen 4 Uhr nahmen wir unser Mittagsmahl zusammen ein, wobei die drückende Hitze in der Kajüte diesmal nicht wenig lästig wurde; dazu hatte sich nach dem Essen ein sehr unbequemer warmer Wind eingestellt, durch den das Schiff heftig an zu schwanken fing, so daß bei vielen Passagieren gegen Abend die Seekrankheit ausbrach. Die Nächte waren in unserer Koje unerträglich, die Hitze stieg darin bis auf 28°; ich nahm deshalb meinen Marinaro zu Hülfe und schlief auf dem Verdeck, bis der stark nässende Morgenthau mich wieder in die Koje zurücktrieb. — Wir waren indessen in den Busen von Patras eingelaufen und fuhren nun bald an der Küste von Livadien, bald näher an der Küste von Morea hinunter. Viele Dörfer wurden uns an den kahlen, oder mit Meerfichten und Tamarisken bewachsenen Bergen gezeigt, wo sonst berühmte Städte lagen; doch will ich nicht mit deren Aufzählung ermüden. Wirklich schön präsentirte sich keins. Um neun Uhr wendete sich das Schiff und wir stiegen bei Patras, der ersten griechischen Stadt, an's Land. Dies ist ächter klassischer Boden. Wenn man es nicht wüßte, so müßten es die mächtigen Trümmer, die weit in's Meer hinein den Hafen umgeben, und die ernsten feierlichen Gesichter der am Ufer ausgestreckt liegenden Soldaten sagen. Einen weiten Platz, umgeben mit kleinen steinernen Gebäuden, durchwanderten wir, ehe wir in die wirkliche Stadt kamen. Alles wimmelte hier von regen thätigen Menschen; einige derselben wälzten Fässer, andere nagelten Kisten zu; hier arbeitete ein fleißiger Schuhmacher vor seiner Thür, dort ein Schneider mit wenigstens einem Dutzend Gesellen; hier hat man gar angefangen, einen Kanal mitten durch die Straße zu graben und eine

Menge Pflasterer arbeiten an dem neuen Marktplatze: kurz eine Geschäftigkeit herrscht hier, wie sie in andern großen Städten Griechenlands nicht wieder angetroffen wird.

Die Stadt ist ganz neu; von der alten, die weiter westlich und nach Art der alten Hafenstädte Griechenlands weiter vom Meere entfernt lag, sind nur noch Trümmerhaufen sichtbar; Alles ist durch die Türken gräßlich verwüstet. Mit großem Eifer wird jetzt an der neu sich erhebenden Stadt gearbeitet, selbst lange Säulengänge sind schon auf Kosten der Regierung gebaut worden, um die zukünftigen Straßen zu bezeichnen, obgleich in ihrem Schatten noch keine Boutiquen oder Wohnhäuser entstanden sind. Weiter nach dem Berge zu verwandeln sich freilich die Häuser in unreinliche Ställe, und unter den sauber gekleideten Männern liefen schmutzige Krüppel und ganz nackte Zigeunerbuben umher; hie und da sah man auch ein paar alte Weiber mit wirrem Haar sich durch den Schmutz schleppen, der in den Straßen herrscht, denn die schönen Quellen, welche oben am Berge entspringen, verwandeln sich bei der großen Hitze, da ihnen niemand ein Bett gräbt, in einen stinkenden Sumpf, ehe sie die Mitte der Stadt erreichen, während sie als fröhliche Bäche mit Vegetation umgeben sich ins Meer ergießen könnten. An den von Schweinen durchwühlten Morast schließt sich gleich der dürre, blatt- und grasloſe Staubboden an.

Als wir die Hälfte des Berges, auf dem das prächtig erhaltene Kastell sich erhebt, erstiegen hatten, sahen wir wiederum, wie die schönen Quellen schrecklich gemißbraucht wurden. Man wollte nämlich ein Haus bauen; dazu war nichts nöthig, als den Trümmerboden etwas umzuhacken und einen Kanal von der Quelle hineinzuleiten. In diesen Sumpf wurde dann Stroh und trocknes Gras gestreut, um die Steine zu bereiten, die an Ort und Stelle gleich verbaut werden. Auf der Spitze des Berges mußten wir uns durch große Trümmerhaufen einen Weg zu dem halbzerstörten venetianischen Kastell bahnen. Eine kleine eiserne Thür war nur angelehnt; wir drangen ein und fanden hier eine starke Abtheilung von griechischen Soldaten auf das Malerischste gruppirt. Es giebt wirklich nichts Netteres, als diese schöne griechische Tracht. Die Jacken

waren hellblau mit Silber, die Skalze von demſelben blauen Zeuge, Fuſtanellen und Aermel weit und weiß; ein breiter Säbel, viele Piſtolen, ein ſehr langes Gewehr und der rothe Feß auf dem Kopfe vollendete ihr kriegeriſches Ausſehen. Zum Theil ſaßen ſie auf einer halb zerfallenen Treppe, das Gewehr im Arm; eine andere Gruppe ſpielte Karten unter einem Feigenbaume auf den Trümmern eines marmornen Brunnenrandes; andere waren beſchäftigt, die Maulthiere, welche Proviant brachten, abzuladen. Ein Kapitain von rieſenhafter Größe, mit furchtbarem, ſchwarzen Schnurrbarte und vielen Denkmünzen an der Jacke, ging umher und las brummend aus einem ſchmutzigen Papiere die Namen ab. Wir beſtiegen den Thurm und ſahen bald den ſchwarzbärtigen Kapitain mit ſeiner Kompagnie in eiligem Marſche durch das Trümmerfeld hindurchziehen; ein reizender Anblick. Tiefer unten lag die Stadt in ſchöner Unordnung, rundum die Berge von rothem Kalkſtein, gegenüber Albanien und in der Mitte der blaue Meerbuſen, voll von Segeln. Nachdem wir uns an der ſchönen Ausſicht gelabt hatten, gingen wir zu einem andern Thor der Feſtung hinein und fanden hier den Urſprung der Quelle, welcher mit ſchönem, friſchen Grün umgeben war. Beſonders erquickend war der Anblick einer ungeheuer großen Platane, der einzigen, die die Türken ſtehen gelaſſen haben, weil ſie ihnen diente, die Griechen daran aufzuhängen. Dicht am Brunnen fanden wir ein kleines Haus zwiſchen Bäumen, ein Plätzchen gar zu einladend, um ſich nicht gern dort niederzulaſſen. Die Bewohner des Häuschens brachten ſchnell Stühle und Tiſche ganz unaufgefordert, holten friſches Waſſer und boten uns Weintrauben, nur um das Vergnügen, uns anzuſehen, genießen zu können. Das Kaſtell mit der Platane wurde bald zum Gegenſtand des Skizzirens genommen. Nun kamen von verſchiedenen Seiten neugierig die Leute herzu, lauter wunderhübſche Geſichter, ehrlich ohne den ſpitzbübiſchen Ausdruck, ſonnenverbrannt, aber reinlich; vor allen zogen zwei wunderſchöne 10—11jährige Jungen meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich zeichnete den einen; er ſtand ehrbar ſtill, unbewußt, was ich mit ihm anfangen würde. Männer, die ſich herzugedrängt hatten, um mir über die Schulter zuzuſehen, fingen an das Ding zu merken, und als

ſie endlich die Aehnlichkeit entdeckten, riefen ſie einmal über das andere: Καλόν! καλόν! und nun wollte ein jeder gezeichnet ſein; jeder drängte ſich auf den Platz, wo der Knabe geſtanden hatte, ſchlug ſich auf die Bruſt und demonſtrirte mit ungeheurer Lebendigkeit, ſich in die beſte Poſitur ſetzend und die Kleider zurecht rückend. Es war ein wunderhübſches Schauſpiel. Einem der feinſten unter ihnen, der die beſten Kleider hatte, wurde die Ehre zu Theil, abkonterfeit zu werden; und als er endlich auf dem Papier ſtand, konnten ſich der Kerl und ſeine Nachbaren vor Freude gar nicht laſſen; er ſprang bald auf dem einen Beine, bald auf dem andern, knackte mit den Fingern und redete in einem fort; endlich nahm er Graf Gr. und mich bei Seite und zog uns faſt mit Gewalt in ſeine nicht weit von da befindliche Hütte hinein, holte ſeine Waffen hervor, zeigte uns ſeine im Türkenkriege gewonnenen Münzen, und legte uns ſeine beſten Gürtel und Jacken vor; dann ging er in den kleinen Garten, riß mit beiden Händen Trauben ab, die er uns anzunehmen zwang, und pflückte außerdem für jeden von uns einen großen Strauß wohlriechender Kräuter.

Als wir zum Brunnen zurückkamen, fanden wir den alten von Gram und Strapazen gebeugten Konſul dort, der ſeinen Beſuch ſchon vorher hatte anmelden laſſen. Er ſprach wenig, da er nur italieniſch und griechiſch verſtand, und ſah bei all unſerm Jubel ſehr ſauertöpfiſch aus, während wir uns amüſirten, die kleinen braunen Jungen mit den ſchönen, ſchwarzen, freundlichen Augen nach Geldmünzen ſpringen und Rad ſchlagen zu laſſen. Indeß hatte der Graf Gr. eine Menge der anderen Leute um ſich verſammelt, denen er Experimente mit einem chemiſchen Feuerzeuge vormachte. Wie ſie die Augen aufriſſen und den Kopf ſchüttelten, als der Zunder mit einem Knalle zu brennen anfing! Einer war ſo kühn, es ſelbſt verſuchen zu wollen; als es endlich gelang, wurde er von den andern angeſtaunt und wußte ſich ſelbſt vor Freude nicht zu bergen, und alle riefen dazu im Chor ihr καλόν! καλόν! — Während ſolcher Unterhaltung ging die Zeit unvermerkt hin und wir mußten an den Rückweg nach der Stadt denken. Es fand ſich jedoch, daß wir noch ein wenig Zeit bis zur Abfahrt hatten, die wir dazu nutzten, uns in einem Hauſe, das ganz unter Korinthen-Weinlauben verborgen war,

die Korinthenvorräthe zeigen zu lassen. Leider waren die schönen Früchte alle schon zum Trocknen ausgebreitet, und man erklärte uns, wie bei ihrer Zubereitung verfahren würde, ohne uns von den sehr schmackhaften und hochgeschätzten Trauben anbieten zu können. Dann sahen wir dem Unterrichte einer Schaar kleiner Kinder zu, die alle in einer schmutzigen Hütte auf einem Stücke groben Zeuges an der Erde saßen und von einem alten Manne im Lesen unterrichtet wurden. Die Abc-Bücher waren alle anstatt des Einbandes mit dem Rücken in einen Rohrstab eingeklemmt. Die größeren Kinder hatten eine Art Katechismus. Endlich ruhten wir uns noch ein paar Minuten in einem sehr besuchten Kaffe auf dem Marktplatze. Hier wimmelte es von Leuten jedes Ranges und Standes; schmutzige braune Kerle mit weißen Schnurrbärten und nothdürftiger Bedeckung, und feine Dandys mit dichtgefalteten, blendend weißen Fustanellen, dicker Goldstickerei auf den rothen Jacken, einem prachtvollen Gürtel, einer ellenlangen Troddel auf dem hohen Feß, roth saffianenen Schuhen und scharlachner Skalze. Einer unter ihnen zeichnete sich durch Schönheit, langes Haar und stark geschnürte Taille aus; er war ein Palikare.

Die meisten Leute saßen draußen, wie es in Griechenland Mode ist, ohne etwas zu genießen, als etwa ein Glas Wasser, mit den Rosenkränzen spielend. Vor dem Haupteingange saßen zwei Musikanten, die eine abscheuliche Musik aufführten; der eine, ein alter Mann, schrapte auf einer Geige, wozu der andere mit einem Zahnstocher auf einer achtsaitigen Guitarre kratzte; nur die obere Saite wurde gegriffen, die andern bloß gekratzt. Im Innern des Kaffe's verkaufte man auch Blutegel, die in großen Flaschen am Fenster hingen. Während ich sie betrachtete, erhob sich vorn ein furchtbarer Lärm; der alte Mann wurde von einem jüngern aus dem Stuhl geschoben und der Geige beraubt, und dieser fing nun seinerseits an, seine Kunst zu produciren. Er hatte gesehen, daß der Alte reichlich belohnt war und glaubte als ein größerer Künstler auch auf Belohnung Anspruch machen zu können. Unter einer Art Tusch dieses Musikchors, der mit grunzendem Gesange begleitet wurde, verließen wir das schöne Kaffe und bald darauf Patras.

Die Nacht auf dem Schiffe war schön und mondhell, so

warm, daß ich es vorzog, im Marinaro auf dem Decke zu schlafen. Um 6 Uhr wurde aufgestanden; denn um 4 Uhr sollten wir in Begleitung unserer Engländer nach Korinth auf dem Wege sein. In der Morgendämmerung übersah man schon den alten korinthischen Hafen, das Ende des Meerbusens, der hier einem Landsee gleicht und an dem jetzt das jämmerliche Nest Lutraki liegt. Die kahlen Felsen erheben sich zu beiden Seiten an 1000′ hoch und leuchten röthlich; die Ufer sind baumlos aber mit grünen Tamarisken und Lentiseussträuchern bewachsen. Außer den bestellten Pferden fanden wir noch eine große Menge anderer, die der von Athen unsertwegen abgeschickte Gesandte uns bestimmt hatte. Somit war große Auswahl vorhanden; dennoch bekam ich irrthümlicher Weise statt eines Pferdes ein bescheidenes Maulthier, welchen Tausch ich indessen trotz der Kette, die statt des Zaumes diente, und trotz des hohen Pferdesattels nicht zu bereuen Ursache hatte. Unsere Karavane, wohl zwanzig Personen stark, bewegte sich im schnellen Trabe über den Ufersand durch die niedrigen grünen Büsche. Immer höher dehnten sich die kahlen Gebirge vor uns aus und in einer halben Stunde lag Akrokorinth vor uns. Die Gegend wurde immer kahler, je näher wir dem Sitze der alten Pracht kamen, bis wir zuletzt uns nur über ganz pflanzenleere Steinfelder und Trümmerhaufen bewegten. Traurig und immer trauriger sah die bisher grüne Ebene aus; endlich tauchten melancholisch einige Mauern aus alter Zeit hervor, an die sich fensterlose Baracken anlehnten. Sechs hohe und starke Säulen sind die einzigen Monumente, welche von aller versunkenen Schönheit übrig geblieben sind. Diese weite trümmervolle Ebene war ehemals mit prachtvollen Straßen und Palläſten vom Berge der Akrokorinth an bis zum Meere bedeckt: jetzt sieht man nur einige zwanzig erbärmliche Häuser, die auf einem Flecke zusammenstehen; ebensoviel liegen hier und da zerstreut. Von Kultur des Bodens war keine Spur zu entdecken; doch verriethen große Weinfässer, die hier und da in den zerbrochenen Mauern standen, daß Weinbau irgendwo getrieben werde. Wir kamen an dem Amphitheater vorbei; der Professor Roß, der berühmte Alterthumskenner, uns vom König entgegengeschickt, machte darauf aufmerksam, sonst würde ich in der etwas an der Seite ausgehöhlten

Niederung eher einen ausgetrockneten Teich erkannt haben, so wenig Spuren vom alten Mauerwerk sind übrig geblieben; nicht einmal die Sitze oder Stufen sind mehr zu erkennen. In der Stadt verweilten wir nicht, sondern ritten gleich auf einer alten verfallenen venetianischen Straße, die sich uns hier und da in Bruchstücken früherer Pflasterung zeigte, aber den klimmenden Pferden eher ein Hinderniß war, als zur Erleichterung diente, an dem Berge zur Akrokorinth hinauf. Die Straße geht durch Abgründe und über Felsen und ist oft gefährlich, denn der Berg ist sehr hoch und steil. Nach einer Stunde kamen wir am ersten Thore an. Hier ist die Festung noch ziemlich wohl erhalten; es findet sich auch eine Besatzung dort von etwa dreißig Mann. Von diesem Thore aus gingen wir zu Fuße, bald an den Trümmern einer von Marmorsäulenstücken erbauten türkischen Moschee, bald an einem griechischen Leichensteine, bald an einer venetianischen Cisterne oder dem Mauerreste einer christlichen Kapelle still haltend: denn es ist kein Jahrhundert, das nicht hier seine Denkmäler errichtet hätte; sie liegen freilich jetzt alle in Schutt und Trümmern, und die der schönsten Periode sind am tiefsten darunter begraben. Auf der äußersten Spitze setzten wir uns nieder auf ein paar Säulen vom Tempel der Aphrodite (es sind nur Stücke, die einem Archäologen wie Professor Roß erfordern) und betrachteten Korinthus Landesenge, auf beiden Seiten das blaue stille Wasser, todt ohne alle Schiffe, die beiden großen Prachthäfen vom alten Korinth. Wie schmal sah die Landenge von oben aus und wie nah erschien der Helikon und der Parnaß am gegenüberliegenden Ufer. Auch sie sind jetzt kahle Bergrücken, die einst wunderschön mit Fichten- und Eichenwäldern umkränzt grünten. Schade, daß die erstorbene Vegetation einen so äußerst melancholischen Eindruck hervorbringt; wohin man auch das Auge wendet, die Menschen fehlen, die Bäume fehlen, nur neugierige Engländer sieht man mit Fernröhren nach den Spuren ehemaliger Größe forschen. — Trotz der brennenden Sonnenhitze geht das köstliche Quellwasser, was in den unterirdischen altgriechischen Wasserleitungen, die selbst die vielen Jahrhunderte der Barbarei nicht haben zerstören können, gesammelt wird, niemals hier auf dem glühenden Felsenscheitel aus.

Bei der drückendsten Hitze kletterten unsere Thiere wie Katzen die fürchterlichen Wege hinunter und bald fanden wir uns bei einem frugalen Mittagsmahle im schmutzigen Wirthshause zusammen.

Unter vielen andern Dingen war besonders der Wein völlig ungenießbar. Die nachlässige Behandlung desselben während der Gährung würde bald der Anlaß völliger Verderbniß sein; deshalb setzt man dem Weine, um ihn haltbar zu machen, Fichtennadeln und Harz im Ueberfluß zu, so daß er dadurch einen widerlichen, harzigen Rhabarbergeschmack bekommt. Nach Stillung des Hungers bestiegen wir wieder die Pferde, um unter der Leitung des Professor Roß das sogenannte Stadion, das große Theater auf Korinthus Landesenge und Poseidon's Fichtenhain in Augenschein zu nehmen. In einer Stunde, die wir auf ziemlich ebenen Wegen zurücklegten (eine auffallende Erscheinung in Griechenland), erreichten wir die Stelle. Das Theater und die Ruinen eines Tempels liegen ziemlich nahe bei einander. Es sind riesenhafte Denkmäler antiker Baukunst. Die Steine, welche noch den Umkreis des Theaters bezeichnen, wo einst mit langsam abgemessenem Schritte die Erinnyen wandelten, sind Stücke von 12—14′ Länge und 8′ Höhe. Daß dennoch ein solches Werk hat zerstört werden können, und wie es geschehen, davon geben die ganz nahe dabei liegenden Trümmer eines türkischen Kalkofens die beste Belehrung; ganz so wie auf der Akropolis die mit Säulenknaufstücken vermischten Bombenhälften. Poseidon's Fichtenhain besteht nur noch aus einigen höchstens funfzigjährigen Bäumen; der alte Bestand mag wohl oft niedergebrannt sein, und die jungen Bäume verstümmelt man absichtlich, um Harz zur Weinbereitung von ihnen zu gewinnen Auf der 600 Fuß langen Arena fanden wir noch Mosaik-Stücke und eine Kupfermünze. Nachgrabungen sind weniger gemacht, als man vermuthen sollte. Es finden sich auch noch viele Gräber bei Korinth, von denen wir eins eröffnet sahen. Wir verließen nun die Trümmer des alten Korinth und kamen in einer Stunde vom Theater an den Punkt des korinthischen Meerbusens, wo uns ein anderes Dampfschiff aufnehmen sollte, um uns nach Athen zu führen. Der Abfahrtsort Kechries besteht aus einer Reihe niedriger Hütten. Es war aber dort ein Gedränge, was an's Unglaubliche grenzte; ganz

Griechenland schien zusammengeströmt zu sein, wie vormals zum Kampfe der Wagen und Gesänge. Auf dem Dampfschiff drängten sich alle in Haufen zusammen, viele noch in große Schaafpelze gehüllt, um die Hitze zu vermeiden; bald war kein Platz mehr zum Gehen oder Stehen frei, denn Alles lagerte sich auf dem Verdecke familienweise zusammen. Man sah viele elegante Trachten, viel silberne, schwere Säbel und Pistolen, viel festgeschnürte Taillen; aber wenig schöne Gesichter. Der Minister kam, uns abzuholen, und gab uns auf dem Dampfschiffe ein schönes Diner. Endlich trat die Abendkühle ein, nach einem so schwülen Tage, unter so vielen dicht zusammengedrängten Menschen ein großes Labsal. Um halb 9 Uhr fuhren wir in den Piräus ein. Leider ward mir der Auftrag, bei dem Gepäcke so lange zu bleiben, bis das Verlaufen der Menschenmasse erlaubte, es an's Land zu schaffen, wo es die königlichen Wagen sogleich in Empfang nehmen sollten. Das Gepäck war endlich am Lande, allein die versprochenen Wagen fanden sich nicht; so warteten wir bis 10 Uhr, länger zu harren erlaubte die Unsicherheit der Landstraße nicht. Zum Glück bekam man noch für vieles Geld einen Wagen und fuhr nun auf einer ungeebneten Landstraße den unheimlichen Weg durch einen dunklen Olivenwald hin. Ich war indessen so müde, daß ich trotz dem Vergessen meines Hirschfängers, den ich noch denselben Tag an der Seite getragen hatte, bald fest einschlief, und als wir endlich die Nähe der Stadt erreichten, nur mit Mühe durch den Ruf meines Begleiters: „die Akropolis!“ aus dem Schlummer geweckt werden konnte. Viel vermochte man nicht zu erkennen, aber was zu sehen war, wie einzelne Palmen und viele Ruinen, sah traurig und trübe aus; die Straßen eng, die Häuser elende Baracken, viel Unrath und Schutt. Es war 11 Uhr, als ich im Hôtel de l'Orient abstieg. Da ich mich in Folge der Anstrengung und der Hitze des Tages etwas unwohl fühlte, blieb ich am folgenden Tage ziemlich ruhig zu Hause, oder machte doch nur kleinere Partien mit einem Engländer zusammen, z. B. nach dem Jupiterstempel, von welchem noch achtzehn ungeheuere Säulen (60′ hoch) stehen. Er liegt dicht hinter dem abgesondert in der Ebene stehenden Hotel; denn der leer gelassene Raum ist bloß Andeutung eines Platzes, der noch

entstehen soll. Die Häuser fehlen bis auf das Hotel und das köstliche, aus dem Marmor des Penthelikon gebaute Schloß, welches sich über eine große Fläche ausdehnt, und die leere Trümmerallee angenehm belebt. Ein weiter erhöhter Platz befindet sich vor dem Schlosse, an welchem Marmortreppen hinaufführen; rechts liegt das Hôtel de l'Orient, links das Gebäude der bairischen Gesandtschaft, tiefer leider, als der Platz vor dem Schlosse. Der Berg daneben ist der Lycabettus, dann folgen das Schloß und die Säulenreste des Jupitertempels. Wie melancholisch sehen doch die Reste der verschwundenen Pracht neben den modernen Bauwerken aus.

Am folgenden Tage, es war ein Montag (21. September), bestieg ich mit den Engländern, welche die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatten, die Akropolis, die jetzt wieder gesäubert und aufgegraben wird. Große Haufen von Bomben liegen da überall, wohin man sieht, und ihre Größe giebt Aufschluß, weshalb so mancher sechsfüßiger Marmorblock von seinem Piedestal hat weichen müssen, und weshalb der Boden schneeweiß ist von zertrümmertem Marmor. Viele hohe Säulen, die Jahrtausende stehen, zeigen auch, wie das Feuer und die Alles verschlingenden türkischen Kalköfen gewüthet haben.

Das Parthenon macht einen unglaublich erhabenen Eindruck; es ist das schönste Denkmal des Alterthums, welches ich gesehen habe. Die kolossalen Basreliefs, welche sonst die Frontispice ausfüllten, sind freilich jetzt im british Museum, wohin sie Lord Elgin hat bringen lassen. Ich habe sie dort auf dem Boden stehen sehen, wo sie einen traurigen Anblick gewähren, wie Alles, was aus seinem rechten Standpunkte in der freien Luft heruntergerissen ist. Dagegen haben die Abtragung und Aufgrabung der alten türkischen Moscheen und Gebäude eine große Ausbeute an schönen Marmortrümmern gegeben; ein eigener Schuppen bewahrt die zerbrochenen Statuen und Friese auf, ein anderer die Vasen und Münzen.

Die Tempel des Erechtheus, des Apollo und des Bacchus sind hin und wieder zerstreute kleine Säulenreste, keiner zwar so groß als das prachtvolle Parthenon, alle aber in ihrer Art schön und Erstaunen erregend. Hätte die Sonne nicht so gewaltig gebraunt, wie gern wäre ich noch stundenlang auf den hohen Marmorstufen sitzen

geblieben und hätte noch länger die großen Trümmer der Vorzeit über mir und die schmutzigen Schutthaufen der Gegenwart unter mir angesehen.

Beim Herabsteigen fielen mir die großen Haufen Menschenknochen auf, die man in jeder Vertiefung liegen sieht. In der Stadt selbst sind sie schon verschwunden. Diese besteht bis jetzt nur aus einer einzigen, mit vieler Mühe erträglich gemachten Straße, welche gerade auf das Schloß zuführt; in der Mitte derselben steht eine alte christliche Kirche in maurischem Styl gebaut, ganz gebräunt und kümmerlich niedrig, wenn man die sechzig Fuß hohen Säulenschäfte dagegen hält. Sie ist ganz von schmutzigen Marktbuden umgeben, in denen Früchte und Eßwaaren verkauft werden; hinter ihr geht die Verlängerung der Hauptstraße noch etwas weiter und führt zu dem bedeutendsten Kaffe der Stadt, welches nicht weit von der Kirche entfernt liegt, dem Κουφεῖον τῆς Ἑλλαδος (gesprochen coffion tis Ellavos). Es enthält eine große Stube mit einem Billard darin, ganz vom Schmutze starrend, zwei Eingänge mit Glasthüren, schmutzige, weiß vermalt gewesene Tische und eine Unzahl Faullenzer, die schlechte Papiercigarren rauchen und ein Glas Wasser trinken. Man kann aber auch Kaffee, Chocolade und, wenn man genau die Stunde abpaßt, etwas Eis bekommen. Barfüßige, schmutzige Burschen in griechischer Tracht bringen das Verlangte, wenn man das Glück hat, sich ihnen verständlich zu machen.

Weit von der Stadt ab liegt ein Schauspielhaus in einer Straße, der noch die Häuser fehlen; die Universität und das Hospital finden sich in einer leidlich hübschen Gegend, die jetzt mit freundlichen Häusern bebaut wird. Hier sieht man die einzigen grünen Bäume. Gräßlich sind dagegen die der Akropolis zunächst gelegenen Stadttheile; hier starrt Alles von schmutzigen Ruinen; doch sieht man fast keine Mauer, in der nicht bunte Säulenstücke, Köpfe oder Leiber von Statuen vermauert wären. Zwischen diesen Ruinen laufen braune, schmutzige Kinder und häßliche alte Weiber in Lumpen umher. An manchen Stellen liegt der Schutt 24′ tief und man stößt beim Graben auf die Köpfe von stehenden Säulen.

Am Dienstag (22. September) hatte ich die Ehre, dem Könige

und der Königin vorgestellt zu werden, und seit dieser Zeit bin ich fast alltäglich am Hofe und habe an allen Landpartien lebhaften Antheil genommen. Der König ist ein junger Mann mit einnehmendem, immer freundlichem Gesichte. Er trägt das griechische Kostüm beständig und legt den breiten Silbersäbel nie ab. Er hatte die Gnade, gleich zuerst in eine lange Unterredung mit mir sich einzulassen und schien auch in den folgenden Tagen mit Vorliebe ein Gespräch über zoologische Gegenstände zu suchen, zumal wenn ich die Ehre hatte, ihm bei Tafel gegenüber zu sitzen. Die Königin ist eine zierliche, muntere, bewegliche Dame, die stets eine heitere Laune zeigt und alle Partien selbst zu arrangiren liebt, die ein rasch galoppirendes Pferd einer Theegesellschaft und gesellige Spiele im Freien den musikalischen Unterhaltungen vorzieht. Obgleich ihre Hofdamen im eleganten griechischen Kostüm waren, trug sie sich immer sehr einfach auf deutsche oder französische Weise. Am besagten Tage ging es zur Ruine der Bergfeste Phylae, am Hymettus gelegen. Es war ein grausenhafter Ritt, und ich hätte auf diesen Pfaden nicht zu Fuß klettern mögen; allein mit griechischen Pferden war dieses vierstündige Auf- und Abklettern nur eine Kleinigkeit, welche die Königin und ihre Damen im Galopp abmachten, während mir die Abgründe und die losgetrennten, hinunterstürzenden Steine nicht selten große Bedenklichkeiten verursachten. Professor Roß war beständig voran, um vorkommende Zweifel zu lösen und Alterthümer zu erklären. Leider ist die Zeit zu kurz, sonst würde ich viel Gelehrsamkeit, die ich unterwegs aufgeschnappt habe, auskramen.

Die Aussicht von den kolossalen Felsblöcken der alten Festung war entzückend. Athen, d. h. das weiße königliche Schloß in der blauen Ferne, die tannenbewachsenen Berge in rother Beleuchtung, überall aber graue Klippen vorherrschend. Um 9 Uhr kamen wir zu dem Dorfe zurück, bis zu welchem uns die Wagen geführt hatten. Es ist ein großes und reiches Dorf. Hier fanden wir das königliche Zelt aufgeschlagen und ein herrliches Diner wurde serwirt, bei dem nichts fehlte, was einen verwöhnten Gaumen erfreuen kann. Während des Essens kam die Bevölkerung herbei, die Männer in weißem wollenen Zeuge, den Kopf bis auf den langen Haarschopf hinten ganz kahl geschoren; die

Weiber mit Tüchern um den Kopf und langen weißen, sehr nett mit schwarzen Zeugstreifen benähten Röcken. Kinder reicher Eltern zeichneten sich durch rothe Kappen aus, die ganz mit alten Gold- und Silbermünzen besetzt waren, so daß es von weitem aussah, als trügen sie Helme. Lustige Feuer wurden angezündet und brannten bald rund um das Zelt. Nun erhob sich plötzlich ein klagender Gesang, zu dem die in einer Reihe aufmarschirten Burschen unter der Anführung eines geschickten Vortänzers einen sehr graziösen Tanz ausführten. Sie fassen dabei sich an den Händen, die fortwährend geschwungen werden, und ahmen alle Bewegungen des Vortänzers nach, jedoch weniger lebhaft. Der Pas besteht in drei schnellen Schritten vorwärts und einem langsamen zurück; dadurch, daß alle zugleich dieselbe Bewegung machen, bekommt der Tanz etwas Feierliches und Abgemessenes. Nur von Zeit zu Zeit steigert sich das Tempo, der Vortänzer knackt mit den Fingern, schnellt sich in die Luft und wirft sich an die Erde, ohne aber die Hand loszulassen. Die ganze Reihe geräth dadurch in lebhafte Schwingungen, doch thut kein einziger einen falschen oder unzeitigen Schritt.

Aehnlich ist der Tanz der Weiber, nur daß bei ihnen die Hände um eine zwischenstehende Person fortgereicht werden, so daß die erste, dritte und fünfte und wiederum die zweite, vierte und sechste sich angefaßt haben; im Uebrigen derselbe Schritt, dieselbe traurig einförmige Klagemelodie, aber dieselbe Leidenschaft für den Tanz und dieselbe Ausdauer. Nie tanzen Männer und Frauen miteinander. Das Aufhören des Tanzes war schwieriger zu bewirken, als das Anfangen. Es wurden nach seiner Beendigung nun auch unsererseits interessante Spiele im Freien gespielt, wobei wieder der König und die Königin durch Behendigkeit sich auszeichneten. Endlich wurde auf Antrieb der Königin ein Wettlauf von den jungen Mädchen des Dorfs ausgeführt, was ungeheures Gelächter gab. Confect und Geld auf eine Kiste gelegt war das Ziel; die Begeisterung und Wuth der Kleinen und das Gedränge um die Kiste, wohin die meisten mehr auf dem Kopfe als auf den Füßen gelangten, gewährte wirklich ein hübsches Schauspiel.

Es war dabei eine Ungebundenheit und allgemeine Heiterkeit in

der ganzen Gesellschaft, wie ich sie in Griechenland, bei den so aufgeregten Zeiten, von denen wenigstens die Zeitungen schreiben, wahrlich nicht vermuthet hätte. Als wir endlich um 11 Uhr in den Wagen stiegen, hörten wir noch lange das Jauchzen der ehrlichen Dorfbewohner, und ihr „Ζήτω ὁ βασιλεύς" (Sito o vasilews) tönte noch lange nach. Hätte ich nicht nach dieser noch drei Landpartien ganz ähnlicher Art mit dem Hofe von Griechenland gemacht, so würde ich diesen Abend für eine der interessantesten und angenehmsten Erinnerungen der Reise halten. Die Liebenswürdigkeit der Majestäten scheint bei näherer Bekanntschaft zuzunehmen und damit auch der Geschmack, den ich an diesen Festen zu finden anfange. Leider sind sie Schuld, daß ich diesen Brief nicht, wie ich sollte, gehörig bedacht und ausgeschrieben habe. Kein Augenblick war mir frei; ich habe eine Menge Bekanntschaften gemacht, die Zeit kosten; so bleiben mir nur die nächtlichen Stunden, wenn ich vom langen Reiten, Tanzen und Essen ganz und gar ermüdet bin, übrig, eine Zeit, die man zu Allem andern, nur nicht zum Tagebuch- oder Briefschreiben gebrauchen kann. Auf dem Dampfschiffe, welches am 30. Sept. von hier über Syra nach Alexandrien abgeht, werde ich Zeit finden, das Fehlende von fünf Tagen nachzuholen.

Wenn die Reise so fortgeht, so wird meine Stellung eine sehr freundliche und angenehme sein, und von übermäßiger Anstrengung ist nicht die Rede. Man hat uns die Griechen überall als Diebe und Räuber geschildert; ich habe fröhliche, gutmüthige, herzliebe Leute gefunden. So wird es wohl auch in Afrika und Indien gehn und die erwarteten Gefechte mit wilden, mordgierigen Wegelagerern werden wohl nie aufgeführt werden.

Nachtrag zum erſten Briefe.

Aus dem Tagebuche.

Athen, den 28. Sept.

Meine Abſicht, den Lykabettus zu beſteigen, wurde heute Morgen zum zweiten Male vereitelt, indem ich zu ſpät erwachte; denn die ſchönen gazenen Vorhänge ſind eine herrliche Erfindung gegen die Mücken, allein auch das beſte Mittel, die Morgenſtunden zu verſäumen.

Mein erſter Gang war zu dem Profeſſor Buros. Er hatte verſprochen, mich auf den Fiſchmarkt zu führen, und wir machten uns ſogleich auf den Weg. Der Markt, ein dicht zuſammengebauter Haufen von Buden, über deren Dächer nochmals alte Leinwand ausgeſpannt iſt, um die Sonnenhitze möglichſt abzuhalten, iſt ein unangenehmer Aufenthalt wegen der Menge ſchlechten Fleiſches und der Legionen von Fliegen, welche die geſchlachteten Kälber wie ein ſchwarzer Ueberzug bedecken. Von Früchten findet man beſonders Solanum melongena (Malanzars) nebſt einer andern Art Solanum deren Früchte ſehr lang, dünn und grün gefärbt ſind und viel gegeſſen werden. Kartoffeln waren als Seltenheit da, Weintrauben die Hauptſache. Die Abtheilung der Fiſchverkäufer nimmt nur einen kleinen Theil des Marktes ein, und ſoll erſt gegen drei Uhr recht beſucht ſein; es war noch zu früh, indeß fand ſich ſchon eine recht hübſche Auswahl von Fiſchen vor. Ich erinnere mich beſonders Sparus erythrinus und eine größere Art geſehen zu haben neben Exocoetus evolans, Mullus barbatus, Scorpaena, Squatina und Raja pastinaca (Trygon pastinaca).

Von dort gingen wir in das Muſeum. Ein kleines reinliches Haus iſt durch die naturforſchende Geſellſchaft, die vom Könige unterſtützt wird, dazu gemiethet; in ſeinem Erdgeſchoß befindet ſich die mineralogiſche Sammlung, und dies ſoll der bedeutendere Theil des ganzen Muſeums ſein. Ich kann allein nach der Maſſe verſteinerter Knochen aus dem Penthelikon und einem dem Lykabettus benachbarten

Berge urtheilen. Es ſind eine Menge höchſt intereſſanter Ueberreſte, die meiſten von Wiederkäuern; ein Unterkiefer ſchien mir unverkennbar dem Wallroß zuzugehören; Nilpferdknochen erkannte ich ebenfalls. Wie Schade, daß Niemand ſo viel Intereſſe an dieſen Fragmenten nimmt, ſie zu ordnen und zu beſtimmen; doch daran iſt nicht zu denken, ein Glück noch, daß ſie aufbewahrt werden.

Der zoologiſche Theil des Muſeums iſt allerdings nothdürftig beſtellt; er umfaßt die Griechenland eigenthümlichen Arten und einige durch Tauſch oder als Geſchenk erhaltene braſilianiſche. Sie ſind ſämmtlich ſchlecht ausgeſtopft. Das einzig neunenswerthe und wirklich ſeltene Stück dieſer Sammlung iſt ein gut erhaltenes Exemplar der Capra Aegagrus von der wüſten Inſel Antimilo (Phyle). Vielleicht könnte es gar eine neue Art ſein; denn wer dürfte vorausſetzen, daß der Aegagrus von Perſien her auf eine abgeſonderte Klippe jenſeit des ägäiſchen Meeres geſchleudert ſei. Der im Muſeum befindliche hatte die dreikantigen Hörner der Ziegen; ſie waren ſehr nach außen gedreht. Die Farbe des Thieres war oberhalb ſchwarzbraun, die Seiten gelbbraun.

Zu Hauſe angekommen fand ich zu meinem Erſtaunen eine abermalige Einladung zu einer Landpartie. Um 11 Uhr ging es fort. Ich kam mit einem Fräulein Kolokotroni und dem Leibarzt Treiber in einen Wagen; doch wollte die Unterhaltung nicht recht fließen, da ich keinen Gegenſtand von aushaltendem Intereſſe zu berühren im Stande war. Wir erreichten nach einer zweiſtündigen Fahrt ein unbedeutendes Dorf, Kalaki, von dünngeſäeten Olivenwäldern umgeben. Dort fanden wir das Zelt der königlichen Familie von roth und weißen Leinen auf einer dem Winde ziemlich preisgegebenen Anhöhe ſtehen. Sogleich ging's zu Pferde weiter, und mit großer Ausdauer flog die Kavallerie über ein ſehr ſteiniges Terrain hin. Mein Schimmel war trotz ſeines ſchleudernden Galopps ein ausgezeichnetes Pferd. Ueber Hecken und Dorn an manchem zerſtörten Gehöft vorbei, gelangten wir endlich auf einen ſteilen Bergpfad hinter den Hymettus; die Pferde thaten ihr Möglichſtes, allein die glatten Thonſchieferklippen ſpotteten jeder Anſtrengung, und die Mehrzahl ſtieg ab, um den Weg zu Fuß durch Terebinthen- und Fichtengeſtrüpp zu ſuchen.

Endlich sahen wir zu unsern Füßen den Feigenbaum, der den Eingang zur Nymphengrotte bezeichnet; doch hatten wir Mühe, in dieselbe einzudringen, besonders waren die Damen, denen die Königin mit gutem Beispiel voranging, in großer Verlegenheit. Mit Hülfe von Stricken und mitgebrachten Leitern gelangten wir endlich hinein; allein so schön auch die Bemerkungen des Prof. Roß über den ursprünglichen Gebrauch der Höhle waren, daß sie früher den Nymphen als dem Apoll geweiht gewesen, und ungeachtet der schönen Stalaktiten in derselben, vermochte sie nur kurze Zeit das Interesse der Gesellschaft zu fesseln. Die Damen waren schon kühner als zuvor, auf den Leitern und mit Hülfe der Stricke die steile Wand wieder zu erklimmen; denn die Lust sich zu zeigen, überwindet leicht das Vergnügen, einem gelehrten Manne zuzuhören. Der Rückweg, zu dem es anfangs schwer war die Pferde wieder zu erlangen, ging in demselben Tempo vor sich; keine Ruhe wurde ihnen gegönnt, bis wir wieder in Kalaki ankamen; doch auch jetzt war die Lust zum Spazierenreiten noch nicht befriedigt und so besuchten wir den Windmühlenberg, auf dem eine Mühle mit zwölfarmigen Flügeln stand. Da aber die Aussicht nicht besonders schön und der Wind lästig war, so kehrten wir bald zum Zelte zurück, in dem uns sodann ein schmackhaftes Mahl vereinte. Ich hatte die Ehre, dem Könige gegenüber zu sitzen und von ihm über Mancherlei befragt zu werden, wobei ich sah, daß nicht bloß die Höflichkeit, mit Jemand von Sachen zu reden, die sein Fach betreffen, sondern wirkliches Interesse für die Wissenschaft der Grund seiner Fragen war. Nach der Mahlzeit versammelte sich die ganze Dorfschaft. Ein Mann schlug die große Trommel, ein anderer blies auf einer blechernen Flöte, die große Anstrengung zu erfordern schien. Bald lud der Klang der Musik die tanzlustigen Männer ein, den Chorus zu formiren, und ihre Reihe bewegte sich in Schneckengängen bald schneller, bald langsamer in sehr graziös gemessenem Taktschritt. Dies war die Romaika. Ein anderer Tanz, der von einzelnen oder zwei einander gegenüberstehenden Tänzern ausgeführt wurde, fing langsam an und artete dann aus in ein bacchantisches Stampfen, auf die Knie Fallen und rasches Aufspringen mit schnalzendem und gellendem Pfeifen begleitet, je wil-

der die Bewegung wurde. Darauf tanzten auch die Weiber, erſt für ſich, ſpäter miſchten ſich einzelne in die Männerreihen, und als wir angeſteckt, von der Luſt nachzuahmen, wohl nicht ohne Störung in die Reihen eindrangen, kamen noch andere hinzu. Nun drehten wir uns dazwiſchen bald im Walzer, bald im ſchottiſchen Tanz, zu nicht geringer Erheiterung derer, die den antiken Chorus tanzten. Man ſuchte die moderne Grazie nachzuahmen, allein die Verſuche ſcheiterten und dienten mehr zur Erheiterung, als daß ſie einen klaſſiſchen Eindruck gemacht hätten. Die Rückfahrt bei Mondſchein, bei der ich die reizende Mauromichalis und den Grafen G. begleitete, war wunderſchön. Geſang und klaſſiſche Ueberſetzung deutſcher Lieder in das Franzöſiſche trugen nicht wenig zur Erheiterung bei.

Am Sonntag Morgen fand ich mich ſehr müde in meinem Bette; die Sachen mußten gepackt werden und leider konnte ich deshalb dem feierlichen Gottesdienſte nicht beiwohnen. Als am Nachmittage endlich Alles geordnet war, beſuchte ich mit Profeſſor Buros den botaniſchen Garten. Der Weg dahin führte an einer Waſſerleitung entlang, deren Feuchtigkeit den herrlichſten Baumwuchs möglich machte. Es war beſonders die Melia Azedarach, welche hier köſtlich gedeiht, in drei Jahren zu einem Baume erwächſt und gelbe Fruchttrauben trägt. Alle dieſe Bäume ſind aus dem botaniſchen Garten hierher verpflanzt, deſſen Nähe ſie verrathen. Vor dem Eingange fanden wir die Frau des Directors, die uns hineinführte und ſehr freundlich Bouquets darbot. Im Garten ſelbſt war eben nicht viel Ausgezeichnetes zu ſehen, Brouſſonetia, Melia, Cereis und Syringa mit der zweiten Blüthe, Roſen und Coſtus, außerdem viel Obſtbäume und andere Baumzöglinge. Der Director wohnt in einem türkiſchen Gebäude, an welchem die von außen aufſteigende Treppe mit einer Zugbrücke noch an den Paſcha erinnert, der hier einſt hauſ'te.

Die Frau konnte es nicht unterlaſſen, uns die Fabrikate des Herrn Directors zu zeigen, deſſen Hauptbeſchäftigung der Garten nicht iſt, wie ſich leicht aus ſeiner unendlichen Verwilderung erkennen ließ. Er hat nämlich die ſchätzenswerthe Entdeckung gemacht, den Abfall aus den Meerſchaumkopffabriken zu einem eleganten Material zu verarbeiten, welches durch Brennen waſſerdicht wird und dem Ala-

baſter an Farbe, dem Porzellan an Härte gleichkommt, aber letzteres an Leichtigkeit weit übertrifft.

Das ſchönſte Abendroth umleuchtete bei unſerer Rückkehr die Akropolis; alle Berge glänzten in einem roſenrothen Lichte. Welch prächtiger Anblick! Als es dunkelte, gewahrten wir die Feuer von Zigeunerhaufen im Blachfelde.

Der Montag ging mit Vorbereitungen zur Abreiſe hin; nach dem Eſſen begab ich mich zum Schloſſe und fuhr gegen 5 Uhr dem Piräus zu. Das heiterſte Abendlicht leuchtete am Parthenon; die weißen Säulentrümmer blickten auf uns herab, als wollten ſie uns ein Lebewohl zurufen und erweckten Erinnerungen an die Heimath. Am Hafen fanden wir die uns bekannten Engländer; einige nahmen Abſchied, andere fuhren mit uns. Noch manchen Anderen ſagten wir ein herzliches Lebewohl, die Barke ruderte fort und ſogleich donnerten die Kanonen der im Hafen liegenden Kriegsſchiffe ihren Abſchiedsgruß.

Zweiter Brief.

Mahmudie-Kanal. — Der griechiſche Hof. — Abreiſe von Athen. — Ankunft in Syra. — Die Quelle auf Syra. — Paſſagiere des Dampfſchiffes. — General El Mesari den Ismaël. — Afrikaniſche Küſte. — Alexandrien. — Moſchee. — Kaffeehaus. — Nadel der Kleopatra. — Orientaliſche Gärten. — Aegyptiſches Fort. — Säule des Pompejus. — Palais des Paſcha — Muſikanten. — Abreiſe nach Cairo auf dem Mahmudie-Kanal. — Dampfſchiff auf dem Nil. — Oeffnung deſſelben. — Der Nil und ſeine Ufer. — Schöpfräder. — Geſang der Araber. — Nächtliche Ankunft in Cairo. — Hôtel Oriental. — Esbekieh-Platz. — Citadelle. — Kaſernen. — Neue Moſchee. — Aegyptiſche Soldaten. — Tiefer Brunnen. — Menagerie. — Bazar. — Fellah-Frauen. — Türken. — Khalifengräber. — Moſcheen. — Volksbeluſtigungen.

Cairo, den 12. Oktb. 1844.

So fahre ich denn wirklich auf dem Nilkanal zwiſchen Alexandrien und Cairo, und wenn es auch noch nicht der Nil ſelbſt iſt, ſo iſt es doch gewiß ein Punkt, von wo noch nie ein Brief nach B.

geſchrieben wurde. Das Schiff, auf dem ich mich befinde, iſt ganz und gar eine holländiſche Treckſchuite wie die, auf der man von Utrecht nach Leyden fährt, und wird auch ebenſo nur mit etwas mehr Lärm von drei muntern Pferden gezogen, wozu die nackten Kerle, die Pferdetreiber, einen abſcheulichen Geſang ertönen laſſen, dem ein anderer Kerl im Schiff mit einem Sprachrohr antwortet. Auch die Umgebung des Kanals iſt gerade ſo flach wie in Holland, nur mit dem Unterſchiede, daß man dort durch Tulpen- und Hyacinthengärten und hier durch die traurigſte kahle Sandebene fährt.

Mein letzter Brief enthielt einen ſchnell zuſammengeflickten Bericht über Athen; doch glaube ich, daß die letzten Tage daran fehlten und die wirſt Du mir jetzt erlaſſen müſſen, weil ich nicht im Stande bin, mein Tagebuch nochmals zu excerpiren. Ich kann Dich nur verſichern, daß der König und die Königin von Griechenland ganz charmante Leute ſind, die wohl verdienten glücklicher zu ſein, als ſie ſind; denn das undankbare Volk, dem zu Liebe der König ungeheure Summen jährlich verwendet, wird nie zur Erkenntniß kommen. Welches Vergnügen herrſchte am Hofe, als der Prinz durch ſeine Gegenwart die Hoffeſte verherrlichte, an deren keinem ich gefehlt habe; ich glaube, es mag für gewöhnlich recht langweilig zugehen; denn es fehlt ein hoffähiger Adel, alle Deutſchen ſind verbannt. Die Geſellſchaft iſt alſo einförmig genug, beſtehend aus vier oder fünf Hoffräulein der Königin, von denen nur eine deutſch ſpricht, mehreren griechiſchen Cavalieren, unter denen mir Herr Mauromichalis, der Ordonnanzoffizier des Königs, ſehr gefallen hat; dann Profeſſor Roß, ein ſehr gelehrter Alterthumsforſcher, früher an der griechiſchen Univerſität, von welcher der dritte September manchen verdienten Mann, manche Hauptſtütze entfernt hat. Daß alſo die Freude groß war, als ein ſo höchſt liebenswürdiger Prinz mit ſeiner Begleitung etwas Mannigfaltigkeit in dies einförmige Leben brachte, iſt wohl natürlich; daher drängte ein Feſt das andere, und der Vergnügungen war kein Ende. Zwar mußte man etwas feſt auf den Knochen ſein, um nach einem ſechsſtündigen Ritte über Stock und Stein im Galopp, zu Fuß vielleicht noch zwei Stunden mit dem Pferde an der Hand über ſteile Wände und Felsblöcke herabklettern

zu können, wobei ſelbſt die griechiſchen Pferde mitunter ausgleiten, und dann am Ende des Feſtes noch die halbe Nacht unermüdlich zu tanzen in einem Klima, wo die Abendkühle einem warmen Vormittage bei uns gleicht. Das Alles habe ich aber mitgemacht und was vielleicht noch mehr zu bewundern iſt, Ihre Majeſtät die Königin war dabei immer voran, führte den Zug im Galopp über die Steinfelder hin, wo mancher, z. B. ich, nicht an Galoppiren gedacht haben würde, gab nach der Tafel neue angreifende Spiele an und ließ ihren Hoffräulein, die gewiß oft lieber das Kanapee geſucht haben würden, als im Blindekuh- und Reifenſpiel handlend einzugreifen, nicht viel Ruhe. Kurz die Partien nach dem Penthelikon, wo der köſtliche Marmor gebrochen wird und wo eine Gruppe von Pappelbäumen als Seltenheit in Griechenland es allein der Mühe werth macht, Tänze im Mondenſchein mit ſchönen Damen im prachtvollen griechiſchen Koſtüme aufzuführen, die Partien nach dem Hymettus und der Nymphengrotte waren köſtlich und haben ſich mir unvergeßlich eingeprägt, was für Eindrücke auch darauf folgen mögen. —

Doch ich vergeſſe, daß ich auf dem Nil bin; denn von Afrika wollte ich eigentlich ſchreiben. Ich berühre daher unſere Meerfahrt nur in der Kürze. Von Athen fuhren wir am Abend des 30. Septembers ab unter dem Donner der Kanonen von drei großen franzöſiſchen und zwei engliſchen Kriegsſchiffen, deren Mannſchaft ſämmtlich in den Maſten ſtand. Am Morgen des 1. Oktobers erreichten wir Syra, eine der griechiſchen Inſeln, deren Hauptſtadt gleiches Namens ſehr maleriſch auf einem kegelförmigen Berge gebaut iſt, während zwei höhere Berge einen ſchönen Hintergrund bilden. Es iſt dies der katholiſche Theil der Stadt. Alle Häuſer deſſelben ſind weiß und haben flache Dächer, auf denen man ſchläft. Die am Hafen gelegene weitläuftige griechiſche Stadt (Hermopolis) iſt bei weitem größer und enthält den ganzen Handelsſtand. Der Konſul kam uns entgegen und bewirthete uns nach orientaliſcher Sitte mit Scherbet und Konfekt. Wir durchzogen die reinlichen, gut gepflaſterten Straßen der Stadt, die auf beiden Seiten mit Läden voll Manufakturwaaren, meiſtens inländiſcher Fabrik, als Marinaro's, Pfeifen, Schuh und Zeug beſetzt waren, und beſtiegen darauf die Spitze des einen Berges, auf

dem ein Kloſter liegt. Der Weg war ſehr ſteil, und die Straßen in der Oberſtadt ſehr eng und ſchmutzig; eine Menge Schweine verſperrten den Weg, ſo daß unſere Eſel Mühe hatten, hindurch zu kommen; dabei war es eine Höllenhitze und die weißen Häuſer, ſowie die baumloſen Berge blendeten die Augen; doch war die Ausſicht oben hinreißend ſchön, obgleich alles Grüne, einige ſchöne Weingärten abgerechnet, gänzlich fehlte. Man ſah von hier über das Meer weg Paros, Naros, Delos und verſchiedene kleinere Inſeln, und auf der andern Seite erhob ſich der mächtige Berg Pyrgos, durch eine ſchroff abfallende Thalkluft vom Kloſterberge geſchieden, kahl und dürr; nur am Fuße zeigten ſich einige grüne Weingärten, mit Mauern umzogen. Der Weg zu dieſer Kluft geht über die rauhſten Klippen; dennoch ſieht man zahlloſe Frauen mit großen Amphoren auf ihm hin und her klettern. Sie holen das köſtliche Waſſer aus dem dort ſprudelnden, einzigen Quell der Inſel, um es in der Stadt zu verkaufen. Beim Rückwege ſtiegen wir, um dieſe Quelle zu beſuchen, das ſchroffklippige Thal hinab. Welch köſtlicher Schatten unter den großen Feigenbäumen an der Quelle! Dicht daneben war ein herrlicher Weingarten, oder vielmehr eine große Weinlaube mit Kalebstrauben daran, ſüß und ſaftig und höchſt erfriſchend, nachdem ſie zur Abkühlung in das friſche Waſſer der Quelle gelegt waren; wir konnten gar nicht genug davon bekommen. Da erſchien plötzlich ein Bote vom Dampfſchiff, uns ſchleunigſt zurückzurufen; wir beſtiegen alſo unſere Eſel wieder und ſetzten die muntern Thiere in einen ſauſenden Galopp. In kurzer Zeit erreichten wir das Haus des Konſuls und wenige Minuten darauf befanden wir uns auf einem großen, aber finſtern franzöſiſchen Dampfſchiffe, welches uns weiter führen ſollte. Hier zum erſtenmale drängte ſich die Nähe des Orients dem Beſchauer recht ſichtbar in allen Formen auf. Es wimmelte von Mekkapilgern aus dem weſtlichen und nördlichen Afrika. Hier lag auf einem bunten Teppich ein ehrwürdiger freundlicher Greis, deſſen gelbbraunes Geſicht gegen den weißen Bart ſeltſam abſtach. Er war ganz weiß gekleidet; der um den Kopf geſchlungene und mit dem weißen Turban befeſtigte Zipfel ſeines weißen Gewandes von dünner Seide und der großmächtige Strohhut, gelb und roth, charak-

teriſirte ihn als Beduin. Wer hätte aber geglaubt, daß dieſer kleine magere Mann mit ſeinen zart gebauten Händen und Füßen der in allen Schlachten gefürchtete El Mesari ben Ismaël, jetziger franzöſiſcher General der leichten Beduinen-Kavallerie, ſei. Er geht über Alexandrien nach Mekka, begleitet von zwei allerliebſten dunkelbraunen Jungen, die nichts auf dem Leibe haben als ein ſchmutziges Hemd und die rothe Feßmütze. Sie ſcheinen mit der größten Zärtlichkeit an dem alten Manne zu hängen, auch läßt er ſich Alles von ihnen gefallen, und zuweilen ſpielt ſogar ein Lächeln um die ſtarren Züge, wenn ſie es recht toll machen, ihn am Schnurrbarte zupfen, ſich auf ihn ſetzen und alles mögliche Poſſenſpiel treiben. Den ganzen Tag liegt er unbeweglich auf ſeinem prächtigen Teppich; ſein Zeitvertreib iſt eine koſtbare goldene Uhr, die auf halb 6 zeigt, wenn es 12 Uhr Mittags iſt; er ſieht nach ihr, um die Zeit zum Beten nicht zu verſäumen. Dies geſchieht täglich fünfmal, und er hat dazu eine eigene Baſtmatte, die er auf dem Boden ausbreitet; dann ſieht er, mit dem Geſicht nach Mekka gewandt, erſt in die Hände, macht eine tiefe Verbeugung und fährt raſch wieder in die Höhe, um ſich dann ſchnell auf die Knie und das Geſicht zu werfen. Dieſe Ceremonie wiederholt er zweimal und rollt darauf ſeine Baſtmatte wieder zuſammen. Eine eben ſo morgenländiſche Scene bieten drei zuſammenſitzende Türken mit ihren Sklaven. Sie rauchen ihre langen Nargiles (Waſſerpfeifen) mit der größten Gravität, unverwandt nach dem Brodeln des Waſſers in den Kriſtallflaſchen der Pfeifen hinſchauend. — Es waren auch Perſer da mit grünen Turbanen, roth- und weißgeſtreiften langen Talaren und prächtigen ſeidenen Gürteln; ihr Geſicht zeichnete ſich durch große Naſen und große vorſpringende Augen aus. Mehrere von den Figuren, die mir auffielen, habe ich gezeichnet; auch habe ich einem alten Türken, der an Zahnweh litt, einen großen Backenzahn ausgezogen. In Folge dieſes wurde ich häufig genöthigt, mit dieſen wunderbaren Leuten ihre Waſſermelonen zu verzehren, und es iſt nicht meine Art, ſo wohlgemeinte Einladungen zu verſchmähen.

Wie froh waren wir, als endlich die afrikaniſche Küſte verkündigt wurde; denn ſo mannigfaltig und neu auch die Bilder waren, die ſich auf dem Schiffe darboten, ſo wird man doch durch nichts ſo

leicht erſättigt, als von Kajütenluft, Oelgeruch, Dunkelheit und Maſchinengetöſe. Am flachen Geſtade, das wir in einem weiten Bogen umfahren mußten, um von einer ganz entgegengeſetzten Seite in den alten Hafen zu kommen, gewahrten wir mehrere Thürme, oder etwas dem Aehnliches; auch die Nadel der Kleopatra und die Pompejusſäule wurde uns gezeigt. Leider iſt aber die Küſte ſo niedrig, daß alle dieſe Gegenſtände, ſcharf gegen den Horizont geſtellt, ſich recht kläglich ausnehmen. Jetzt hatten wir den Bogen zurückgelegt und bekamen nun zum zweitenmale die ägyptiſche Flotte, welche hier ſtationirt, in Ausſicht. Es ſoll eine wundervolle Flotte ſein; Gott verzeih mir, daß ich ſie recht garſtig ausſehend gefunden habe. Alle Schiffe erſcheinen alt und ungeputzt; an den meiſten war die Farbe ſehr abgängig geworden, und nur in wenigen ſah man etwas Leben. Braune Kerle mit rothen Mützen und weißen Hoſen ſprangen ſehr geſchickt im Takelwerk umher.

Unter den vielen Barken, die auf das Dampfſchiff zuſteuerten, erkannten wir bald die dem Konſulat zugehörige. Sie war mit rothem Tuche ausgeſchlagen, und zwölf ſchöne braune Matroſen ruderten ſie; an ihrer Spitze machte ſich ein glänzend ſchwarzer, wohlgewachſener, langer Neger bemerklich, welcher einen weißen Turban, weißes Oberkleid und Pantalons und ſcharlachene Unterkleider trug. Wir erfuhren, daß der Konſul ſelbſt krank zu Kairo liege und deshalb zum Empfange zwei Abgeſandte geſchickt habe, einen jungen Schreiber, der vor Verlegenheit, wie es ſchien, in einem beſtändigen Zittern war, und einen andern ziemlich gewöhnlich ausſehenden Mann. Die Dinge wurden genommen, wie ſie vorlagen, und ſo fuhren wir durch das dichte Gedränge der nun herzuſtrömenden Schifferbarken. Welches Geſchrei, welches Getümmel von ſchwarzen und braunen Geſichtern, mit platten Naſen und dicken Lippen. Der Turban und ein Schurz war meiſtens die einzige Bekleidung dieſer bunten Bevölkerung. Am Ufer harrten Heerden von Kameelen und Eſeln auf die Ankunft der Paſſagiere, und ein neuer Kampf ſtand uns hier bevor, der indeſſen bald durch die Bemühungen unſerer Begleiter geſchlichtet wurde. Statt der robuſten Eſel, die faſt Maulthiergröße erreichten, ward uns das beſſere Loos einer höchſt eleganten, mit weißer Seide ausgeſchlagenen Ka-

leſche zu Theil. Dieſe führte uns nun in die Stadt. Eine Menge von Dromedaren war das Erſte, was uns Europäern befremdlich in's Auge fiel; dann erregte auch die wunderbare, bunte Bevölkerung, die braunen Beduinen, die ſchwarzen Nubier und Aethiopier, die Sklaven von der Weſtküſte Afrika's mit entſetzlich platten breiten Naſen, manchen Ausruf des Erſtaunens. Die verhüllten, in blaue Hemden und Hoſen gewickelten Frauen der Fellahs mit ihrem dreieckigen Schleier von ſchwarzer Seide und den ſchwarzen Ringen um die dunkeln Augen, feſſelte unſere Aufmerkſamkeit eben ſo, wie das Schnitzwerk der künſtlichen Fenſtervorbaue, halb Jalouſie, halb Balkon, mit den allerverwickeltſten Muſtern. Durch enge und breite Straßen, durch das lebendigſte Volksgedränge kamen wir endlich auf einen freien Platz, der von einer Anzahl ganz europäiſch ausſehender Gebäude eingeſchloſſen wird. Sie ſind von Mehemed Ali auf Spekulation erbaut, und er nimmt gute Miethe dafür auf. Vor einem derſelben machten wir Halt. Es war ein großes ſteinernes Haus mit hohen Salons, alle Jalouſien geſchloſſen; hinter jedem Zimmer befand ſich ein Alkoven mit zwei Betten. Schöne Sophas, ein Pianoforte und viele Pariſer Kupferſtiche zierten die Räume; die Tafel war excellent, kurz es hatte alle Vorzüge eines guten deutſchen oder franzöſiſchen Hôtels, nur daß leider die nächtliche Plage der Mosquitos unſern Schlaf ſtörte. Wir lehnten eine Zeitlang in den Fenſterbänken und ſahen die trübſelig ſchweigſamen Züge von ſteinbeladenen Dromedaren in immer gleichem Schritte vorüberziehn, ſahen Muhamedaner in allen bunten Trachten des Orients, eine Menge von engliſchen und franzöſiſchen Reiſenden, ſelbſt Ladies zu Eſel und zu Pferde; Alles fand ſich auf dem großen Platze zuſammen. Verkäufer von Backwerk und Süßigkeiten, von ſüßen Citronen und Scherbet, was alles mit Grazie auf dem Kopfe getragen wird; endlich Waſſerträger mit ihren Ziegenfellſchläuchen, von einer künſtlich abgebalgten Ziege, der die Beine und der Hals zugenäht ſind, bereitet, zu Kameel und zu Fuße drängten ſich durcheinander.

Zwei Tage wurden zur Beſichtigung der Stadt feſtgeſetzt und vollkommen genügend befunden. Schon am Tage unſerer Ankunft machten wir die erſte Excurſion zu Eſel durch die Stadt, wobei

wir in der That nicht viel Sehenswerthes fanden. Am schönsten war die Aussicht auf das am Meer gelegene Palais und den Harem des Pascha. Wir traten hinein und unterhandelten mit dem Wacht habenden Militär und einigen türkischen Gerichtspersonen, die wegen des Ramadan erst nach Sonnenuntergang zusammengekommen waren, um des Nachts zu arbeiten. Es wurde so die Besichtigung vom Innern des Palais vorbereitet. Die Nacht war hereingebrochen, als wir unsere Esel wieder bestiegen und in die verfinsterte Stadt zurückritten, wo nur Dattelbuden hin und wieder ihr trauriges Talglämpchen leuchten ließen. Die Datteln, wie sie unreif vom Volke verschlungen werden, sehn wunderschön orange- und eitronengelb aus, zum Genuß einladend, sind aber für Europäer, des vorwiegenden Gerbestoffs wegen, ganz ungenießbar.

Vor einer Moschee, in der ein lauter Gesang sich hören ließ, machten wir Halt und stiegen ab. Sie enthielt einen großen Saal mit vielen Pfeilern, rein geweißt; zwischen diesen liefen Stangen, an welchen Oellampen aufgehängt waren. Die gläubige Gemeinde stand in schnurgeraden Reihen hintereinander; gerade dem Eingange gegenüber war das Allerheiligste, eine kleine Nische, vor welcher der Imam stand. Jedesmal wenn dieser seinen traurigen Gesang: „Allah il Akbar" anstimmte, warf sich die ganze Gemeinde mit dem Kopfe auf die Erde, wie Taschenmesser zusammenklappend, und dieses wechselseitige Auf- und Niederfahren der buntbeturbanten Menge nahm sich zu sonderbar aus, als daß wir der Versuchung hätten widerstehen können, uns eine längere Zeit durch die Gitterfenster und die offene Thür an diesem Anblick zu ergötzen. Plötzlich fuhr ein gutgezielter Pflasterstein mitten zwischen uns, traf aber glücklicherweise nur beim Niederfallen tüchtig meine Seite. Diese Ueberraschung bewirkte, daß wir schleunig uns auf unsere Esel schwangen und schnell unserm Bestimmungsorte, einem Kaffe, zuritten. Dort wurden uns kleine Nargilehs angeboten, etwas zu rauchen, das mir große Anstrengung verursachte; dazu bekam man in ganz kleinen Tassen ohne Unterschalen schwarzen Kaffee, mit dem Satz darin, der indessen gar nicht übel schmeckte. Man saß auf einer hohen Balustrade mit baumelnden Beinen, weil die verschiedenen Versuche, auf türkische Art

zu ſitzen, durchaus mißglückten und aufgegeben werden mußten. In einer Ecke des Kaffe's, welches ſich nach und nach mit Beſuchern füllte, gewahrte man ein abſcheulich kinderhaft gemaltes Transparent, hinter dem ſich nach einiger Zeit eine roh gearbeitete Figur à l'ombre chinoise zeigte. Die obern Extremitäten waren faſt nur rudimentär, die untern ſpinnenartig. Zu dieſer geſellte ſich bald eine andere Geſtalt, den Teufel vorſtellend, mit höchſt zweideutigen Emblemen. Dieſe plaſtiſche Darſtellung wurde durch einen Geſang in Verſen unter Begleitung eines Tambourins verſchönert und bildet die Unterhaltung des feinern Theils der orientaliſchen Bevölkerung von Alexandrien, und gewiß haben die Leute dabei den Genuß eines modernen Theaters nicht entbehrt.

Am Morgen des andern Tages (den 3. Oktober) erwachte ich roth geſtochen von Mosquitos, welche den Mückenvorhang durchbrochen hatten. Dieſe Thierchen, eine Art Culex, keine Simulia, ſchlüpfen durch den Vorhang, wo ſich nur eine offene Nath oder ein dem Nachſuchen leicht entgehendes Loch findet, und ſtechen dann im engen Raume vertheilt um ſo empfindlicher.*)

Unſer erſter Weg war, uns mit unſerm ruſſiſchen Dollmetſcher, einem Manne, der wenig Lebensart, aber ein gutes Theil Dummheit beſaß, nach einem der ſchönſten Stadttheile in Bewegung zu ſetzen. Schon am Tage vorher hatten wir die Nadel der Kleopatra beſucht, ein Monument, das im Sand halbbegraben und von großen zerfallenen Mauern umgeben ſich traurig ausnimmt. Die ganze Gegend beſteht hier bis tief in den Grund hinein aus Kalkſteintrümmern der alten Alexanderſtadt; man betrachtet die Ruinen als Kalkſteinbruch und holt den Bedarf zum Baue aus dieſen oft durchwühlten, aber noch immer unerſchöpften unterirdiſchen Magazinen. An der Nadel der Kleopatra fand ich nichts beſonders Intereſſantes, außer einer 18 " langen Eidere, die ſich an derſelben hinaufflüchtete, als ich ſie zu fangen verſuchte. Ueberhaupt wimmelt es hier von Stellionen, die mich oft an das Mährchen vom dummen Kailun

*) In Kairo habe ich culex annulatus unter dem Namen mosquito böſe Stiche austheilen ſehen.

erinnerten, wenn ich ſie in die Steinhaufen alter Paläſte hineinſchlüpfen ſah.

Wunderſchön und einzig in ſeiner Art fand ich dagegen die ganz modern-orientaliſchen Gärten mit ihren hohen Lauben und Marmorfontainen, die wir am 4. Oktober beſuchten. Wir ritten zuerſt durch die Vorſtadt, welche dem neuen Hafen zunächſt liegt, zwiſchen von Palmen überragten Mauern hin. Alle Palmen prangten mit den ſchönſten Früchten. Hier und da hörte man das klägliche Knarren eines Sakieh (Schöpfrad), welches gewöhnlich unter dichten Baumſchatten am höchſten Punkt des Gartens angelegt iſt, um von da aus denſelben fortwährend zu bewäſſern. Süßes Waſſer iſt ein koſtbarer Artikel und trinkbares wird nur durch eine einzige Waſſerleitung an die Stadt geliefert; dieſe tiefen Brunnen geben Brakwaſſer, welches zur Bewäſſerung allenfalls taugt, aber nicht zum Trinken.

Wir traten in ein reinliches, hohes, von außen faſt europäiſch ausſehendes Haus ein. Ein langer Vorſaal mit ſchwarzen und weißen Seekieſeln moſaikartig gepflaſtert, führte gleich in den erſten Hof, der unten mit einer Einfaſſung von Meſembryanthemum und deſſen Mauer mit Jasmin, Roſen und einer Menge ſchöner Schlingpflanzen ſauber bezogen war. Ein langer Gang, mit Marmorplatten belegt, ebenfalls mit Meſembryanthemum eingefaßt, führte zur großen Laube, einem im orientaliſchen Geſchmack aus Holzſchnitzwerk zuſammengeſetzten luftigen, großen Gebäude, in deſſen Mitte verſchiedene Fontainen aus Marmorbecken aufſtiegen. Alle Gewächſe, welche dieſe Laube überzogen, waren in voller Blüthe; beſonders ſchön duftete der Jasmin (Jasminum Sambac). Hier war der Eingang zum Garten. Alle Gänge deſſelben waren mit hohen Einfaſſungen verſehen, meiſt von Rosmarin; Oleander, Orangen- und Piſangbäume bildeten das höhere Bosquet; die Dattelpalmen ſtanden in einer eigenen Abtheilung, auch war der Gemüſegarten abgeſondert, worin Melongenen, Kürbis- und Gurkenarten kultivirt wurden.

Da unſer Führer hier einen ſtarken Anfall vom kalten Fieber bekam, ſetzten wir unſern Weg allein fort und wanderten auf die ſteile Höhe eines Forts zu. Trotzdem, daß die lumpige Beſatzung deſſelben ſchon von oben winkte, uns nicht zu nähern, waren wir in kurzer Zeit oben

und genoſſen einen reizenden Blick auf die weißen Moſcheen zwiſchen Dattelgärten, auf der einen Seite umſchloſſen von dem meerähnlichen mareotiſchen Pfuhl, auf der anderen von der See begrenzt. Kaum aber hatten wir uns auf das Ende einer halbzerfallenen Brücke niedergelaſſen, als die Soldateska, durch unſer Eindringen in Wuth verſetzt, herbeikam, und uns zu vertreiben ſuchte; indeſſen hatte nur einer den Muth, Hand anzulegen, und zwar nicht an uns, ſondern an den Eſeljungen; der Stock wurde ihm aber gleich entriſſen und nach hartnäckigem Schreien und Heulen in der ohnehin ſtets wie Gezänk klingenden arabiſchen Mundart von Seiten der Beſatzung, entſchloß ſich dieſe uns zu laſſen, wo wir waren. Bald traten wir den Rückweg an, um das Monument zu beſehen, welches die Säule des Pompejus genannt wird. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Brunnen vorbei, der ſein Waſſer in ein ſchmutziges Baſſin ergoß, worin gewaſchen wurde. Hier ſah man einen Haufen ſchmutziger, ſchreiender und zankender Weiber und Mädchen, alle in blauen Hemden, grundhäßlich und doch, wenn der ſchwarze Schleier fehlte, den Zipfel ihres Gewandes mit dem Munde halb über das Geſicht ziehend. Viele hatten ihre nackten Kinder rittlings auf der Schulter ſitzen. Die Hauptwäſcher waren indeſſen nackte Kerle, die im Baſſin ſtehend das Zeug tüchtig mit den Händen bearbeiteten.

Der Weg zur Pompejusſäule geht über ein dürres, heißes Feld voll Steine und Sand, hin und wieder über weitläuftige Begräbnißplätze, auf denen die Gräber nur durch einige roh mit Mörtel zuſammengefügte, oft unbehauene Steine angedeutet waren. Die Säule ſelbſt ſteht ziemlich frei und ſieht aus, als ob ſie zu einem ungeheuern Tempel gehören müßte; aber weder das Kapital noch die Dimenſionen ſind ſchön, ſondern zeigen einen verdorbenen, modern-antiken Geſchmack.

Von dort begaben wir uns zum Pallaſt des Paſcha; man kann ſich keinen ſchönern Punkt für ein Palais denken. Es liegt hart an der See am alten Hafen und dominirt gleichſam über die Flotte. Die Treppen und der große Sitzungsſaal ſind aus ſchönem, weißen Marmor gebaut; große zirkelrunde Säle mit den prachtvollſten Holzfußböden, in denen die koſtbarſten Holzarten nicht geſpart ſind, Prunkgemächer, deren Wände ſchwere Atlastapeten bedecken; ſchöne Va-

ſen (worunter eine das Geſchenk des Papſtes) und Gemälden, die elegantesten Pariſer Ameublements, Schränke voll ausgeſtopfter braſilianiſcher Vögel, Alles auf das Sauberſte gehalten, findet man in ſeinen innern Räumen. Franzöſiſcher Geſchmack hat hier orientaliſchen Luxus geordnet. Sehr befriedigt verließen wir das Palais, welches übrigens nach Art aller orientaliſchen Gebäude nicht mehr als zwei Stockwerke hat.

Nach dem Mittagseſſen durchſtreiften wir noch zu Fuß in der Dämmerung die durch den Ramadan belebte Stadt, bald durch dunkele Gaſſen, bald über hell durch Papierlaternen erleuchtete Märkte voll Eßwaaren aller Art wandernd, bis wir endlich ein elegantes Kaffe erreichten, wo wir uns der Erholung und dem Genuſſe morgenländiſcher Originalſcenen überließen. In höchſter Ruhe rauchte hier der Muſelmann ſeine Pfeife, braune Geſichter neben ſchwarzen und ſchwarze neben gelben, zerriſſene neben eleganten Trachten, Turbane und Tartuſche; in der Mitte des Saals plätſcherte eine Fontaine. Kaffee und Tſchibucks waren vortrefflich und der muntere Kellner in Jacke und weiten Pantalons präſentirte Maſtix zum Kauen, welchen er aus einer oben im Hemdärmel befindlichen Taſche nahm. Um das Vergnügen zu erhöhen, ſtellten ſich Muſikanten ein, ein blinder Knabe als Sänger und ein alter Mann, der das mit Drathſaiten beſpannte Brett mittelſt eines Plektrums ſpielte; eine Art von Oboe und das Tambourin waren die übrigen Inſtrumente. Ein zweiter Sänger löſ'te bald den erſten ab; denn ihre Leiſtungen erforderten viel Aufwand von Kraft, Kopfſchütteln, Augenverdrehen und die wunderlichſten Grimaçen. Die Melodie, meiſtens in einer Molltonart, wurde vom Wirth vorher genannt oder gefordert, der ſeine Genugthuung dann durch Händeklatſchen ausdrückte. Im Ganzen war es ein unerhörter Ohrenzwang, beſonders weil es ſo in unſerer unmittelbaren Nähe vor ſich ging. Wir begaben uns deshalb bald zu Hauſe, um die Vorbereitungen zur Abreiſe auf den andern Tag zu treffen.

Am Morgen des 5. Okt. beſtiegen wir das Schiff, welches auf dem Mahmudiekanal uns weiter führen ſollte, wohl mit Vorräthen verſehen. Unſer Dollmetſcher, ein Schwarzer mit ſchönen Augen, folgte uns auf einer niedlichen, kleinen Treckſchuit, von gemaltem

Holze. Die Gegend am Kanal, weder grün noch irgend belebt, macht einen traurigen Eindruck. Erdhütten, ein Sakieh, viele Aasgeier und wenig nackte Menschen waren die einzigen Gegenstände, die zur Betrachtung aufforderten. An den meisten Stellen ist der rohe Erdwall, der den Kanal begrenzt, noch nicht einmal mit Gräsern bewachsen. Der ganze Kanal läuft durch Sand und Thonlager.

Erst am Abend spät erreichten wir die Stelle, wo er in den Nil eintritt, dicht neben einem erbärmlichen Dorfe, dessen Bewohner mit ihren Hühnern zusammen in einer Art von Schwalbennestern wohnen. Mittelst einer Schleuse verbindet er sich hier mit dem heiligen Strome. Ein stattliches Dampfschiff, schön erleuchtet, lag vor einem zweistöckigen Hause, wo man Kaffee schenkte, vor Anker und empfing uns beim Einsteigen mit rauschender Musik. Wir fanden darin Alles auf's Beste eingerichtet; das Hinterdeck war mit violetsammtnen Sophas eingefaßt, die Kabane zu unserm Gebrauch kühl und luftig. Nie haben wir uns, als wir dort neben einander auf dem Boden ausgestreckt lagen, eines so erquickenden Schlafes erfreut, mochte es Einbildung seyn, oder war er es wirklich durch den wohlthätigen Einfluß der lauen, sammtweichen Luft über dem Nil. Alle drei oder vier Stunden wiederholte indessen die zahlreiche Dienerschaft des Schiffes in pleno ihre krampfhaften Anstrengungen, Bellinische oder Donizettische Melodien mit Trommel, Pauke und Serpente wiederzugeben; es kam dabei niemand in den Sinn, an unsere von den Mißtönen zerrissenen Ohren zu denken, im Gegentheil es geschah zu unserer Erheiterung, bis endlich sehr deutlich zu verstehen gegeben wurde, daß wir keine Kunstliebhaber seien. Am Morgen (6. Okt.) genossen wir ein sehr sparsames Frühstück, weil unsere Vorräthe zu schwinden begannen, und wurden daher sehr angenehm überrascht, als der Koch des Dampfschiffes zu Mittag eine große Menge Speisen auftrug, lauter arabische Leckerbissen, meistens aus sehr fetten Reiß- und Mehlspeisen bestehend, manche recht gut, viele nach unserm Geschmack zu teigig und fett.

Doch konnte uns die gute Bewirthung so wenig, als die lärmende ägyptische Trommel- und Paukenmusik für die Langeweile der Aussicht auf die Ufer des Nils entschädigen. Der breite Strom,

dunkelgelb wie die Ocker nach einem Gewitterregen, windet ſich durch eine niedrige, dürre Ebene, die durchaus nicht mit friſchem Grün prangt, wie man es nach der Ueberſchwemmung vermuthen ſollte. Nur an den äußerſten Rändern des Fluſſes ſteht etwas halbvertrocknetes Gras, welches möglichſt ſchnell abzuweiden große Heerden von Büffeln, die bis an die Schnauze im Schlammwaſſer ſtehen, und junge Kameele wetteifern. Hin und wieder erſcheint einmal ein Palmenwäldchen von einigen 50 bis 100 Dattelpalmen; ſo viel ich ſchätzen kann, ſind manche wohl 80 — 90′ hoch. Alle prangen jetzt mit dem vollen Schmuck ihrer wunderſchönen rothen und goldgelben Fruchttrauben; wenn ſie nahe am Ufer ſtehen, ſieht man wohl unter dem Wipfel einen Mann beſchäftigt, die Früchte in eine hinaufgewundene Strohmatte zu leſen, während die nackte Bevölkerung unten verſammelt iſt und zuſchaut. Ein Dörflein iſt in der Regel nicht weit von einem ſolchen Palmenhaine; doch würde man es vielleicht vergeblich ſuchen; denn es gehört ein geübtes Auge dazu es zu finden. Das Material zu den Häuſern iſt nämlich der ſchwarze Erdboden, aus welchem Steine oder auch nur rohe Klumpen an der Sonne gebacken werden, von denen man nach Belieben runde, viereckige, zuckerhutförmige und mauerähnliche Gebäude verfertigt, meiſtens nicht über 4′ hoch; ein einziges Loch dient als Thür und Fenſter. Das Ganze hat, in der Nähe geſehen, die größte Aehnlichkeit mit einer Menge zuſammengebauter Schwalbenneſter. Wie gräßlich das Innere dieſer Maulwurfshaufen ſeyn mag, davon zeugt der unauslöſchliche Schmutz, welcher dem armen ſchwarzbraunen Volke anklebt, obgleich der größte Theil deſſelben der Reinlichkeit wegen ganz nackt geht. Wie jämmerlich ſehen die armen Kerle aus, die mit einem rauhen Stricke quer über der Bruſt die Schiffe ſtromaufwärts ziehen, durchgeſchunden und voll Geſchwüre gleich unſern Karrenpferden. Die Frauen hüllen ſich in ein ſchwarzblaues Hemde, von dem ein Zipfel den Kopf bedeckt; der ſchwarze Halbſchleier, ein dreieckiges langes Stück Seidenzeug, das unter den Augen anfängt und im Gürtel befeſtigt wird, fehlt auch bei der größten Häßlichkeit nicht. Eine Reihe Meſſingknöpfe hält ihn oben an der Kapuze feſt. Die ganze Tracht ſieht abſcheulich aus.

Hie und da war noch ein Reſt der Ueberſchwemmung wie ein großer See ſichtbar, dann zur Seite auch wohl eine Baumgruppe von Akazien und Sykomoren mit einigem Büffelvieh darunter, welches ein gewaltiges Schöpfrad (Sakieh) zur Bewäſſerung einiger Durra- oder Waizenfelder umtreibt, deſſen überflüſſiges Waſſer zugleich die ſchöne Baumgruppe ernährt. Ein ſolcher Sakieh iſt eine ſehr einfache Maſchine, beſtehend aus einem großen Rade, an deſſen äußerem Rande rund herum irdene Krüge befeſtigt ſind; dieſe ſchöpfen das Waſſer aus einem kleinen, dazu angelegten Graben, heben es in die Höhe und gießen es in einen hölzernen Trog oder Rinne. Das klägliche Knarren dieſer Räder tönt überall in Aegypten als Begleitung zu dem noch kläglicheren Geſange des Ochſentreibers; denn nichts thut der Araber ohne dabei zu ſingen. Freilich ſteht dieſe Kunſt auf einer ganz eigenen Stufe der Kultur; denn ſie ſingen alles durch die Naſe, oder quetſchen wenigſtens die Töne auf eine ſehr ſeltſame Weiſe heraus. Die Melodien ſind meiſt in moll und haben nur wenig Töne; die Hauptkunſt bei ihrem Vortrage zeigt ſich in einer Maſſe von geſchleiften, wilden Kadenzen, die mancher große europäiſche Künſtler gewiß vergeblich nachzuahmen verſuchen würde. Es klingt wunderbar, ja oft häßlich, macht aber einen überraſchenden Eindruck.

Zuweilen, aber ſelten, ſah ich am Ufer hohe binſenartige Grasflächen. Von einer allgemein grünen Färbung keine Spur; auch blinkte hin und wieder in der Ferne ein Nilarm, oder ein kleines, weißes Segel, gewöhnlich viereckig und an einer Stange befeſtigt, die queer auf der Maſtſpitze liegt, deutete ſeine Richtung an.

Schon um 3 Uhr, hatte uns der Kapitain verſprochen, ſollten wir in Kairo ſein; der Strom war jedoch durch das Ablaufen des Waſſers, der Nilüberſchwemmung zu ſtark, um raſch vorwärts zu kommen, und ſo zog ſich eine Stunde nach der andern hin. Gegen Sonnenuntergang zeigten ſich endlich die Pyramiden. Wie graue Geſpenſter ſtanden ſie da am rothen Horizonte und feſſelten unſere Blicke, bis ſie im Abenddunkel verſchwammen. Es wurde völlige Nacht und noch kein Licht, kein Schiff war zu ſehen, nichts was die Annäherung an eine Stadt erſten Ranges von beinahe 300,000 Einwohnern beurkundet hätte; da wurde die Ungeduld wieder rege und ließ ſich nicht

ſo leicht verbannen, obgleich das braune Orcheſter in weißen Hoſen und Jacken die möglichſten Anſtrengungen machte, unſer Trommelfell zu ſprengen und dadurch unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Wir nahmen unſere Zuflucht zu unſerer gewöhnlichen Abendunterhaltung, dem Geſange, und der heilige Strom tönte wieder von deutſchen Volksmelodien. Andächtige Stille war über das Schiff verbreitet und rund um uns krochen die braunen Fellahs hervor und lauſchten, angezogen von dem Reiz der neuen Art Geſanges.

Endlich lag Cairo vor uns, wenigſtens flimmerten viele Lichter am Ufer; das Dampfſchiff machte eine ſehr ungeſchickte Wendung, wodurch eine mit Steinen beladene Barke zerquetſcht und mehrere Menſchen in's Waſſer geſchleudert wurden; gräßlicher Zank und mörderliches Geſchrei erhob ſich; es wurden nicht blos Worte, ſondern auch Hiebe gewechſelt. Am Ufer erſchienen nun Leute mit großen eiſernen Reifgefäßen, die an Stangen befeſtigt und mit angebranntem Holze, Stroh oder Reiſig gefüllt, als flackernde Laternen dienten. Von dem verſprochenen Wagen war nichts zu ſehn, dagegen ſtanden Eſel bereit; braune, mordverbrannte Kerle ſchwingen ihre Stöcke mit furchtbarem Geſchrei, jeder ſeinen Eſel vorſchiebend. Wir ſetzten uns auf, nachdem die nöthigen Anordnungen in Betreff des Gepäcks getroffen und einer der Bedienten nebſt dem Dollmetſcher zum Schutz dabei zurückgelaſſen war, eine Vorſichtsmaßregel, die bei dem ungeordneten Zuſtande des Landes, den engen Straßen und abendlichen Räubereien, welche häufig vorkommen ſollen, gewiß ſehr nöthig war, und brachten, nur mit dem nöthigſten Gepäck verſehen, unſere Eſel in ſchnellen Galopp. So eilte die Karavane, die beiden Führer mit den Fackeln wie die Windhunde voran, durch das Dunkel von dichten Alleen auf Wegen, die von Schutt und Geröll ſehr oft gehemmt waren, der Stadt zu. Ein kleiner Unfall, daß nämlich einer der Reiter mit der ſchweren Kaſſette im Arm vom Eſel hinabgeſchleudert wurde, jedoch ohne Schaden zu nehmen, war das einzige Abenteuer, was wir unterwegs erlebten, und die gute Laune, zu der das Originelle unſers nächtlichen Einzuges den Anlaß gab, hielt an, bis wir endlich nach einem halbſtündigen Ritte vor einem großen Thorwege anlangten. Es war das Hôtel Oriental, ein engliſch zugeſchnit-

tener, sehr schön gelegener Gasthof. Der Thorweg wurde geöffnet, aber vergebens suchten wir in dem weiten Gebäude nach Kellner oder sonstiger Bedienung, während die Unverschämtheit der Eseltreiber durch unsere Stöcke kaum in Schranken gehalten werden konnte. Zuletzt wurde ein schlaftrunkener Neger, der etwas italienisch sprach, heruntergezerrt; dieser machte mit einer langen Nilpferdhautpeitsche (Kurbatsch genannt), indem er rechts und links furchtbare Hiebe unter die nackten Kerle regnen ließ, binnen Kurzem allem Streit ein Ende. Was aber die Zimmer anlangte, so hielt es erst schwer, die Leute von unserer Identität zu überzeugen und die für uns bestimmten einzunehmen, und es hatte auf einen Augenblick den Anschein, als ob wir hier von der civilisirten Welt Abschied genommen hätten. Die Betten jedoch, in welche wir bald sehr ermüdet versanken, waren sehr gut, die Vorhänge dicht und ohne Löcher, so daß wir sowohl von außen als innen vor den Mücken Ruhe hatten. Erst am andern Morgen entdeckten wir die Vorzüge unserer Zimmer, zu denen der Wirth, ein Franzose, Inhaber des schon früher genannten Gasthofs zu Alexandrien, der unter vielen Entschuldigungen herbeikam, noch einen schönen Salon und ein Eßzimmer mit türkischen Divans hinzufügte. Alles ist mit den schönsten englischen und französischen Steindrücken dekorirt, und im Salon findet sich sogar ein Pianoforte, das nicht ohne Verdienst ist.

Es war Tag geworden. Die Jalousien öffnen sich. Welche himmlische Aussicht! Links eine lange Reihe orientalischer Häuser mit hölzernen, reich geschnitzten Kasten statt der Fenster, dazwischen Palmen und Mimosen, die malerisch über Gartenmauern hervorragen. Die lange Reihe Häuser und Palläste endigt zuletzt mit einem prachtvollen, schlanken Minaret, deren im Vordergrunde noch mehrere, zierlich roth und weiß bemalte, zu sehen sind. Die Mitte des Hintergrundes bildet ein Palmenwäldchen in bläulicher Ferne; an dieses schließt sich auf der rechten Seite der Riesenbau der beiden Pyramiden von Gizeh. Sie vertreten den Platz der zur Schönheit des Bildes mangelnden Gebirge. Rechts am Horizont zeigt sich die an ihrer Atmosphäre deutlich erkennbare Wüste, auf der ein gelbgrauer Duft lagert. Der Vordergrund ist dort desto schöner; er besteht aus einem dichten Akazienwalde im frischesten Frühlingsgrün, dazwischen blühende

Maisfelder; ganz in der Mitte ein kleines Waſſerbaſſin mit Alleen von Labbekakazien umgeben. Dicht vor dieſem Baſſin zieht ſich eine der belebteſten Straßen hin, die zur Stadt führt; ſie geht mitten über den breiten Esbekieh-Platz, auf den unſer Hôtel die Ausſicht hat. Eine Menge Früchte ſchleppender Eſel mit den braunen Jungen dahinter zieht zur Stadt, dann eine Reihe langſam ſchreitender Dromedare, eines mit dem Stricke an des anderen Hintertheil gebunden; Weiber in blauen Hemden und Hoſen, eine große Urne auf dem Kopfe, eine kleinere auf der flach in die Höhe gehaltenen Hand, oft noch daneben ein nacktes Kind auf der freien Schulter rittlings tragend, weiße Kopten mit ſchwarzem Turban, ſchwarze Nubier mit langer weißer Toga, magere, ſpindeldürre, ſchmutzige Araber und fette, wohlgenährte, ſaubere Türken und Armenier; Alles wälzt ſich hier der Stadt zu. Vor dem Fenſter hat das Auge den erquicklichen Anblick dichtbelaubter Akazien und Sykomoren. Man glaubt nicht, wie wohl der Anblick grüner Bäume thut, den wir ſeit Wien faſt ganz entbehrt haben. Hier giebt es Schatten, hier giebt es Waſſer, hier giebt es reinliche Betten und ein höchſt comfortables Frühſtück. Nachdem dies eingenommen war, ließ ſich auch die Neugier nicht mehr zähmen. Wir ſchwangen uns auf die unter dem Fenſter bereit ſtehenden Eſel und fort ging's in das Innere der Khalifenſtadt.

Eine ganz neue Welt thut ſich dem erſtaunten Blicke auf; wohin ſoll ſich das Auge zuerſt wenden, auf dieſe bunten mit Schnitzwerk verzierten Häuſer, auf die prächtigen Moſchee-Ruinen, oder auf die Läden der wohlhabenden Kaufleute und auf die ſich vor denſelben drängende, bunte Menſchenmaſſe, aus allen Nationen des Orients zuſammengeſetzt. Kaum war es möglich, durch die dichte Menſchenmenge zu dringen, da die Straßen meiſt nur 4 — 6 Schritte breit ſind. Unſer Dollmetſcher, mit ſeiner großen Nilpferdpeitſche bewaffnet, brachte ohne weitere Umſtände durch einige kräftige Hiebe die Zaudernden zum Weichen und räumte ſo die Hinderniſſe ſchnell aus dem Wege. Selbſt die ſchwer beladenen Kameele müſſen ſolchen Demonſtrationen Platz machen, und ſo kommt man noch ziemlich raſch von der Stelle. Gewöhnlich begleiten uns bei weitern Ritten noch ein oder zwei Janitſcharen, ſogenannte Kavaſſe, die oft durch ihre be-

ſtändige Gegenwart ſehr läſtig werden: denn, obgleich ſie hübſch aus-ſehen, ſo ſchaffen ſie doch nicht den geringſten Nutzen, da an Ueber-fälle von Räubern nicht zu denken iſt, und die Berichte der Reiſenden in dieſer Hinſicht ſehr übertrieben ſind. Schon beim Eintritt in die erſten Straßen bemächtigt ſich der Gedanke des Europäers, daß man in eine durch Hungersnoth oder Peſt heruntergekommene, ausgeſogene, verarmte Stadt komme, in der die ſchwachen Reſte des frühern Glan-zes das einzige Anziehende ſind. Dieſer Glanz voriger Jahrhunderte war aber ſo mächtig und hat ſich ſo tief mit dem innern Bau der ganzen Stadt verwebt, daß ein langes Zeitalter der Blutgier und Barbarei nicht im Stande war, ihn ganz auszulöſchen. Ueberall zeugen die prachtvollen Holzſchnitzereien der luftigen Fenſtervorbaue, die ſchönen Bronzethüren der eingeſtürzten Paläſte, die halbvermauer-ten Roſetten in den Ueberreſten alter Moſcheen von dem feinen Ge-ſchmack und Kunſtſinn der Khalifenzeit. Zum Glück regnet es hier faſt nie, ſonſt wäre kaum zu begreifen, wie ſich ſo manche Kunſtſchätze aus dem 8ten, ja dem 7ten Jahrhunderte haben erhalten können, ohne daß das Geringſte an Reparatur ſeit dieſer Zeit geſchehen iſt, ſondern im Gegentheil Alles dazu beitrug, um durch Fortſchaffung des Materials, wenn Steine gebraucht wurden, die ſchönen Denk-mäler des Alterthums in Ruinen zu verwandeln.

Soviel ich mich erinnere, begaben wir uns am erſten Tage (den 8. Oktober) auf die Citadelle, um einen Ueberblick über das Ganze zu haben. Grau in Grau lag dort die ungeheure Stadt auf der breiten Ebene vor uns. Der Anblick der Vorſtädte, deren Häuſer nur aus Erde gebaut ſind, iſt vollkommen trübſelig; weiter noch als dieſe ziehen ſich große Schutthaufen wie Wälle hin, in denen die Wege erſt aufgegraben werden mußten. Aus dieſer Umgebung, in welcher einzelne uralte Moſcheen und Minarets, jetzt von Hunden unten, von Turteltauben und Raben oben bewohnt, dauerhafter als alles Uebrige, traurig hervorragen, erkennt man die gewaltige Größe der ehemaligen Stadt. Sie hatte früher 800,000 Einwohner, jetzt kaum 150,000. Dicht unter der Citadelle, die auf den feſten Grund des Kalkfelſens gebaut iſt, erblickt man lange, niedrige, graue Ge-bäude, die mit ihren platten, von Kameelmiſt ſtatt des Aſphalts zu-

bereiteten Dächern, wie breite Pappkasten aussehn, ohne Fenster oder Fensterscheiben, höchstens 8—10′ hoch, ein jedes mit einer Grundfläche von 20′ im Quadrat. Dies sind vorläufige Kasernen, und die Soldaten wohnen darin mit Weibern und Kindern, ein furchtbarer Haufen.

Grau ist die vorherrschende Farbe der ganzen Stadt; nur hin und wieder erfreut ein zierlich gebautes, roth und weiß bemaltes Minaret das Auge, oder eine Moscheen-Kuppel aus alter Zeit, die ganz mit in Stein gemeißeltem Netz- und Gitterwerk umsponnen ist. Gern verweilt dagegen der Blick bei den Pyramiden, die im hellen Sonnenschein aus dem gelben Duft der Wüste glänzend hervortreten; zwischen ihnen und der Stadt dehnt sich ein grünes Band von frischbelaubten Bäumen, Mais- und Durrafeldern. Hin und wieder sieht man auch den Urheber des Segens, den Nil, gleich einem großen See zwischen den Bäumen hervorglänzen. Die Grenze der Wüste ist links durch den Saum eines Palmenwäldchens bezeichnet; rechts ziehen sich die Kalkberge des Mokkatam wie eine einförmige, weiße Mauer hin. Der Umfang der jetzigen Stadt ist noch immer sehr bedeutend für die Menge der Bevölkerung, etwa zwei oder dreimal so groß als der von Berlin; natürlich muß man dabei die zahllosen Trümmerhaufen mit in Anschlag bringen, und die fast unbewohnten Straßen, welche oft halb aus eingestürzten Häusern bestehn.

Beim Herabsteigen von dem höchsten Punkte der Citadelle besahen wir zuerst die auf Befehl des Pascha gebaute, halb vollendete Moschee, ein großartiges Werk, leider in einem verdorbenen halb maurischen, halb modernen Style ausgeführt. Das Material, ein schöner marmorirter Alabaster, aus dem die Säulen, deren einige fünfzig schon standen, gearbeitet sind, und ein gelber Marmor zu den Nischen und Friesen, so wie einige Mosaik-Fußböden aus den prächtigsten Steinarten Aegyptens, schien mir das Schönste daran zu sein. Es ist seltsam, daß der Pascha, der doch so viele große Bauten unternimmt, nicht auf den Gedanken kommt, eine der alten, wunderschönen Moscheen repariren zu lassen.

Wir versuchten sodann etwas von dem Innern des Palais, in dem der Pascha residirt, zu sehn; ein alter Offizier verschaffte uns den Eintritt, der uns zuerst verweigert wurde; allein wie sehr wur-

den wir enttäuſcht, als wir in die Räume des Parterre eintraten und dort nur einen großen Vorſaal mit Strohteppichen und weißen Kalkwänden, die mit grauen und braunrothen Strichen grob bemalt waren, fanden. Selbſt die Empfangszimmer waren nicht beſſer und enthielten nur ſchmutzige und zerriſſene rothe Divans an den vormals weiß geweſenen Wänden. Im Vorhofe lag eine Abtheilung ägyptiſcher Miliz, deren Waffen und Montirung aufs Genauſte gemuſtert wurde. Ein ägyptiſcher Soldat ſieht nicht übel aus und ſcheint gut gehalten zu ſein, wenn man nur nicht wüßte, daß die Eltern oft ihren Kindern das eine Auge ausſtechen oder den linken Zeigefinger abhauen, um ſie nicht alle durch die Tyrannei des Paſcha im Militärdienſte zu verlieren. Die Infanterie trägt blaue, weite Jacken, weiße Weſten darunter, einen rothen Gürtel, weiße Pumphoſen, am Knie durch Strumpfbänder gehalten, weiße bis an die Knöchel gehende Gamaſchen und rothe Pantoffeln an den bloßen Füßen; die Kopfbedeckung beſteht in einer rothen Mütze, ähnlich dem griechiſchen Feß, aber hier Tarbuſch genannt.

Unter der Citadelle befindet ſich ein höchſt merkwürdiger Brunnen*) aus uralter Zeit, die einzige Quelle in Aegypten, wie man ſagt. Alles Volk trinkt aus dem Nil. Der Brunnen mochte etwa 300 ' tief ſein und war in den Kalkfelſen eingehauen; rund um die eigentliche Brunnenröhre war außerdem ſehr künſtlich eine Wendeltreppe eingeſprengt, mit Fenſtern nach innen zu, die indeſſen der Tiefe wegen nicht viel zur Erhellung des Raums beitrugen.

Unten an der Citadelle iſt ein kleines Nebengebäude, in dem ſich die Menagerie Mehemed Ali's befindet. Einige Löwen und Hyänen ſind dort in ſchmutzigen Mauerlöchern an zentnerſchweren Ketten feſtgeankert. Ein Serval (Felis Serval) war das bedeutendſte der vorhandenen Thiere.

Auf dem Rückwege beſahen wir einen Bazar. Die Bazar-Straßen ſind auch wie die andern vier bis fünf Schritte breit, ohne Pflaſter, aber meiſtens mit einem Zelt überſpannt, welches die Häuſer

*) Nach Minutoli heißt er der Joſephsbrunnen, und ſoll das Grab des Patriarchen enthalten.

oben verbindet und ein magiſches Dunkel verbreitet. Die Kaufleute handeln viel mit Seidenwaaren, die an Ort und Stelle verfertigt werden oder auch von Konſtantinopel kommen. Man findet dort auch Schneider, die fertige Kleider verkaufen, viele Herumträger mit ſilbernen und vergoldeten Waffen, mit Shawls und Pfeifen (Nargilehs und Tſchibuks); dazwiſchen ſitzen ſchmutzige Knaben, welche mit ſüßen Citronen und Granatäpfeln von enormer Größe ausſtehn. Der gewöhnliche Anzug eines ſolchen Knaben beſteht nur in einem Hemde von blauem Baumwollenzeuge mit weiten Aermeln, welche mittelſt einer Schnur von rother Wolle, die kreuzweiſe über den Nacken geworfen wird, in die Höhe gehalten werden. Selten tragen Knaben ſchon den Turban; in der Regel begnügen ſie ſich mit einem Tarbuſch. Die Kaufleute, welche mit Seidenzeug und Pfeifenſpitzen handeln, ſind meiſt Türken und tragen ſich ſehr ſauber auf türkiſche Weiſe. Ein wohlhabender Araber trägt ein Hemd, zieht weiße Hoſen an, und bindet zwei breite ſeidene Gürtel um. Eine ſeidene oder baumwollene Jacke mit aufgeſchlitzten Aermeln, oder ein bis auf die Knöchel reichender Schlafrock, gelbe Pantoffeln zum Unter- und rothe zum Ueberziehen vollenden ſein Koſtüm; erſtere haben keine Sohlen. Die Frauen der gemeinen Fellahs ſieht man hier ſehr häufig mit ihren nackten Kindern, die von Schmutz und Fliegen ſtarren; ſie handeln mit platten Kuchen, einer Art von zähem ungaren Weißbrod, oder mit Gurken oder ſüßen Citronen. Sie tragen ſtatt der Kleider ein langes blaues Hemde, das mit einer Kapuze über den Kopf geht. Ein Meſſinghalter, aus drei auf Draht gezogenen Meſſingknöpfen beſtehend, befeſtigt an dem Stirnzipfel des Hemdes den ſchwarzen Schleier, der dicht bis an die Naſenwurzel hinaufgezogen wird. Doch findet man ſehr viele unter ihnen, ſelbſt junge, die den läſtigen Schleier fortlaſſen und ſich begnügen, einen Zipfel des Hemdes in den Mund zu nehmen, und die Fremden mit einem Auge anzublinzeln. Die Sitte, die Augen mit Kol (Antim. crud.) ſchwarzblau und die Nägel mit Henné roth zu färben, iſt bis in die niedrigſte Volksklaſſe gedrungen. Beim Gange, der etwas ſchleppend iſt, weil ſie gewohnt ſind auf dem Kopfe zu tragen, pflegen ſie die Hände bis in die Höhe des Kopfes zu erheben, nicht allein wohl deshalb, daß die Aermel

nicht über die Hände fallen. Die Handflächen sind dabei nach oben gewendet. Diese seltsame Gewohnheit giebt dem Gange etwas Balancirendes. Gürtel tragen sie nie; daher erscheint auch die schlankste Gestalt plump, und während das Gesicht auf das Sorgfältigste verhüllt wird, bleibt doch wegen des breiten Schlitzes, den das Hemde auf der Brust hat, ein großer Theil derselben unbedeckt, was häufig äußerst ekelhaft ist. Blaue Beinkleider, von demselben Stoff wie die Hemden, tragen sie durchgängig, aber keine Schuh. Dieses kommt nur vornehmen Frauen zu, die gewöhnlich auf den Straßen nur zu Esel und in großer Begleitung erscheinen. Bei ihnen sind die Gewänder meistens weiß, und ein kleiner schwarzer Mantel von steifem Seidenzeuge, den sie um den Kopf und Rücken ziehn, sticht auffallend ab. Sie sitzen wie die Männer in einem Sattel mit sehr hohen Bügeln, in welche sie nur mit vieler Mühe gehoben werden können.

Großer Luxus wird mit Pferden und schönem Geschirr getrieben. Die Satteldecken sind von Purpursammt durch und durch mit Gold gestickt und mit Goldblechen benagelt; soviel Troddeln nur Platz haben, sind daran angebracht.

Fast alle Leute von einigem Ansehen sind Türken und tragen sich türkisch, jedoch mit Hintansetzung des Turbans, den man in seiner wahren Größe nur selten noch sieht. Die Mehrzahl derselben gehört zur Armee, und trägt weite über das Knie fallende Hosen, eine Art Skalze, eine gestickte Jacke von glänzender Farbe, meist blau oder braun, einen breiten seidenen Gürtel, in welchem mehrere Pistolen stecken, und einen kurzen Säbel in brillanter silberner Scheide. Der rothe Feß ist überall herrschend.

Charakteristisch ist unter der bunten Volksmenge der Kopte mit gelbem, fadem Heuchlergesichte und gewöhnlich in schwarzer Tracht mit schwarzem Turban. Einen weit größern schwarzen Turban tragen die Rechtsgelehrten, so wie die Ausleger des Koran. Leute, die sich einer besonders heiligen Abkunft erfreuen, tragen den grünen Turban; doch sah ich diese nur in den Moscheen.

Am zweiten Tage (den 9. Okt.) gings nach den Khalifengräbern. Wir ritten aus dem Thor, welches dem Mokkatam zunächst gelegen ist, um das Minaret des Kaid Bey, ein Bauwerk aus dem 11ten

Jahrhundert, zu ſehen. Man öffnete uns ein großes tempelartiges, halbzerfallenes Gebäude mit einer Kuppel und einem Spitzthurm. Der Stuck der Decke iſt abgefallen, die zierliche Malerei verloſchen, die Muſter der Arabesken über den Seitenwänden und den viereckigen Fenſtern ſind nur noch hie und da zu erkennen. Die aus Bronze gegoſſenen ſtarken Gitter ſind noch wohl erhalten, ebenſo die mit Bronze beſchlagenen Eingangsthüren, was bei der Trockenheit der Luft nicht zu verwundern iſt. Dagegen haben die Parquets der Vorhalle ſehr gelitten; ſie zeigten nur noch Spuren von einem prachtvollen Moſaikfußboden, aus gelbem und ſchwarzem Marmor und Alabaſter zuſammengeſetzt. Die eigentliche Grabhalle iſt von der Kuppel überwölbt. Hier werden in einem alten Granitblocke die Abdrücke der Füße des Mohamed gezeigt; das Grab ſelbſt iſt mit einem vergoldet geweſenen Gitter von Holzſchnitzwerk eingeſchloſſen, welches ſo enge Oeffnungen hat, daß man kaum in das Innere hineinblicken und den großen Koran auf dem Grabe liegen ſehen kann. Die Pracht der ehemaligen Ausniſchung der Kuppel erkennt man nur noch aus einzelnen Bruchſtücken; übrigens iſt das Mauerwerk bis auf einige leicht zu reparirende Schäden erhalten.

Wir ritten von da über das weite Feld der Verwüſtung; Hügel von 30 bis 50′ Höhe, ganz aus Topfſcherben und Bruchſtücken von Waſſerkrügen beſtehend, Trümmer von Gebäuden aus allen Jahrhunderten lagen überall am Wege zerſtreut und zeigten die Ausdehnung der alten Khalifenſtadt. Bald kamen wir in den Begräbnißraum, der nur an wenigen Stellen von Mauern eingeſchloſſen iſt. Ueberall ragen Kuppeln von Khalifengräbern und alten Moſcheen hervor. Manche ſind ganz mit den ſchönſten, in den Kalkſtein gemeißelten Muſtern überzogen, als wären ſie mit einer zarten Stickerei überwebt. In eine der berühmteſten, aus dem zwölften Jahrhundert, El Barkauk genannt, traten wir ein. Da ſie ſo entfernt von der Stadt liegt, war es ziemlich ſtill darin; nur die Kinder der armen Familien, welche in den Seitenzellen derſelben ihre Wohnung genommen haben, belebten die Räume. Ein weiter, großer Hof, in der Mitte mit einem Waſſerquell unter Bäumen, war von den ſchönſten Arkaden umgeben, von ſchlanken Säulen getragen, deren Kapitäler

alle mit verschiedenen arabischen Mustern verziert waren. Schön war auch das uralte, ganz grau gewordene Holzgitter mit Resten von Vergoldung. Eine Kuppel fehlte.

Den dritten Tag (10. Oktbr.) brachten wir mit der Besichtigung der Moscheen in der Stadt selbst hin. Wir sahen deren mehrere, als man im Gedächtniß behalten kann; es sind nämlich noch über 80 in baulichem Zustande. Mit allen Ruinen giebt es deren an 200. Die Entree, von einer hohen Kuppel überwölbt, ist gewöhnlich der prachtvollste Theil derselben und enthält das Grabmal des Stifters. Die eigentliche Moschee besteht aus großen, offnen Räumen mit prächtigem Portikus rund umher umgeben. In der Mitte ist ein großer viereckiger Platz mit marmornem Fußboden, eingefaßt mit einer hohen, schön verzierten Mauer oder Säulenhalle; das Gewölbe bildet der freie Himmel. Hier und unter den Säulenhallen wird gebetet. Welch schöner Platz zur Gottesverehrung, wahrlich viel erhabener und großartiger, als manche gothische Kirche, wo man im Düstern betet. Hier schließt sich das ewig blaue Himmelsgewölbe als Kuppel über die mit zierlichen Steinschnitzereien verzierten Seitenwände. In der Mitte dieses Platzes steht ein schöner Brunnen, gewöhnlich aus Marmor erbaut und überdacht; einige Palmen umgeben das Wasserbecken, an dem jeder Gläubige seinen Durst löschen und seine vorgeschriebenen Waschungen verrichten kann. Unter den Säulengängen, welche oft aus sechs bis sieben Reihen der prächtigsten Marmorsäulen bestehen, sind Palmenmatten ausgebreitet. Die eine Wand, die nach Mekka gerichtet ist, enthält eine Nische von superber Arbeit, eine Art von Allerheiligstem. Jeder Mohamedaner zieht beim Eintritt in den Säulengang seine Schuhe aus; daß wir es nicht konnten, obwohl wir es gern gethan hätten, gab oft zu seltsamen Auftritten Anlaß, besonders in den stark besuchten Moscheen, wo wir oft nur durch die Energie des Kavasse vor Thätlichkeiten gesichert wurden.

Die große Moschee El Moyeb lag unserm Hôtel zunächst jenseit der bedeckten Straße. Sie hat einen prachtvollen Eingang, ganz einer riesenhaften Muschelgrotte gleich, mit Hunderten von kleinen Nischen in dem 60′ hohen Portale. Ein ungeheurer bronzener Kronleuchter, wie ein Kasten geformt, hängt an zwei langen Ketten

(die dritte war zerriſſen) von der enormen Kuppel herab. Turteltauben niſteten darin. Die Kuppel iſt mit Holzſchnitzwerk ſehr künſtlich ausgelegt geweſen, von dem noch hie und da Trümmer hängen, an wenigen Stellen mit Gold überzogen. Der offene Platz mit dem Brunnen in der Mitte war bewunderungswürdig ſchön, die Marmorfußböden wie polirt, weil niemals ein Stiefel ihn betritt; auch wir mußten Strohbabuſchen über die Stiefel ziehen.

Die Moſchee El Talun, welche ganz zerfallen, iſt ein Rieſenwerk und hat mir den großartigſten Eindruck hinterlaſſen. Die Portici, welche um den ungeheuern innern Raum laufen, ſind mindeſtens 40′ hoch und werden durch große Mauerbogen von der ſchönſten Arbeit, nicht durch Säulen getragen. Hin und wieder, wo der ſpätere Stuck abgefallen iſt, ſieht man das urſprüngliche ſchöne Werk. Auch hier iſt etwas von dem vergoldeten Getäfel erhalten, obwohl die Moſchee aus dem zehnten Jahrhundert ſtammt. Einige alte Tafeln von ſchwarzem Porphyr ſind beim Haupteingange in die Mauer eingeſetzt; ſie enthalten perſiſche Schriftreſte.

Wir drangen noch in eine andere, die ſich beſonderer Heiligkeit erfreut, die Moſchee El Azhar genannt. Sie umfaßte einen ſehr bedeutenden Raum, voll von Nebengebäuden; ſogar ein Armenhaus, Schlafkabinette für die Pilger, Schulſtuben, worin unterrichtet, und Badſtuben, worin barbirt wurde, gehören dazu. Es wimmelte in ihr von Gläubigen, die zum Theil an der Erde kauerten und den Koran laſen, den Oberkörper beim Leſen auf und nieder biegend, zum Theil uns ziſchend und ſchnalzend verfolgten, indem ſie immer auf unſere Füße deuteten und die Geberde des Schuhausziehens machten. Unſer Kawaſſe ſchützte uns indeſſen vor allen Zudringlichen durch Hiebe, die er mit ſeiner Peitſche reichlich austheilte, und die Diener der Moſchee in langen, ſchwarzen Talaren mit gelben Unterkleidern halfen mit ihren Rohrſtäben tapfer dareinſchlagen.

Am vierten Tage (11. Oktbr.) beſuchten wir eine der größten Moſcheen, die Haſſan-Moſchee. Sie ſteht auf einem freien Platze, wo eben ein Gaukler ſeine Sprünge machte, von einem großen Kreiſe jedes Standes und Alters umringt. Die Hauptkunſt, welche wir eben ſahen, beſtand darin, daß einer der Geſellſchaft mit einer furchtbaren

Peitſche um den kahlen Kopf des Hanswurſtes, eines langen, hagern, dunkelbraunen Kerls, knallte. Es ſah gefährlich aus, aber der Kahlkopf wußte ſich ſo geſchickt in die Wendungen der Peitſche hineinzubeugen, daß er nie berührt wurde. Das Volk beluſtigte ſich außerdem in Schaukelrädern horizontaler und vertikaler Art, in Buden und Zelten, wo vielerlei Spiele geſpielt wurden (denn darin ſind die Araber ſehr ſinnreich); in Kaffeeſchenken, die aus nichts weiter als aus einer Reihe von Palmzweigen geflochtener Kaſten, wie Hühnerkaſten, beſtehen; auf dieſe ſetzen ſich die Gäſte, trinken aus ganz kleinen Taſſen Kaffee und rauchen ihre Waſſerpfeifen. Man bekommt auch Scherbet, d. h. alle Arten Sirup, wie Maulbeer-, Aprikoſen-, Pflaumen-Sirup in Waſſer aufgelöſt. Sehr beliebt iſt Veilchen-Sirup in dieſer Auflöſung; mir kam die grünſpanartige Farbe dieſes Getränks zuerſt ſehr verdächtig vor.

Die prächtige Moſchee nimmt die ganze eine Seite des großen Platzes ein, und iſt, wie die meiſten andern, ſtreifenweis roth und weiß bemalt, obgleich es mir ſcheint, als ob dieſer Anſtrich, der nicht zu den ſchönen Verzierungen der Fenſter paßt, aus der Zeit ſpäteren Ungeſchmacks entſproſſen ſei. Die Thürme ſind von Bronze gegoſſen mit unzähligen kleinen, krauſen Vorſprüngen und Zierrathen überſäet, deren Muſter zu erkennen oft ſchon viel Mühe erfordert. Ebenſo ſind die hochgewölbten Portale über den Thüren inwendig mit zahlloſen kleinen Niſchen verziert, von ſo zarter tropfſteinartiger Arbeit, daß man ſich nicht ſatt daran ſehen kann. Die Wände ſind an 70 ′ hoch bis an das Dach, woran ebenfalls kleinen Tropfſtein-Niſchen, die rund um unter demſelben fortlaufen. Der Haupteingang führt zum Grabmal des Khalifen Haſſan; es iſt ein großes Kuppelgewölbe von unermeßlicher Höhe, oben ganz mit dem kleine Niſchenwerk verziert, was ich nicht anders als mit dem Namen Tropfſteinniſchen zu bezeichen weiß. Dieſes trägt noch durchweg die Spuren ehemaliger Vergoldung. Die halbzerbrochenen Fenſter ſind ein Muſter ſchöner Arabesken und aus buntem Glaſe von brennenden Farben zuſammengeſetzt. Sie befinden ſich in ſolcher Höhe, daß durch ſie nur ein Dämmerlicht einfällt. Der Fußboden beſteht aus dem feinſten Moſaik in Porphyr, Jaspis und Marmor. In der Mitte liegt an

der öſtlichen Seitenwand das große aber einfache Grabmal von hohem theils eiſernen, theils hölzernen Gitterwerk der complicirteſten Arbeit verſteckt; auch auf dieſem haben ſich Spuren ehemaliger Vergoldung erhalten. Auf dem prächtigen Fußboden liegt ein großer Koran mit Roth und Gold geſchrieben, wie man ſagt von der Hand eines Sohnes des Haſſan. Alles iſt noch an demſelben Platze wie vor 700 Jahren, als ſie gebaut wurde; ſeitdem hat ſchon manches Jahrhundert die Verſchwendung von Pracht und Kunſt bewundert und obgleich man nie die Mittel hatte, die entſtandenen Schäden wieder herzuſtellen, ſo hielt doch religiöſe Scheu den Frevler von dieſen Monumenten fern, und das milde Klima erhielt Holz- und Steinwerk, was bei uns durch Einfluß der Witterung längſt verwüſtet und zerfallen ſein würde. Wie oft habe ich beim Eintritt in dieſe hohen geheimnißvollen Räume mit ihrer erhabenen Einfachheit und ſtillen Pracht an die Mährchen von „tauſend und eine Nacht", an verwünſchte, ſeit Jahrhunderten unbetretene Paläſte denken müſſen. Auch an Abu Haſſan den Seiler und Ali Baba den Blinden aus Löhr's Mährchen werde ich oft unwillkürlich erinnert, wenn ich durch die Straßen gehe und die fleißigen Handwerksleute in ihrem kleinen Laden ſitzen ſehe, einer Vertiefung in der Mauer, deren einzige Oeffnung nach der Straße zu Thür und Fenſter iſt, vorn mit einem Teppich belegt, worauf ſich der Vorübergehende zum Geſpräch oder zum Handelsgeſchäft niederſetzt. Hier ſitzt der Eigenthümer gewöhnlich in reinlicher Seidenjacke und weißem Turban mit untergeſchlagenen Beinen, bald mit der Nadel beſchäftigt, bald mit dem Hammer, bald nur mit ſeiner Waſſerpfeife, wie die meiſten Kaufleute in den Bazars.

An demſelben Tage, an welchem wir die meiſten der merkwürdigen Moſcheen in Augenſchein genommen, hatten wir auch eine Audienz beim Paſcha. Abends 7 Uhr kam eine von Gold glänzende Equipage uns abzuholen; zwei Mohren mit brennenden Pechkränzen liefen vorauf, glänzende Uniformen zu Pferde umgaben die Karoſſe, die mit großer Schnelligkeit ſich durch die engen Straßen der Stadt wand. Vor dem Pallaſte ſprangen wir heraus und geleiteten unſeren hohen Herren die Treppe hinauf in einen großen, aber nicht ſehr eleganten Salon, der weiter nichts enthielt als rothe Di-

vans und zwei an dem einen Ende ſtehende, 6′ hohe Kandelaber, zwiſchen denen eine Wachskerze ſtand, welche erſt beim Eintritt des Prinzen angezündet wurde. Ein kleiner unterſetzter Mann mit grauem Barte und ſtechenden, rollenden Augen, Chosrev Bey, der Dollmetſcher des Paſcha, kam uns entgegen, führte uns zu ihm und ſtellte uns vor. Wir ſprangen nicht ohne Mühe auf die hohen Sitze hinauf, wobei die Sporen ſehr hinderlich waren. Zuerſt wurde dem Prinzen durch den Commandeur der Truppen eine lange, mit Brillanten reich beſetzte Pfeife gebracht, darauf jedem von uns eine ähnliche; ſilberne Schalen dienten zum Unterſatz für den Kopf. Ich rauchte mit großer Gravität und bemühte mich der Ueberſetzung des Geſprächs nachzufolgen, was mir, dem am fernſten Sitzenden, etwas ſchwer fiel. Dann wurde durch die Großwürdenträger Kaffee in ganz kleinen Köpfchen gereicht; der Saft war ganz ſchwarz und glühend heiß; dennoch erfordert es die Etikette, das Gefäß in einem Zuge zu leeren. Ich konnte es nicht und überreichte meine Taſſe dem wartenden Offizier, nachdem ich bloß genippt hatte; dieſer bedeckte ſie haſtig mit beiden Händen, wie es die Sitte erfordert, als ob er ein Inſekt fangen wollte. — — — —

Dieſer Brief geht ohne Schluß ab, weil die Zeit der Abſendung mir nicht richtig beſtimmt war. Von Suez ein Mehreres. Dort denke ich Zeit zur Beſchreibung der Pyramiden und der übrigen in Cairo verlebten Tage zu finden.

Nachtrag zum zweiten Briefe.

Aus dem Tagebuche.

Die Pyramiden von Gizeh, für die ein ſo erbärmlicher, weit von ihnen gelegener Flecken nicht den Namen hergeben ſollte, wurden am 13. Oktober von uns beſtiegen. Der Paſcha hatte uns Pferde geſchickt, ſehr ſtämmige, kurrige Thiere. So ritten wir im Galopp

bis zum Nil und fuhren von dort nach Gizeh, wo wir zuerst die Brutöfen in Augenschein nahmen. Es sind aus Erde aufgehöhte Löcher, Anbaue an den Wohnhäusern. Die Oeffnungen waren 1′ hoch über dem Boden und hatten etwa 2′ Durchmesser; es lagen an jeder Seite der Gebäude deren sechs, mit Asche und Staub ungefähr einen halben Fuß hoch angefüllt. Unter ihnen befinden sich die Oefen zum Heizen. In jedes Loch werden zugleich fünf bis sechshundert Stück Eier gepackt, die alle Tage umgewendet werden müssen. Dies geschieht durch einen Mann, der hineinkriecht, die Hände und Füße über die Eier hinstreckt und mit dem Bauche die Eier hin und her wendet. In zwölf Tagen werden die jungen Hühner ausgebracht; ein Drittheil oder kaum so viel geht verloren. Man brütet indessen nur drei höchstens vier Monate im Jahre, vom Januar bis April, vermuthlich des Futters wegen.

Der Weg führte uns von da durch mehrere köstliche Palmenwälder, die gerade abgeerndtet wurden. Unter den Palmen ist der gewöhnliche Aufenthalt der Fellahs; denn die Erdlöcher suchen sie nur in der Noth auf. Ihre Kinder wühlen den ganzen Tag im Morast und in den Resten der Nilüberschwemmung. Unter den Palmen wird auch geackert und zwar mit einem sehr einfachen Pfluge; die Felder waren jedoch wohlbestellt, so viel wir davon sehen konnten. Der größte Theil der Ebene war noch mit Wasser bedeckt, und wir näherten uns, auf einem schmalen Damm reitend, nur in großen Umwegen den Pyramiden. — Endlich wurde die Wüste erreicht, deren ebenen Raum bis zum Fuß der Pyramiden wir mit den Rennern des Pascha im schnellsten Lauf durchflogen. Dort stürzte die Bevölkerung der nahe gelegenen Dörfer schreiend herzu, meist Beduinen; ein sehr wurstmäuliger, plattnäsiger Westafrikaner war darunter. Jeder suchte sich seine Leute aus, oder wurde vielmehr von ihnen ausgesucht, und so ging es den Pyramiden zu.

Wir sahen zuvor noch die köstliche Sphinx. Wie Schade, daß der Kalksand der Wüste sie immer mehr verschüttet. Die Nase ist ganz verschwunden, auch der Busen ist zerfressen und voll Löcher; denn der Stein, aus dem sie ausgehauen ist, offenbar am Orte selbst anstehender weicher Kalk, ist sehr bröcklig und löcker.

Die nächste Pyramide ist die des Cheops. Sie trägt dicht über dem Eingang in die Königskammern die vom Professor Lepsius eingegrabenen Hieroglyphen. Wir stiegen in den ersten Schacht hinunter, dessen Eingang etwa am ersten Drittel der Höhe liegt. Hier hört die regelmäßige Stufung auf; die Steine sind über und vor der Oeffnung keilförmig zusammen gelehnte ungeheure Werkstücke. Mit zwanzig Lichtern stiegen wir hinab, indem jeder zwei Gehülfen nahm; doch kostete es Mühe und verursachte viel Geschrei, ehe der übrige Haufen sich zurücktreiben ließ; und ungeachtet unserer Bemühungen hatte sich doch ein schwarzer Supranumerar mit hinein geschlichen. So glitten wir mehr als wir gingen den steilen Kanal hinab, in welchem wir bald nur wie ein Taschenmesser zusammengeklappt gehen konnten; doch halfen die Führer nach Kräften und ließen uns nicht fallen. Endlich erreichten wir eine schwarze Halle, in welche nie ein Strahl des Tageslichts eingedrungen ist; sie war mit Granit ausgelegt, und ein roher Sarkophag von demselben Material war das Einzige, was sie enthielt. Eine andere Kammer, die Kammer der Königin genannt, welche wir mit eben so viel Schwierigkeit erreichten, enthielt nichts als Fledermäuse. Einer unserer Leute kroch in einen der Luftkanäle, welche nicht viel über einen Fuß im Quadrat weit sind, um Fledermäuse zu fangen, und es glückte ihm einige zu erhaschen. Es war eine vespertilio mit langem Schwanze und der Ohrenvereinigung über der Nase.

Das Aufwärtsklettern in dem engen Gange war noch schwieriger als das Hinabsteigen, daher freuten wir uns, als es überstanden war und wir endlich das Tageslicht wieder sahen; dann stiegen wir nach kurzem Aufenthalt an einer ausgebrochenen Stelle rasch auf die äußerste Spitze, welche den Flächenraum von 30 Q.-Fuß haben mag. Wir wollten dort frühstücken; allein es ward zu heiß befunden und nur eine Flasche Champagner auf des Königs Wohl oben geleert. Einer unserer Führer erbot sich hier, in fünf Minuten nicht allein die Pyramide, zu deren Besteigung wir über eine Viertelstunde Zeit gebraucht hatten, hinabzuklettern, sondern auch die des Cephren, oder wie sie auch wohl genannt wird, des Belzoni zu ersteigen, welche oben noch mit Stuck überzogen und für einen Europäer unzugänglich ist, und es fehlte richtig noch etwas an fünf Minuten, als man den

Kerl auf ihrer Spitze ſchreien hörte. Nicht lange, ſo war er wieder bei uns auf der Pyramide des Cheops, ohne im geringſten außer Athem gekommen zu ſein. — Dieſe beiden Pyramiden ſind 400 Fuß hoch; etwas kleiner iſt die dritte, die des Myeerinus, welche in einiger Entfernung davon liegt.

Nach einem kurzen Aufenthalte ging es wieder hinunter über die mächtigen Werkſtücke dieſer Denkmäler vergangener Jahrtauſende. Unſere Pferde ſtanden unten bereit; doch beſchloſſen wir einen andern Weg einzuſchlagen. Geſagt, gethan. Bald kam ein Bewäſſerungsgraben des Nil in die Quer; wir ſetzten hinein und kamen, obwohl das Waſſer bis über den Sattelknopf reichte und die Pferde durch die Hunde der nebenbei ſchwimmenden Beduinen ſcheu gemacht wurden, glücklich hinüber. Tüchtig durchnäßt ſetzten wir unſern Weg fort. Eine Menge Wildpret, Möven, Reiher, Milane, lud zur Jagd ein; doch wurde nichts geſchoſſen als eine Eule. Es war strix noctua. Wir paſſirten noch die Ruinen einer ſchönen Brücke aus der alten Araberzeit und erreichten dann durch blühende Maisfelder im kräftigſten Grün gegen Abend Gizeh und bald darauf Cairo.

Am 15. Oktober wurde bei drückender Hitze ein Zug nach Sakarah unternommen. Wir ſetzten bei Altcairo über den Nil; von da ging es fünf Stunden lang am linken Ufer hinauf. Ein ſchöner Palmenwald gränzte an den andern; überall eine fröhliche, wohlgenährte, obwohl ſchmutzige Bevölkerung, zum Theil beſchäftigt mit der Fabrikation der Nilleh-Farbe (Indigo), die unter lärmendem Geſange während des Kochens in irdenen Kübeln geſtampft wird. Endlich erreichten wir die Gegend des alten Memphis, nur noch durch mächtige Trümmerberge, welche eher einer Gebirgsformation gleichen als Ueberreſten alter Bauwerke, von der Ebene unterſchieden; keine Säule, kein Marmorſtück iſt zu ſehen; Alles iſt mit Palmen überwachſen. Nicht weit von dieſer geheiligten Stelle hatten wandernde Beduinen ihre Zelte aufgeſchlagen und luden uns freundlich zum Kaffee ein. Nach kurzem Aufenthalt bei ihnen ſetzten wir unſern Weg auf den Dämmen fort, deren Ende wir in zwei Stunden erreichten. Ein Bad im letzten Baſſin erfriſchte uns und reizte den Appetit zum Frühſtück, welches am Fuße einer der größten Pyramiden eingenommen

wurde. Dieſe Pyramide war leicht zu erklimmen; ſie iſt auf dieſelbe Weiſe gebaut wie die des Cheops, aber nicht halb ſo hoch, höchſtens 200′ und weit mehr zerfallen. Wir ſtiegen nun über die Schutthaufen einer großen Menge von Pyramiden, die zum Theil noch mit erkennbaren Mauern umgeben waren und recht wie Kirchhöfe ausſahen, zu den unterirdiſchen Räumen der ſogenannten Königsgräber hinab. Der Eingang lag zwiſchen den Felsblöcken, vom Sande halb verſchüttet. Man ſteigt etwa 20′ tief; dann kommt man in eine dunkele Höhle, die im Hintergrunde eine ſchöne, geräumige von Säulen geſtützte Halle zeigt; alle Wände ſind mit prachtvollen Hieroglyphentafeln geſchmückt, Alles im harten Kalkſtein ausgearbeitet. Die Decke zeigt Spuren von Malerei, die ſich hin und wieder noch recht glänzend erhalten hat; doch haben die Kunſtfreunde überall fürchterlich verwüſtet. In der einen ſehr tiefen Niſche ging ein Schacht hinab; Graf O. ließ ſich an einem Strick hinunterwinden, konnte aber in einer Tiefe von 40′, als dieſer zu Ende war, den Boden kaum ſehen.

Die Thiermumiengräber, welche in der Nähe liegen ſollten, wurden nur mit Mühe aufgefunden und ein ſehr langes Tau war nöthig, um uns in den halbverſchütteten Schacht hinabzulaſſen. Beim Hinaufziehen, nachdem ich wenig oder nichts geſehen hatte, glitten mir die Hände von dem Seile, an welchem ich hinaufklimmen wollte, ab, und ich fuhr, als ich faſt oben angekommen war, wieder in die Tiefe hinunter. Mit den abſcheulichſten Brandwunden an den enthäuteten Händen gelangte ich endlich hinaus und mühſam zu Eſel bis zum Nil, auf dem wir glücklicherweiſe die Rückfahrt machten: denn es wäre mir unmöglich geweſen die Zügel zu halten. Erſt um 12 Uhr waren wir wieder vor den Thoren Cairo's und hatten es einem Zufall zu verdanken, daß wir hineinkamen, ohne die Parole zu wiſſen.

Eine ſpätere Excurſion nach Heliopolis, der alten Philoſophenſtadt On, befriedigte uns wenig. Wir fanden nur eine durch Trümmer angedeutete Erhebung des Bodens; der Rückweg unter dem Schatten von Gummiakazien an den Waſſergräben des Nil entlang war dagegen ſehr angenehm. Die Felder ſtanden voll Hibiscus esculentus (Baniah) und Indigofera (Nilleh). Am Rande eines

Dörfchens, das mit gut cultivirten Ricinusfeldern umgeben war, führte man uns in einen Garten, wo in der Mitte eines Blumenbeetes der Gipfel eines gigantischen Obelisk's aus der Erde hervorragte. Seine Hieroglyphen waren durch die Nester von Mauerwespen fast ganz verklebt. Aprikosen- und Pfirsichbäume umgaben den Granitblock. Wie mag es hier wohl 50' unter der jetzigen Oberfläche des Bodens aussehen.

Ich hatte während der Zeit unseres Aufenthalts in Cairo mehrere interessante Bekanntschaften gemacht. Es gehört vor Allem dazu die des Leibarztes des Pascha, Klot Bey, welche sich von einer Visite herschrieb, die wir ihm machten. Sein Haus ist nicht ausgezeichnet; aber in seinem Hofe liefen Strauße und Gazellen umher, auch befand sich dort der für Berlin bestimmte junge Löwe, welcher von Prof. Lepsius eingesandt war. Seine Sammlung ägyptischer Alterthümer enthielt viel Interessantes. Klot Bey ist ein sehr freidenkender Arzt. Er spricht sehr gut und würde einem Katheder Ehre machen, wenn er, was man bei so kurzer Bekanntschaft nicht beurtheilen kann, eben so gründlich in seinem Wissen ist. Mit seinen Operationen des leprösen Geschwulsts des scrotum, welche in Cairo nicht selten ist und besonders in Oberägypten vorkommen soll, hat er viel Ehre eingelegt und die Art der Operation in einer besonderen Schrift dargestellt. Das Gewicht der durch die Operation bei einem Beduinen abgesonderten leprösen Masse betrug 110 Pfund.

Auch dem Leibarzt Dr. Pruner wurde ich vorgestellt. Er ist ein vielerfahrener Arzt. Bei seinen orthopädischen Patienten, die er dem Dr. Schledehaus überwiesen hat, sah ich mehrere gut gelungene Kuren an Klumpfüßen zweiten und dritten Grades. Ich war gerade an dem Tage dort, an welchen wir beim Pascha speisen sollten. Gegen halb drei eilte ich zum Hôtel zurück und sah zu meinem Schrecken den Wagen des Pascha von dort eben abfahren. Welch ein Verdruß! Wie gern hätte ich den Pascha bei Tisch sitzen sehen; und eine jede andere Gelegenheit dazu war unmöglich, da unsere Abreise nahe bevorstand.

Am 17. Okt. reiste der Graf O. nach Suez ab, um mit dem Capitain des Hindostan über unsere weitere Reise Bestimmungen zu treffen.

Wir geleiteten ihn, als er am Abend ſpät durch die Thore ritt, bis zu den Zelten der Reitereibivouacs an der Grenze der Wüſte. Einige Excurſionen in die Umgegend, die zum Zweck des Zeichnens unternommen waren, füllten nebſt dem Beſuch der Gärten des Paſcha in Schubra die übrigen Tage des Aufenthalts in Cairo aus. Als wir am Abend des letzten Tages (19. Okt.) noch nicht lange zurückgekehrt auf dem Balkon des Hôtels unſern Thee einnahmen, hörte man plötzlich die Ausbrüche des allerkläglichſten Jammers, mit Verwünſchungen in franzöſiſcher Sprache untermiſcht, vor unſerem Fenſter. Wir ſahen einen Mann in weißem Unterzeuge ohne Schuh vor den Sakieh's herumlaufen, in der ſchrecklichſten Verzweiflung ſich die Haare zerraufend. Es war unſer Wirth, Herr Coulomb. Ein Gedränge von Neugierigen bildete ſich, man kam mit Laternen und leuchtete in die tiefen ſchauderhaften Gruben mit ihren halbmorſchen Rädern. Zehn Fuß tief geht der Schacht bis zur Waſſerfläche hinab und enthält im Grunde noch 15′ tief ſchmutziges Schlammwaſſer. Wer im Dunkeln den Löchern zu nahe kommt und hineinſtürzt, iſt unrettbar verloren. Das Hinabſteigen war ſehr ſchwierig, und es dauerte einige Zeit, ehe ſich Jemand zu dem Wageſtück fand. Nach einer halben Stunde gelang es nach vielen vergeblichen Verſuchen durch hinabgelaſſene Leute den Leichnam eines jungen Mannes, des jüngern Bruders von Herrn Coulomb, herauf zu ziehen. Schnell wurde er zu Bett gebracht; wir ſchnitten ihm die Kleider vom Leibe. Noch zeigten ſich ſchwache Spuren von Wärme. Der Dr. Schledehaus war glücklicherweiſe da und half mir bei den Belebungsverſuchen; auch Klot Bey kam, nachdem ich zweimal zu ihm geſchickt hatte. Wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Bis 2 Uhr ſaßen wir bei dem Todten; immer wurde noch mit Reiben und Erwärmen angehalten. Wir mußten uns aber endlich überzeugen, daß alle menſchliche Hülfe zu ſpät gekommen ſei; der Tod hatte ſein Opfer gefordert. Welche gräßliche Nacht! Am andern Tage zog ein einfacher Leichenzug aus dem Hôtel der Gebrüder Coulomb fort.

Unſer Gepäck war ſchon am 18. nach Suez vorausgeſchickt, da es gelungen war, durch Gefälligkeit der Schiffsoffiziere auf dem Bombay-steamer noch einige Plätze zur Reiſe nach Bombay zu er-

halten, obwohl der Kapitain ſich anfangs geweigert hatte, die gebräuchliche Anzahl der Paſſagiere zu überſchreiten. Wir hatten gehofft auf dem Calcutta-steamer, Hindostan, noch Plätze zu finden; doch hörten wir ſchon in Alexandrien, daß ſelten beim Abgange des Schiffs von London noch Plätze frei ſeien, und ergaben uns alſo in die unangenehme Ausſicht, in Bombay noch einen Monat lang auf Gelegenheit nach Ceylon warten zu müſſen. Am 20. Oktober Abends ſtanden die Dromedare des Paſcha vor dem Hôtel, ein ſchön aufgezäumtes, leicht gebautes für den Prinzen. Die übrigen waren von der größten Art, wahre Koloſſe. Wir ſtiegen auf und fuhren in die Wüſte hinein. Die ſchreitende Bewegung der Dromedare wurde aber bald als ganz unerträglich erkannt; der Trab war eher auszuhalten. Schon nach der erſten Viertelſtunde hatten wir das Schaukeln und Hin- und Herwerfen in einem von Leiſten zuſammengeſchlagenen Sattel mit ganz kurzen Steigbügeln, welche die Füße nach hinten zogen, ſo ſatt, daß ein Jeder das Ende des Rittes herbeiwünſchte. Es war in der That ſo anſtrengend, daß ich, noch müde von der letzten durchwachten Nacht, trotz der heftigen Fuchsprellbewegung mehrere Male in Schlaf verſank, aus dem mich der ängſtliche Ruf des Dragoman, welcher fürchtete, daß ich hinabſtürzen möchte, zu meinem Leidweſen öfter weckte.

Dennoch ritten wir ſo ohne Unterbrechung 12 Stunden lang fort. Endlich zeigte ſich in der Morgendämmerung ein wohlgebautes Haus in der Mitte der Wüſte; es war Nro. 4, eins von den Gaſthäuſern, welche die Tranſito-Compagnie zur Bequemlichkeit der Reiſenden, die ſich von ihren Eilwagen über die Landenge befördern laſſen, gebaut hat. Doch kann jeder Fremde dort einkehren, nur muß er für dieſe Begünſtigung allein eine Guinee bezahlen und für alles Uebrige verhältnißmäßig noch mehr. So ſind die Engländer; ſie zwingen überall ſelbſt in die traurigſten Einöden ihr Comfort hinein. Ermüdet, wie wir waren, eilten wir dieſem erwünſchten Ruheplatz zu, wo wir ein ausgezeichnetes Frühſtück, die Ruhe in guten Betten und gegen Abend ein vorzügliches engliſches Diner uns ſehr wohl bekommen ließen.

Als die Hitze des Tages vorüber war, machten wir uns wiederum mit unſern ſchweren Thieren auf den Weg. Bald brach die

Nacht völlig herein, und wenn der Mond durch eine Wolke verdeckt war, oder der Schlaf Einzelne von der Karavane überraſcht hatte, fand ſich die Geſellſchaft nicht ſelten getrennt. Die Wüſte iſt kahl und trocken; hinter Nr. 4 hat ſie einen Kamm, der von Weſten nach Oſten läuft. Dort ſoll viel Gebüſch und Wildpret ſein. Von Pflanzen bemerkte ich nur eine ſtark duftende Artemiſia und Salſola-Arten. Im Halbſchlaf erſchienen eine Menge phantaſtiſcher Dinge, aber kein Schakal, keine Hyäne, keine Springmaus kam uns wirklich zu Geſicht, obwohl man beim hellen Mondſchein ziemlich weit ſehen konnte. So kamen wir ganz erſchöpft gegen 3 Uhr Morgens (den 22. Okt.) in Nr. 6 an. Für Kaffee und Eier wurde hier anderthalb Guineen gefordert. Noch einige peinvolle Stunden auf dem Rücken der Dromedare, da dämmerte der Morgen und im Norden erſchienen die Umriſſe eines in rothem Lichte ſich aufthürmenden Gebirgskammes; das rothe Meer kam zum Vorſcheine. Deutſche Vögel wurden als willkommene Boten von der Heimath begrüßt, wir ſahen Charadrius morinellus, Motacilla alba überall in der Wüſte, ſo wie früher bei den Palmenwäldern von Sakarah der gute Storch uns in Schaaren begegnet war. Die letzten Kräfte mußten zuſammen genommen werden, aber auch dieſe erloſchen bald bei dem heftigen Schütteltrabe und der Gluth der ſteigenden Sonne; kein Gelenk war mehr biegſam, die Beine ſteif und ſchmerzhaft. Gegen halb acht waren wir endlich im Angeſicht von Suez, einem kleinen ſchmutzigen Mauerneſte; nur Trümmer auf Trümmer geſetzt, und in dieſen Trümmern ſucht man vergeblich nach einer wohnlichen Stelle. Die Wirthshäuſer heißen nur fälſchlich ſo; denn ein Hühnerſtall könnte eben ſo gut dieſen Namen führen. Welch ein erſehnter Augenblick, als ſich unſere Dromedare ſtöhnend vor einer dieſer Baracken niederlegten. Wir waren hier kaum zum Frühſtück verſammelt, als ſich der Kapitain des Hindoſtan anmelden ließ. Er kam, um uns Kajüten mit allen möglichen Bequemlichkeiten auf dem Calcutta-steamer anzubieten, eine ſehr erfreuliche Nachricht, da die Gemüther durch die frühern vergeblichen Bemühungen um eine direkte Ueberfahrt nach Ceylon etwas niedergeſchlagen waren. Die Sache wurde abgeſchloſſen, die Effekten vom Bombay-steamer zurückgeholt und auf den Hindoſtan verladen.

Auf den 25. Oktober war die Abreise festgesetzt; bis dahin wurden noch einige Exkursionen in das nahe Gebirge Djebel Aedagha gemacht. Es steigt an der Westseite von Suez in einer direkten Entfernung von etwa drei Stunden aus einer Ebene von unbedeutender Erhebung über die Meeresfläche auf, welche mit einem dunkelbraunen, rundgeschliffenen Geschiebe von hartem Kalkstein bedeckt ist. In der großen Ebene zwischen dem rothen Meere und den Bergen zeigt Alles Spuren von Flußwasser; die Trümmer stammen alle vom Gebirge her. Einzelne tiefe Rinnen, durch weißen Kalksand ausgezeichnet, leiteten in ein größeres Flußbett, welches, wenn der von Suez sichtbare Zug von Norden nach Süden angenommen wird, von Nordost nach Südwest zieht, dann ganz südlich sich umbiegt. In dies Flußbett ritten wir ein und verfolgten es bis zu einem jähen Absturze, wo ein Wasserfall von 40 — 50′ Höhe tiefe Buchten und Grotten in den Felsen ausgewaschen hatte. Bevor wir an die Krümmung des Flußbetts kamen, fand sich eine Wand von 18 — 20′ Höhe, aus lauter Geröll bestehend, wahrscheinlich der Boden des ehemaligen Bettes, welches später wieder durch den Strom vertieft wurde. Die ganze Masse bestand aus einem braungrauen Kalkfels, dessen Flußgerölle mit Kieseln sehr viel Aehnlichkeit hat. Er ist so hart, daß er am Hammer Funken giebt. Unten am Fuße des Gebirges ist der Stein am härtesten; weiter hinauf kommen regelmäßige, horizontale Schichten, die in einer Höhe von etwa 500′ vom Flußbette ab weiß werden. Den höchsten Punkt, den wir mit Mühe erstiegen, schätze ich 1500 — 2000′ über dem Meere. Es war ein Absatz von zerbröckeltem Gerölle. Die steilen Wände, an denen wir hinaufkletterten, waren entweder ganz mit diesem kleinen Gerölle bedeckt oder es traten die verwitterten, von Gott weiß welchem Agens (denn das Wasser fehlt doch) unterminirten und Höhlen bildenden Kuppen des Gesteins zu Tage. Das Klettern wurde dadurch sehr mühsam. Etwa 100′ unter dem Gipfel des Djebel Aedagha sah ich eine ganz weiße, scharf markirte Linie sich längs der obersten Kuppen horizontal hinziehen. Ich kletterte hinan und fand schon auf dem Wege Bröckeln von Marienglas und verwittertem Gyps in Menge. Der weiße Streifen war ein Anhydrit von besonders heller Farbe;

dieſem ſchloß ſich wieder eine Schicht brauner Kalkſtein von geringerer Härte an; doch vermißte ich in ihm die deutlichen Verſteinerungen, welche in großer Menge den untern Kalk durchſetzten. Es waren eben nur organiſche Spuren, die wie ein feines Netzwerk den Stein durchzogen, ganz kleine Muſcheln und Ueberreſte von Echiniten. Die Kämme des höchſten Ausläufers waren faſt alle in einem Niveau; nirgends bemerkte man Pflanzen an den kahlen, die Schichtung deutlich zeigenden Abhängen. Nur das Flußbett, welches von oben wie eine Rinne, im glatten Kalk ſcharf gezogen, erſchien, machte eine Ausnahme. In ſeinem weißen Kieſe fanden ſich große Büſche der blaublättrigen Kapperſtaude, ſtarkduftende Artemiſien, Lavendel und einige Kompoſiten. Die einzigen Thiere, welche uns zu Geſicht kamen, waren einige große Geier (vultur cinereus) und kleinere zu den Milanen gehörige Raubvögel. Leider wurde keiner erlegt.

Am 25. Oktober gingen wir zu Schiffe, fuhren aber erſt am 26. um halb 11 Uhr von Suez ab. Die Fahrt auf dem rothen Meere bot wenig Intereſſantes. Am 28. Okt. wurde das Wetter ungünſtig, eine Gewitterwolke bezog den hellen Himmel und Wetterleuchten zeigte ſich in Oſt und Weſt. Eine große Menge fliegender Fiſche (Exocoetus volitans) gewährte uns eine kurze Unterhaltung, wenn ſie plötzlich wie Raketen von einem Punkte im Waſſer auffahrend etwa 8 — 10 Sekunden in der Luft flatterten. Auch zeigte ſich eine Schleiereule, deren unabläſſiges Bemühen, trotz der nicht allzugroßen Entfernung des Landes, dem Schiffe nahe zu bleiben, als eine ſchlimme Vorbedeutung ausgelegt wurde. Der Sturm erfolgte indeß erſt am andern Tage und war nicht von großer Bedeutung. Eine andere Eule, die ſich auf dem Maſtbaum niederließ, wurde geſchoſſen, doch fiel ſie unglücklicherweiſe ins Waſſer, ſo daß ich ihrer nicht habhaft werden konnte. Außerdem bevölkerten noch zwei harmloſe Bachſtelzen, welche der Wind verſchlagen hatte, das Schiff, und nährten ſich reichlich von den Fliegen, die ſich bei den auf dem Schiffe befindlichen Schaafen zahlreich einfanden. Auch erſchien ein Schwarm roſenrother Heuſchrecken; eine ziemliche Anzahl fiel auf das Schiff. Sie waren etwa 6″ lang und hatten braungeſcheckte Flügel.

Wir erreichten am Donnerſtag den 29. Okt. das Eiland Har-

niſch und fuhren noch neben deſſen Kraterwänden hin. Ein halb von der See abgeſpülter Krater, in deſſen Inneres man recht hineinblicken konnte, war der intereſſanteſte Punkt, obgleich die Inſel eine Menge von Kratern enthält. Er war inwendig faſt bis zur Meeresfläche mit ſchwarzen Schlacken überzogen; der obere Rand beſtand dagegen aus rother Erde. Von Vegetation war ſelbſt mit dem Fernrohr nicht die leiſeſte Spur zu entdecken. Ein Lager von weißem Sande, welches auf einer iſolirten Stelle ſichtbar war, wurde zuerſt von einem Reiſenden für Guano erklärt; der Kapitain aber widerſprach dieſer Anſicht. Der weiße Streifen kontraſtirte wunderbar mit der rothgrauen Färbung des Bodens.

Am 1. November 10 Uhr Morgens landeten wir in Aden, der Südſpitze Arabiens, froh nach überſtandenen Gefahren auf dem rothen Meere wieder Land zu betreten. Nachmittags 4 Uhr gingen wir an's Ufer. Die Sonne ſchien glühend heiß; doch gingen wir raſch, um die Barackenſtadt zu ſehen und vor Abend wieder am Bord zu ſein. Aden iſt ein ausgebrannter Krater, den die Engländer zur Feſtung umgeſtaltet haben, an dem nicht viel Intereſſantes daran zu ſehen iſt. Es war indeſſen doch zu ſpät geworden, um zu Fuß zurückkehren zu können. Wir bewogen deshalb einen alten Araber, der uns in ſeine Schilfhütte einlud, uns Eſel zum Reiten zu beſorgen. Die Eſel kamen nicht, ſtatt deſſen ein paar Kameele, die mit Proteſt abgewieſen wurden. Wir machten uns nun zu Fuß auf den Weg, wurden aber vor dem Thore von einigen wild ausſehenden Arabern eingeholt, die uns die verlangten Eſel brachten; doch forderten ſie einen enormen Preis, den ſie voraus bezahlt haben wollten. Nach langen und lärmenden Unterhandlungen ſetzten wir uns auf, weil die Kerle zufrieden zu ſein ſchienen. Kaum waren wir jedoch einige Schritte geritten, als ſie mit impertinenten Drohungen ſogleich ihr volles Geld forderten und einen Angriff zu machen verſuchten. Zum Glück waren ſie unbewaffnet und wagten uns auf dem Rückzuge, den wir mit Hinterlaſſung der Eſel zu Fuß antraten, nicht zu ſtören, obwohl ſie uns in einer Entfernung von 50—80 Schritten beſtändig folgten. Ganz erſchöpft erreichten wir nach einem halbſtündigen Marſche über Klippen und enge Gebirgspäſſe den Strand, wo wir

ſehr erfreut waren, die Barke zu finden, die uns bald außer den Bereich unſerer Verfolger und an das ſichere Bord des Dampfſchiffes brachte.

Die Einförmigkeit der weiteren Seereiſe bis Ceylon wurde nur noch durch den Anblick der großen Inſel Sokotora und einen Tag vor unſerer Ankunft durch die palmengrünen Inſeln des Laccadiven-Archipels unterbrochen.

Dritter Brief.

Ceylon. — Ponie Galle. — Die Singhali's. — Das Königin-Haus. — Der Garten. — Spaziergang an der Küſte. — Botaniſche Exkurſion. — Kart. Champion. — Abreiſe von Ponie Galle. — Gewitter. — Empfang in Colombo. — Lord Campbell. — Mr. Anſtruther. — Die Zimmtkultur. — Weg nach Kandy. — Pallaſt der Kandyfönige. — Botaniſcher Garten. — Zuckerplantage. — Der Tempel und die Dalada. — Abreiſe in das Gebirge. — Regenwürmer. — Kaffeeplantage. — Rambodde. — Die Geſundheitsſtation Ruwera Ellia. — Jagd. — Wilſon Bangalo. — Ettem Pitia. — Badulla. — Einwohner. — Umgegend. — Dagoba. — Abreiſe nach Gaibocka. — Talkenia. — Elephantenjagd. — Bobola. — Der Urwald. — Gaibocka. — Elephantenjagd. — Wilde Eingeborene. — Paievalla. — Die Elephanten. — Ankunft in Ratnapura.

Madras, den 24. Dec. 1844.

Leider verhinderte mich in Ceylon eine Menge aufgehäufter Geſchäfte und die Eile der Reiſe, ſchon früher zu zeigen, wie oft ich an Euch gedacht habe; auf der See aber hatten wir immer ſolches Wetter, daß alles Schreiben in dem auf den Wellen ſchwankenden Schiffe, inmitten einer Menge ſeekranker Paſſagiere, unmöglich war.

Nach einer ziemlich einförmigen, aber vom Wetter begünſtigten Seereiſe auf dem großen Dampfſchiffe Hindoſtan, erblickten wir am 13. November wieder grünes Land. Die Geſellſchaft auf dem Schiffe war ſehr angenehm, nur waren der Paſſagiere zu viele, etwa 150, unter denen ſich wohl 30 bis 40 Damen befanden. Es fehlte daher keineswegs an Unterhaltung; doch waren wir alle ſehr froh, die faſt

vierwöchentliche Seefahrt überstanden zu haben. Je näher wir der Insel kamen, um so deutlicher sonderte sich das dichte Grün des Ufers, in welchem wir bald Kokoswälder erkannten, von dem dunklen Blau der Bergwälder des Innern ab.

Noch zwei Stunden und wir liefen langsam in den durch Klippen eingeschlossenen Hafen von Ponte Galle an der Südspitze der Insel ein. Wie herrlich prangten die dichten Palmenwälder; wie schön stach die weiß aufschäumende Brandung an den schwarzen Klippen gegen ihr tiefes Grün ab. Bald war unser Schiff von Haufen kleiner, aus Baumstämmen zusammengebundener Boote umgeben. Größere Kähne, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme von schöner Farbe bestehend, waren an der Seite mit einem Stück Holz von der halben Länge derselben durch Querstöcke verbunden, welches ebenfalls auf dem Wasser liegt und jedes Umwerfen verhindert. Mit solchen Fahrzeugen, Oareh genannt, wagen sich die Cinghalesen weit auf die hohe See. Magere, kupferbraune Kerle mit lebhaften schwarzen Augen, fein geschnittenem Gesicht und rabenschwarzem Haar, welches hinten in einen Knoten geschlungen ist, saßen auf diesen gebrechlichen Kähnen, statt aller Bekleidung nur mit einem dürftigen Schurz umgürtet. Unter ihnen waren Knaben mit allerliebsten Gesichtern, denen die Fülle des schwarzen Haares bis auf den Rücken herabfiel. Diese bunte Menge umgab in befremdlichen Gruppen das Dampfschiff, als der Prinz und seine Begleitung von der liebenswürdigen Reisegesellschaft, welche mit jenem weiter segelte, herzlichen Abschied nahm. Das Boot des Gouverneurs von Galle erschien, wir stiegen ein, und von zehn rothbehosten Ruderern beflügelt flog es unter abscheulichem Gesange durch die Brandung rasch dem Ufer zu.

Glühend schien die Sonne und die aromatischen Düfte der Gewürzinsel trieben in dicken Wolken auf uns zu. Aus leichter Seeluft in diese schwere, mit Blumenduft erfüllte Gewächshausluft versetzt, fühlte ich mich fast in der Lage eines von einer Krankheit Genesenen, der an einem warmen Frühlingstage zum ersten Male in einen schönen Garten tritt. Es ist auffallend, wie weit man schon diese blumenduftige Luft in die See hinaus spürt, wenn sie auch nicht gerade ein Zimmtgeruch ist, von dem so viele Reisende fabeln, welche durch

eine gewöhnliche Praxis der Schiffschirurgen, die einige Tropfen Zimmtöl auf dem Verdecke umherzuspritzen pflegen, wenn man bei Ceylon vorüberſegelt, hinter das Licht geführt werden.

Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Koſtümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Muſſelintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über dem Bauche unter einem breiten Goldgürtel zuſammengeſtopft. Die Leute der höheren Kaſten zeichneten ſich durch ein kurzes holländiſches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock ausſehendes, um die Beine geſchlagenes oſtindiſches Taſchentuch aus. Der große Kamm vom feinſten Schildpatt hielt die über dem Kopfe ſauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf geflochten waren. Von Statur klein und ſchwach gebaut ſahen ſie etwas weibiſch aus; doch gewöhnt man ſich bald, die glänzende, kaffeebraune Hautfarbe, die zarten Geſichter und die großen ſchwarzen Augen der eigentlichen Cinghaleſen hübſch zu finden. Von ihnen unterſcheiden ſich weſentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Hautfarbe, ſtärkeren Knochenbau, platte Naſe und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geſchoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie ſind meiſt ſehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugieſiſcher und holländiſcher Abkunft. Die alterthümlichen Koſtüme, in denen ſie einhergingen, waren höchſt ſonderbar; denn ſie beſtanden aus einer baretähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen aufgeſchlagenen, goldbeſetzten Jacken mit ungeheuren Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider erſetzenden, oſtindiſchen Taſchentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlſtand. Der größte Theil dieſer Bevölkerung, ſo nackt auch die Meiſten beſonders die Jüngeren unter ihnen gingen, deren ganze Bekleidung aus einem Bindfaden um die Hüften beſtand, war mit Sonnenſchirmen chineſiſcher Fabrik von lackirtem Papier und Bambus verſehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angeſtaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländiſche, vom Mooſe grüne Thor und dieſem gegenüber den Ort unſerer Beſtimmung, ein offenes, einſtöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Ausſehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es

war das Königin-Haus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren an beiden Seiten nach der innern und äußern Gallerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große, mit Musselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem luftigen, offenen Quartiere in's Freie. Welche Pracht von rothen und gelben Hibiscus, welcher dichte schöne Sammtrasen, wie ich ihn seit England nirgend sah. Hier die prächtige Plumieria mit dem fragranten süßen Geruch; dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brotfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 ′ tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen grünen Eidexen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit (Clitoria) und eine Menge roth blühender Balsaminen. Dort standen Brotfruchtbäume (Artocarpus incisa), mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten, der zierliche Papay (Carica Papaya), mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm, und dicken Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die 8 ′ langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann sich denken, daß dieser fußdicke Baum von 20 ′ Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist. — Die Früchte stehen in dicken regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen solcher Früchte und deren wohl 20 bis 30 in einer Reihe. Diese schön gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen, großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Cairo jeden Mittag hatten. Die Bananen sind wohl 4 ″ lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes

Fleisch, ganz ohne Kerne und Samen. Der Brodfruchtbaum trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volk allenfalls gekocht gegessen werden, bei völliger Reife aber eine äußerst scharfe Milch zwischen vielen Kernen enthalten. Wir haben nie davon gegessen, aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob nichts der Brotfrucht gleich komme, unwahr. Die Papay-Frucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei voller Reife röthliches Fleisch; nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack von Kapuzinerkressensamen, daß sie gegen die Menge anderer ausgezeichneter Früchte zurücksteht. — Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähte ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, 12 ' hohen Baum mit langen schmalen Blättern und weißen großen Oleanderblüthen für die Ursache erkannte; es war die Plumieria, ein heiliger Baum, der gewöhnlich im Freien einer steinernen Umgebung würdig gehalten wird. Daneben fand ich einen unscheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Der Appu machte das Zeichen des Essens; ich biß hinein und fand koncentrirte Säure. Es war der Bilimbing (Averrhoa Bilimbi).

In dem dichten Schatten, den die ungeheuren Blättermassen werfen, herrscht eine Dampfathmosphäre für Skorpione und Schlangen äußerst erwünscht. Eine schlanke braune Eidere mit dreieckigem Kopf schlüpfte zwischen den Zweigen umher, und eine große Art Holzwespe (Xylocopa) erfüllte die heiße Luft mit ihrem brausenden Summen. Krähen, viel häßlicher schreiend als die unsrigen, saßen auf allen Bäumen und sahen mit Neugier und Unverschämtheit die fremden Eindringlinge an.

Nach dem Frühstück, bei dem ich wieder eine Fülle neuer Südfrüchte, Pompelonen, Mango's und Jambu's kennen lernte, ließ sich die Neugier nicht mehr bezähmen. Wir mußten in's Freie, um die Pracht der tropischen Schöpfung näher zu sehen. Unser Logis lag innerhalb der alten Citadelle; wir gingen daher durch das Thor zurück, in welches wir bei unserer Ankunft eingetreten waren. Hier sah ich zum erstenmal in meinem Leben hohe Haufen grüner Kokosnüsse. Die weichlichen Cinghalesen lagen in Gruppen an der Erde und spiel-

ten mit bunten Steinen. Verkäufer von Betelblättern und Arekanüſſen und vornehme Cinghaleſen, in Palankinen getragen, begegneten uns; Büffelheerden und Zebuochſen, am Joch den aus Kokosblättern geflochtenen Korbwagen ziehend.

Eine Allee von Eibiſchbäumen mit großen gelben Blüthen gab Schatten; das Meer, zur Rechten hoch aufſchäumend, gab Kühlung. Wir traten nun in die Stadt ſelbſt ein, die durch einen weiten Platz von der Citadelle getrennt iſt. Sie beſteht nur aus zwei langen Straßen, jede aus einſtöckigen Hütten zuſammengeſetzt. Auf einem 2′ hohen Fundamente, von Steinen gemauert, ruht, von zierlichen Pfeilern getragen, ein weit überhängendes Kokoslaubdach; ſelten ſind die holländiſchen Ziegel gebraucht. Erſt hinter der breiten Veranda iſt der Eingang in das einzige Zimmer. Der Beſitzer ſitzt oder liegt auf dem hohen Fundament neben ſeinen Waaren oder Handwerksgeräth. In der Straße, welche wir betraten, gab es nur Kaufleute, die meiſt mit Gewürz, Pfeffer, Cureume, Ingwer, Cardamom, Salz und Salpeter handelten; alle Waaren liegen harmoniſch bei einander, auf friſche Bananenblätter gehäuft. Reiß und Getreide iſt ebenfalls zu finden, darunter mehrere mir noch neue Arten Korakan, Amu und Habbe, alle unſerer Hirſe nicht unähnlich. An den Dächern ſahen wir zierliche Korbkäfige mit ſprechenden Mainavögeln und Papagaien. Wir verſorgten uns in dieſem Bazar mit Sonnenſchirmen chineſiſcher Fabrik gegen die ſinnbetäubende Sonnengluth, die mindeſtens 35 ° R. erreichte. — Die meiſten Kaufleute haben ſchon etwas engliſch gelernt, ſo daß man ſich ihnen verſtändlich machen kann. Unſer Erſcheinen in ungewöhnlichem Koſtüm brachte eine Menge des blanken Volks auf die Beine, beſonders viele Kinder mit reizenden, ſchwarzen Augen liefen uns nach, viele mit dicken Silberringen an den Fußgelenken. Alles deutet hier auf Zufriedenheit und Wohlſtand; man ſieht kein betrübtes Geſicht. An ſtrenge Arbeit denkt auch Keiner; denn wozu ſollten ſie ſich das Leben ſchwer machen, da ſie ohne große Mühe von Kokosnüſſen und Reis das ganze Jahr leben können.

Die Straße war zu Ende und wir traten in einen dichten Hain von Kokospalmen, Arekapalmen und Bananen, der ſich unmittelbar an die Bazarſtadt anſchließt und die ganze Meeresküſte einfaßt. Es giebt nichts

Graciöseres als diese hoch geschwungenen, zart gebogenen, schlanken Palmen mit ihren buschigen Kronen; wie plump erscheint dagegen schon die afrikanische Dattel, geschweige jeder andere europäische Baum. Der tiefblaue Himmel und die hochspritzende Brandung an den schwarzen Felsen der Seeküste bildet dazu einen wunderschönen Kontrast.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche nach holländischem, alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halb verwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin und verkriechen sich verfolgt mit eiligen Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen, rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brotfrucht-, Mangobäumen und Palmen zu zeichnen; oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den 3′ langen Eideren auf dem schwarzbemoos'ten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Steine hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen. Hier ist Priamus und Helenus; hier ist Aristippus und Agamemnon.

Erst als es die höchste Zeit war kehrten wir zum zweiten Frühstück nach Hause zurück; doch kein Wunder, daß ich gleich nach Beendigung desselben mir zu einer botanischen Excursion Erlaubniß aus-

bat. Ich verfolgte einen kleinen Bach in ſeinem Laufe, einen Hügel hinaufſteigend, den wir am Morgen links liegen gelaſſen hatten. Ein rothgelber, mit härteren, rothen Brocken vermiſchter Thon, wahrſcheinlich aus Verwitterung entſtanden, bildete den Boden rund umher. Neugierige Eingeborene geſellten ſich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als ſie meine Abſicht merkten, und freuten ſich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot ſich ſogar mich über das Waſſer zu tragen, als er meine Verlegenheit ſah, auf zwei dünnen Bambus, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unſere Unterhaltung meiſt auf Zeichen beſchränkt war, ſo bemerkte ich doch, daß ſie „hondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlſchmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, ſo hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meine Bemühungen Inſekten zu fangen, oder Eidexen todtzuſchlagen, ſahen ſie mitleidig an, oder wiegten den Kopf dazu; denn die Bevölkerung iſt, die Malabaren-Eindringlinge und die perſiſchen Mohamedaner (Moormen genannt) ausgenommen, ſämmtlich buddhiſtiſch.

Mit reicher Beute kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang zu Haus; es wetterleuchtete ſtark, und kaum hatte ich unſere luftige Behauſung erreicht, ſo brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerſchlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberſchwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des 5′ hohen Fundamentes einleuchtend. Kaum war dieſer Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht ſtärker hereingebrochen, ſo leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern (Feuerfliegen genannt) verſchiedener Arten Elater, Noctiluca, Lampyris und Cantharis wie Weihnachtsbäume, und das Abendkoncert der Tropen begann mit verdoppeltem Eifer. Die Muſikanten ſind Grillen, Cicaden, zehn bis zwölf verſchiedene Sorten Laubfröſche, Geckonen, kleine Eulen u. ſ. w. Dieſes Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beſchreiben iſt; das ziſcht und zirpt und quäkt und quiekt, pfeift und pruſtet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schloſſe.“ Es giebt ſehr große Arten Cicaden von wunderhübſchen Farben; dieſe ſind die Hauptruheſtörer; denn an das Mühlengeklap-

per der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Der Nutzen der großen Bettvorhänge war uns schon von Cairo her bekannt, sie sind auch hier unentbehrlich; denn es giebt Mücken genug, doch fand ich sie nicht so feindselig als die ägyptischen.

Am andern Tage (den 14. Novbr.) machten wir in der Frühe eine neue Excursion. Der Prinz war vorausgegangen; wir fanden ihn in Mitten eines kleinen Palmengartens, wo er, von neugierigen Singhalis umringt, saß und zeichnete; man hatte ihm einen Stuhl herausgestellt und ihn mit Früchten traktirt, und bot auch uns davon an. Uns, den Suchenden, war dasselbe begegnet.

An einem ziemlich einsam zwischen Palmen liegenden Hause lasen wir die Inschrift: Comfort place. Da uns sehr dürstete, und das Aeußere des Hauses sehr einladend aussah, so traten wir ein in der Meinung, für Geld uns traktiren zu lassen. Auf unsere Forderung brachte man uns sogleich Kokosnüsse, die ersten, welche ich frisch kostete. Man nimmt nur unreife Früchte, deren Inneres noch klares Wasser enthält wie bei unreifen Haselnüssen. Dieser kühle Trank, der ein wenig süßlich säuerlich schmeckt, wurde delicios gefunden. Schlägt man die Nuß ganz auf, so kann man auch noch mit einem Löffel das erste angesetzte Fleisch von der Schale herunteressen; es ist weiß und von der Konsistenz weich gekochten Eiweißes und schmeckt wie ein süßer Gallert, jedoch etwas an Nüsse erinnernd. Jetzt erst erfuhren wir, daß man uns gastfreundlich bewirthet hatte, selbst die Bedienung nahm nichts. Wir lernten hier auch den Palmzucker (Juggery) kennen; er sieht braun aus wie grobe Bonbons, schmeckt sehr angenehm und wird aus dem Safte verschiedener Palmenarten durch Einschnitte und Einbinden der Blüthenkolben gewonnen, bevor derselbe in Gährung übergegangen ist. Man macht besonders viel aus dem Saft der Brennpalmen (Caryota urens. Kettile), einer Palme, die sich durch die breiten Fiedern ihrer krausen Blätter auszeichnet und gegen die übrigen Palmenarten wie unfrisirt aussieht. Sie wird nicht ganz so hoch als die Kokospalme und ist etwas dicker im Stamm als die schlanke Areka.

Graf Gr. kam ſehr durchnäßt, als wir eben aufbrechen wollten, zu uns zurück; er hatte in einem benachbarten Reisfelde Vögel geſchoſſen, es waren ein paar Maina's aber mit unausgebildeten Geſichtslappen.

Nachmittags beſuchte ich den einzigen Botaniker der Inſel, Kapitain Champion, einen ſehr unterrichteten Mann, dem ich reiche Notizen verdanke. Trotz Thunbergs halbjährigem Aufenthalt, trotz Wallich und vielen Andern kann noch immer eine Maſſe neuer Pflanzen ohne viel Mühe gefunden werden. Es wurde eine botaniſche Excurſion für den Nachmittag verabredet. Sein Kabriolet führte uns in eine wenig betretene Gegend, etwa vier Meilen von der Stadt, wo wir auf den Bergen und Klippen umherkletterten. Die Sonne hatte mich hart mitgenommen; ich lernte weniger, als ich gefollt hätte, da es die einzige Einweihung in die tropiſche Flora war, die ich überhaupt empfing. Die Maſſen erdrückten mich. Nichts Bekanntes, Alles fremd und neu. Ein ſtarker Regenguß überraſchte uns auf dem Rückwege und wir kamen eben noch zeitig genug an, um die ſchöne Inſektenſammlung des Kapitains durchſehen zu können. Die Folge des erſten tropiſchen Sonnenſcheins war bei mir eine heftige Geſichtsgeſchwulſt, die in ein Geſchwür über dem Auge ausartete. Eine traurige Ueberraſchung ward mir außerdem noch, als ich zu Hauſe kam und meine Garderobe anſehnlich beſtohlen fand. Ein Theil der Wäſche, ſeidene Tücher, alle meine Meſſer ſammt meinem chirurgiſchen Beſteck waren fort. Ich machte Lärm; kein anderer als die ſpitzbübiſchen Diener, deren immer ein halbes Dutzend um mich herumſchwärmten, und deren leiſes Eintreten man nie bemerkt, konnte den Diebſtahl begangen haben. Die Thüren ſind nicht zu verſchließen, und der Poſten vor der Thür hatte uns ſicher gemacht. Die Verwendung beim erſten Hausoffizier brachte auch ſo viel zu Wege, daß mein Beſteck wieder herbeigeſchafft wurde. Es war dies die erſte böſe Erfahrung; wie viele andere ſollten noch folgen.

Wir nahmen nun Abſchied von den Commandanten des Orts, Mr. Cripps und Thurlow, und reiſ'ten am Morgen des 15. November um 4 Uhr in einer ſogenannten Diligence oder Mail coach ab, die eigentlich nur aus einem bretternen Kaſten mit leinenem Verdeck

beſtand und Sitze enthielt, die, für einen Mann zu ſchmal, jetzt für zwei dienen mußten. Trotz Mangel an freier Bewegung herrſchte große Zufriedenheit, als wir unſern palmenbeſchatteten Weg nahe der Küſte entlang fuhren, und die erſten Strahlen der Sonne im Meere ſich ſpiegelten. Wir paſſirten zierliche Brücken über manchen, breiten Fluß. Stets gab es etwas Intereſſantes zu ſehen, bald hochwüchſige Pandangs am Ufer, bald himmelhohe Palmen, bald Fiſcherböte, die eben ihren Fang einzogen. Ueber zwei kleinere Flüſſe mit reizenden Ufern ſetzten wir mit Fähren. Den ganzen Weg über ſahen wir geputzte Leute und Häuptlinge mit ihren Inſignien, den viereckigen platten weißen Mützen, vielen Ringen in den Ohren und an den Fingern. Sie begrüßten den erwarteten Prinzen voll Hochachtung mit vor dem Geſicht gefalteten Händen und einer kleinen Verbeugung; doch ſah man ihnen etwas die getäuſchte Erwartung an, als ſie ſtatt des mit Gold belaſteten, kroutragenden und elephantengetragenen Herrſchers im orientaliſchen Sinne den Prinzen in einfachen Reiſeanzuge erblickten; denn ſie hatten einen ganz außerordentlichen Anblick erwartet. Von der Einfachheit eines deutſchen Fürſten hat man im Orient keine Vorſtellung. Als es Frühſtückszeit war, trat ein Mann, wohlgenährt, ſtramm, in weißem Koſtüm an den Wagen, den Prinzen zu begrüßen. In ſchlechtem Engliſch aber mit großer Herzlichkeit bat er den Wagen halten zu laſſen und ließ uns Kaffee und Bananen reichen. Er war ein übrig gebliebener Holländer; die Freude und der Branntwein ſtrahlte aus ſeinen Augen. Bevor wir weiter fuhren, holte er ein paar lange aufbewahrte, zierliche, altmodige Weingläſer hervor und bat den Prinzen ſo dringend, ſie anzunehmen, daß das Geſchenk wohl angenommen werden mußte. Zerbrechliche Waare im engen Wagen; ehe wir die nächſte Station erreichten, waren die Koſtbarkeiten dahin. Hinter der Station, einem kleinen Orte, wo wir mit einem ſehr intereſſanten, einarmigen Manne, Mr. Anſtruther und ſeiner Frau frühſtückten, wurde die Gegend hügelig. Breite, freie Wege nahmen uns auf, zu beiden Seiten mit alten, holländiſchen Gebäuden beſetzt, die reizend zwiſchen dichtem, wunderſeltſamen Blumengeſträuch lagen; hohe Areka- und Kokospalmen bildeten fortwährend einen lieblichen Halbſchatten; Fuhrwerke, gezogen von ſchönen,

braunen und weißen Ochsen mit langem, mondförmigen Gehörn, das einfache Joch auf dem Buckel tragend, begegneten uns. Wir stiegen einmal vom Wagen, um die Fischer ihre Netze ziehen zu sehen. Mehrere Sorten Makrelen und viele bunte Scarus- und Chätodon-Arten mit wahrhaft köstlichen Farben sahen wir am Ufer aufgehäuft. Unter melancholischem Gesange, sehr an den der ägyptischen Schiffer erinnernd, setzten die Fischer ihre Arbeit in voller Sonnengluth fort.

Es war bald 4 Uhr und somit Zeit zum Gewitter, welches mit fast pünktlicher Genauigkeit in dieser Jahreszeit täglich einfällt. Richtig fielen zuerst einige schwere Tropfen, die sich dann sehr plötzlich in einen so ungeheuren Guß verwandelten, daß wir bald wie in einem See fuhren und uns vergeblich vor gänzlicher Durchnässung zu schützen suchten. Erst nach einer vollen Stunde ließ das Sturzbad nach. In kurzer Zeit hatte sich alles Wasser verlaufen. Wie duftig war es darauf unter den Bäumen, wie glänzten die Blätter, wie sangen die Vögel. Es ist dies eine Erscheinung, die ich in Ceylon zu bewundern oft Gelegenheit hatte; dessen ungeachtet habe ich nirgend bessere Wege und Chausseen gesehen als hier. Tüchtig durchnäßt erreichten wir eine Ehrenpforte von Kokosblättern an einem prachtvoll breiten Flusse, dem Kalu Ganga. Er war fast so breit als der Rhein. Jenseits lag die Stadt Caltura, deren Straßen wir von weitem erblickten. Auf der Fähre, die uns hinüberführte, gewahrten wir mehrere Männer aus dem Volke, die mit leprösen Ausschlägen und Elephantiasis behaftet waren. Diese entstellt die armen Leute fürchterlich und ist überall häufig; zum Glück haben sie gewöhnlich ein gesundes Bein, gegen welches das geschwollene wie ein Klotz oder Butterfaß erscheint. Auch jenseit des Flusses war die landesübliche Ehrenpforte aus Bambusstäben errichtet, mit dem noch weißen oder hellgelben Laube von jungen Palmblättern behängt und äußerst zierlich an beiden Seiten und in der Mitte mit den Blüthenkolben der Banane, die großen Thyrsusstäben glichen, ausgeschmückt. Ein Abgesandter des Gouverneurs von Colombo empfing uns und führte uns zu der Equipage desselben. Im Galapp ging's vorwärts nach Colombo, mit alle halbe Stunde gewechselten Pferden, voran zwei hübsch gekleidete Läufer mit weißen und rothen Turbanen, die

kurzen Hosen und Aermel mit rothen Bändern besetzt. Die Gegend verschönerte sich mehr und mehr. Was man nur an prächtiger Scenerie erfinden kann, war hier vereinigt: malerische Landhäuser, reizende Flüßchen, rothe Abendbeleuchtung; das Ganze wie ein blühender Garten. Wir fuhren eine lange Strecke zwischen den berühmtesten Zimmtgärten Ceylons; doch sahen die Zimmtbäume, so blank sie sonst sind, gegen die frühere Mannichfaltigkeit der Vegetation ärmlich aus. Sie sind alle ziemlich von gleicher Höhe, 12 bis 15'. Bei Sonnenuntergang näherten wir uns der Hauptstadt; ein Courier war vorausgeschickt, die Ankunft des Prinzen zu melden. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, Dandys in europäischer Kleidung auf jämmerlichen Pferden empfingen uns auf dem schönen, freien Platze vor der Stadt; eine Menge reich geputzter Engländer, selbst Ladies sah man unter dem bunten Gedränge des Volkes. Es war ein sehr heiteres Bild und unsere Genugthuung würde vollständig gewesen sein, hätte unser Aufzug diesem triumphmäßigen Einzuge entsprochen; aber Schmutz und Nässe war auf den letzten Stationen unsern nicht sehr prunkenden Kostümen äußerst nachtheilig gewesen.

Als wir das Thor der Citadelle erreichten, wurden wir mit militärischer Musik und Kanonendonner empfangen, eben so, als wir endlich vor dem prächtigen Gouvernementsgebäude still hielten. Der Gouverneur Lord Colin Campbell, Commander in chief, ein ehrwürdiger, weißhäuptiger Mann, empfing uns sehr wohlwollend, und der Kapitain Maclean wies einem jeden in einem Seitengebäude des Pallastes, welches im Garten lag, ein großes Zimmer an. Leider verhinderte mich mein Gesichtsgeschwulst bei Tafel zu erscheinen, und ich brachte den Abend ruhig auf dem Sopha zu. Wiederum wurde man von braunen Bedienten, großen und kleinen, nackten und bejackten auf allen Schritten verfolgt; ich mochte sie hundertmal zum Teufel jagen, ehe ich mich dessen versah, stand ein solcher Leisetreter wieder hinter mir.

Der nächste Morgen brachte mir viel Schmetterlinge, auch eine Menge Vögel (Oriolus, Crex, Gracula, Erodias) wurden geschossen. Ich balgte sie sorgfältig ab, und hatte sie kaum einen Augenblick zum Trocknen in die Sonne gelegt, als der Sklave eintrat und berichtete:

Maſter, die Krähe gekommen, gelben Vogel geholt. Ich ſehe mich um; richtig, die Hälfte der Vögel war fort. Schnell nahm ich den Reſt mit ins Zimmer, bemerkte aber nach einer halben Stunde, daß Millionen von mikroskopiſchen Ameiſen die Häute trotz des Arſeniks von den Federn rein abgenagt hatten. Ein Blick in meine Inſektenſchachteln ſchmetterte mich vollends nieder, der ganze Schatz war in Staub und Mulm verwandelt. Hol' der Henker alles Ungeziefer! Die Krähe ſaß ganz ruhig, gleichſam mich verhöhnend auf der offenen Thür, und die Ameiſen zogen in einem langen ſchwarzen Striche nach meinem Glaſe Zuckerwaſſer, das ſie mit Leichen ausfüllten.

Von der Stadt ſah ich wenig, da mich mein geſchwollenes Geſicht von allen Partien ausſchloß; dagegen machte ich viele Einkäufe für die Reiſe in's Innere der Inſel, als Blechkaſten, Gläſer und Spiritus. Erſt am folgenden Tage (den 17. Nov.) konnte ich mich beim Frühſtück, Tiffin und Diner zeigen, ſtets in weißen Beinkleidern, ſchwarzer Sammtweſte, Frack und weißer Binde. O Gott, wie heiß! Zum zweiten Frühſtück oder Tiffin (um 12 Uhr) war der Prinz zu Mr. Anſtruther, dem Einarmigen, eingeladen, und nahm mich mit dahin. Nie ſah ich einen liebenswürdigern Mann. Während des köſtlichen Frühſtücks kamen Arbeiter, welche vor unſern Augen den Zimmet präpariren mußten. Die jährigen Schüſſe werden abgeſchnitten, wenn ſie daumenſtark ſind, und die Blätter abgeputzt. Der Arbeiter ſitzt dabei an der Erde, ſchneidet mit einem langen krummen Meſſer der Länge nach einen Kerb und löſ't ſehr geſchickt mit der krummen Spitze die ganze Rinde vom Holze ab. Sie iſt noch weiß, wird aber ſchnell gelb und braun, dann ſchabt er mit Vorſicht die graue Oberhaut und grüne Baſtſchicht herunter; die Rinde rollt ſich zuſammen und der Zimmet iſt fertig. Die friſche Rinde brennt ungemein auf der Zunge; ſehr angenehm ſchmecken dagegen die Blattſtiele, die viel gekaut zu werden pflegen. Die Blätter ſind geſchmacklos. Der Zimmetbaum (Laurus Cinnamomum) wird auf ganz dürren Kiesboden gepflanzt und bedarf nur viel Regen und ſtarke Hitze um zu gedeihn. Wir ſahen im Garten Muskatbäume (Myristica moschata) voller Früchte, dunkelgelbe Aepfel, die unreif eingemacht vortrefflich ſchmecken, den Betelpfefferſtrauch, den Jambuſenbaum (Jam-

bosa Malaccensis), den Nelkenbaum (Eugenia caryophyllata), den Mandelbaum (eine Art Terminalia), den Mangobaum (Mangifera indica), Zuckerrohr und spanisches Rohr. Beim Frühstück war eine Fülle von unübertrefflichen Früchten vorhanden; außer Ananas und Bananen hatten wir die gelbe, wie eine Faust große Mango, welche unregelmäßig rund ist, ein sehr saftiges Fleisch um den großen Kern enthält und einen eigenthümlichen Parfüm, dem des gemeinen Jasmin ähnlich, hat. Die Jambuse schmeckt säuerlich wie ein unreifer Gravensteiner Apfel und sieht ganz weiß aus. Die Guava ist eine kleine Birne mit mustigem Fleische und etwas Moschusparfüm. Der Crème-Apfel (Annona squamosa, Custard apple.) ist eine dicke grüne Frucht, wie Kiefernzapfen, die ein milchichtes Fleisch enthält; der Catschu-Apfel, von dem man nur die auswendig sitzende Bohne, eine höchst angenehm schmeckende Mandel genießt; die Pompelmuse, eine stark parfümirte große Citrone mit rosenrothem Fleische, und viele andere Orangenarten wurden uns vorgesetzt. Aber die am meisten gelobte Frucht war der Rambutan, eine fleischige, große Beere mit dickem, weißen Kern im Innern, völlig von der Gestalt des pomme d'amour, nur etwas kleiner und von einer delicieusen säuerlichen Süßigkeit. Sie stammt aus China und wächst an einer großen Art Myrthe (Nephelium lappaceum).

Denselben Abend war ein glänzendes Diner in einem der Prachtsäle des Pallastes. Ein Ueberfluß von Silberzeug bedeckt die Tafel; hinter jedem Gaste steht ein Bediente, deren noch einige Dutzend ab und zu laufen; denn derjenige, welcher Wein einschenkt, wird nie einen Teller anrühren, der, welcher die Lichter und Kokosöllampen putzt, nie einen Stuhl herbringen. Jeder hat sein bestimmtes Geschäft und es erfordert ein Studium, zu wissen, wie weit eines Jeden Verpflichtung geht. Um den kleinsten Dienst muß man oft vier oder fünf verschiedene Leute ansprechen und wird immer wieder an einen andern gewiesen.

Ein bedeutendes Amt hat der Mann, der das große, schwere, zierlich bemalte Brett von der Länge der ganzen Tafel, über welcher es schwebt, mittelst einiger durch die Wand geleiteten Schnüre in beständiger Schwingung erhalten muß. Dies ist die Punkah, deren

wohlthätige Kühlung bei der heißen Arbeit des Essens so sehr nothwendig ist, die aber für denjenigen, welcher nicht daran gewöhnt ist, etwas höchst Einschläferndes hat. Alle Gemächer sind nach der Veranda zu, die jedes Stockwerk der Kühlung wegen umgiebt, völlig offen; Fenster giebt es nicht. Ein großer Luxus wird mit der Erleuchtung getrieben; jedes Zimmer ist durch Kronleuchter erhellt, mag es so weit von der Gesellschaft entfernt sein, wie es wolle. Unsere Zimmer hatten zwei Lampen, zwei Lichter und einen Kronleuchter, welcher mir, da ich sein helles Licht nur mit großer Anstrengung auslöschen konnte, sehr lästig war. In den Lampen brennt man Kokosöl, welches in den Läden unserer Parfümeriehändler fest, hier unter dem Einfluß einer mittleren Temperatur von 21° R. eine wasserklare oder gelbliche Flüssigkeit ist.

Am 18. November reisten wir von Colombo nach der Hauptstadt der alten Singhali-Herrscher, der Königs-Könige, dem berühmten Kandy, ab. Historische Angaben nehmen zu viel Raum weg; ich will nur erwähnen, daß erst im Jahre 1815 der letzte Schattenkönig dem Throne entsagte, nachdem sein erster Minister oder Adikar Pilame Talawe mehrere englische Truppenabtheilungen auf gräßliche Weise hatte niedermetzeln lassen. Er hieß Sri-Wikrema-Singh und starb im Jahre 1832.

Ein ähnliches, eben so enges Fuhrwerk, wie die Diligence von Ponte Galle, nahm uns auf. Zu unserer Begleitung war der erste Ordonnanzoffizier des Governors, Capt. Maclean, ausgewählt, ein lieber, herzensguter, durchaus nicht militairisch aussehender Mann.

Beim Hinausfahren sah ich zum ersten Male etwas von der Stadt, die meist aus Backsteinen gebaut ist und viele hübsche, einstöckige Häuschen enthält. Auch bei einigen der wunderbaren Tempelmonumente, voll von Schnörkeln, Löwen und Drachen, sehr roh gearbeitet, kamen wir vorüber. Die Stadt ist von ungeheurer Ausdehnung und ein großer Theil der Einwohner sind Moormen (Turban, Hose und Gürtel macht sie kenntlich) und Malabaren. Die letztern sind eisengrau angelaufen und tragen das Zeichen ihrer Kaste, gelbe, weiße und rothe Leimfarbenstriche in verschiedenen Kombinationen allzeit auf der Stirn. Sie sind Brahmanen. Auch Perser

finden sich dort; ihr persisches Kostüm, die langen, schwarzen Bärte, gelbe Haut und Habichtsnasen zeichnen sie aus.

Die Singhali haben, wie die Hindus, Kastenunterschiede, welche in größerer oder geringerer Ausdehnung des Anzuges bestehen. Nicht alle dürfen Jacken tragen. Es giebt auch Ausgestoßene, die ganz vogelfrei sind und, trotz der Bemühungen der Engländer, wie Hunde behandelt werden.

Eine vortrefflich angelegte Bergstraße führte uns aus dem niedrigen, flachen Küstenlande, aus grünen, frischen Reisfeldern und Kokospalmenhainen in die mit schwarzen Felsen (Gneuß) beginnende Bergregion. Welche Farbenpracht in der Laubfülle der Wälder! Da ist kein welkes Blatt; jeder Baum prangt mit einem andern Grün, eines frischer, als das andere.

Anfangs schloß sich ein Dorf nahe an das andere; aber immer einsamer und stiller wurde die Gegend, je höher wir kamen. Die Hitze wurde drückend, als wir endlich die höhere Waldregion erreichten.

Der Rückblick von der Höhe auf die Ebene läßt sich schwer beschreiben, so blendete er das Auge. Unter der Fülle wunderbarer Gegenstände hebe ich nur den einen hervor, die Talipot-Palme (Corypha umbraculifera). Wir sahen hoch über den Wipfeln anderer Bäume hin und wieder in der Ferne große, grüne Kämme hervorragen; an einer Stelle bemerkten wir aus dieser Kammkrone einen weiß-glänzenden Blüthenschaft von gewaltiger Höhe hervorschießen. Dies war der berühmte Talipot, die Schirmpalme, die nur einmal Blüthen treibt, wenn sie am höchsten ist, und dann abstirbt. Jedes Blatt ist ein Kreis von 5′ Durchmesser, wunderbar gefaltet. Man bedient sich derselben, nachdem der Stiel abgeschnitten ist, überall im Hochlande von Ceylon als Regenschirme. In Streifen geschnitten sind sie als Schreibmaterial beliebt; man schreibt darauf der Länge nach mit einem eisernen Griffel.

Bei einer der steilern Stellen stiegen wir ab, um uns bequemer umzuschauen. Kein Abgrund war in diesem schroffen Gebirgszuge sichtbar, Alles mit grünen Büschen und Riesenbäumen überwachsen und versteckt. Wie manche schöne Pflanze, Orchideen und Liliaceen hatte ich den Tag über abgepflückt; überall begegneten mir neue,

fremde Bäume oft mit wunderbaren, großen Blättern, sehr wenig Bekanntes. — Die ersten Affen sahen wir hier in den Zweigen etwa 400′ unter uns umherspringen; es war eine ganze Heerde, die ein großes Gepraſſel verurſachte. Lange bemerkten wir noch an dem Schwanken und Biegen der Zweige die Richtung, wohin ſie ihren Weg nahmen, und das Getöſe klang noch aus weiter Ferne zu uns herüber. Eine Menge grüner Papagaien mit großem, rothen Schnabel (Psittac. Alexandri) flogen in den Gebüſchen, ließen ſich aber nicht beſchleichen.

Bald hatten wir die letzte Station erreicht. Die Felſen rund umher waren hier mit drei bis vier wundervoll rother und weißer Balſaminenarten bekleidet, und unten am Wege blühte eine gelbe Art coreopsis in großer Fülle; dazu die prachtvolle Ausſicht in einen dunkelgrünen Hochwald von Sumach, Myrthen und Lorbeerbäumen und hohen indiſchen Feigen.

Bei der letzten Station vor Kandy hatte man wieder einige der ſchon beſchriebenen luſtigen Ehrenpforten errichtet. Von da an war der ganze Weg mit Hütten zu beiden Seiten beſetzt. Ich kann nicht begreifen, mit welchem Rechte man Ceylon ein ſchlecht oder ſparſam bevölkertes Land nennen kann; meilenweit liegt hier Hütte an Hütte und Alles voll von zufrieden und wohlgenährt ausſehendem Volke.

Wir hatten den Wald hinter uns gelaſſen und fuhren nun wieder in eine weite Ebene hinab. Reis- oder, wie man hier ſagt, Paddy-Felder bedeckten den Boden und prangten mit einem Grün, ſo ſaftig und friſch, daß das ſchönſte Waizenfeld dagegen fahl erſcheinen würde; dazu die Einfaſſung von Areka- und Palmyra-Palmen, die krauſen, kurzen Kronen der Sagopalme und wilden Dattel und die faſt ſchwarz-grünen Gipfel der nahen Berge geben immer ein neues, reizendes Bild. Die Wege ſind in der Regel an den Gräben hinunter mit einer ſchönen Art Kaſſie bewachſen, welche 5 bis 6′ hoch iſt und einen Blüthenthyrſus von ſo brennendem Goldgelb trägt, daß ich viel darum gäbe, könnte ich ſie in unſere Gärten verpflanzen. Wie ich höre, iſt ſie noch unbeſchrieben.

Jetzt ging es wieder ſcharf bergauf durch menſchenvolle Straßen. Ein Zug von einigen Hunderten folgte uns nach; alle wollten den

Prinzen ſehen, denn ein Prinz war noch nie in Ceylon geweſen. Die Straßen wurden enger; Ehrenpforten folgten auf Ehrenpforten, prangend mit Bambus- und zartem Palmenlaube. Zuletzt kam eine Deputation ſämmtlicher Offiziere des dortigen Government's, um den Prinzen vor dem Thore zu empfangen, und ritten vor unſerem Bretterkaſten in eleganter rother Uniform und goldnen Epauletts einher. Dicht am Thore begegneten uns Reihen von Hauptleuten (Headmen) und Prieſtern, mit Goldſchmuck und weißen Muſſelinroben angethan. Die Hauptleute, meiſtens alte, weißbärtige Männer, tragen ein gar zu wunderſames Koſtüm; auf dem Kopfe eine viereckige, weiße, baretartige Mütze, auf dem Leibe ein enges Jäckchen mit großen, oft mit Edelſteinen beſetzten Knöpfen; über dieſes Unterkleid wickeln ſie etliche Gardinenbreiten von Muſſelin, deren Enden ſie alle vor dem Bauche unter dem breiten Goldgürtel zuſammenſtopfen, ſo daß ſie dadurch ein wunderlich dickbäuchiges Anſehen bekommen. Der Gürtel iſt von der prachtvollſten Goldſtickerei. Sie ſind auch die einzigen Hoſenberechtigten der ganzen Nation und tragen dieſe Inexpreſſibles von dem feinſten Gardinenzeuge, wozu die dunkele Kaffeebronze ihrer Arme und Füße ſich herrlich ausnimmt. Um die Seltſamkeit der Figur zu erhöhen, tragen ſie um den Hals ein gekrauſ'tes Rad, wie weiland die Herren Prediger.

Jetzt ertönte eine Muſik, die mich lebhaft an purzelbaumſchlagende Affen und tanzende Bären erinnerte. Pfeifen und Trommeln erklangen und Tambourins raſſelten, und die Leute, welche in bunten Jacken und im landesüblichen, oſtindiſchen Taſchentuch ſtatt der Beinkleider dieſelben bearbeiteten, bewegten ſich in den lebhafteſten Sprüngen, was dem Wohlklange ihrer Muſik nicht geringen Eintrag that. Plötzlich erſchienen auch drei rieſenmäßige, weiß ſein ſollende Elephanten, genöthigt ihre ſchleifenden Schritte nach der bezeichneten Melodie zu modificiren. Eine Pracht von verſchoſſenen Seidenfahnen und ſchwarz gewordenen Goldſtoffen wurde dabei zur Schau getragen. Bald fing auch ein Geſang an, der die Ziegel von den Dächern gelockt hätte, wenn ſolche dageweſen wären; kurz dieſe volksthümliche Feier, ſo apart und neu ſie war, hatte etwas Nervenlähmendes und Ohrzerrei-

ßendes, welches ans Unangenehme gränzte; wenigstens waren wir nicht auf ſolchen überraſchenden Empfang gefaßt und genügend vorbereitet.

Wir zogen nun unſerem Quartiere zu, einem Pallaſte, gegen den der von Colombo eine Baracke genannt werden konnte. Auf einer Ebene, voll des wunderſchönſten, glattgeſchorenen Graſes, hin und wieder mit Gruppen blühender Magnolien und Rocubäumen beſetzt, ſteht der marmorweiße, von regelmäßigen Arkaden umgebene ſchöne Bau, luftig und zierlich und von den geſchmackvollſten Verhältniſſen. Ein großer Park, voll von Blumen, Schmetterlingen und Blutegeln umgiebt auf einer Hügelkette das Ganze, und auf jedem Punkte bewundert man eine himmliſche Gebirgslandſchaft. Wir mußten uns eilig in unſer Koſtüm werfen; denn der Prinz hatte eine Einladung zum Tiffin beim Colonel Macdonald angenommen.

Dieſer wohnte im Pallaſte der alten Kandy-Könige, und dahin ging zunächſt unſer Weg. Ein einſtöckiges, wohl mehrere hundert Schritte langes, ſchmales Gebäude erſchien in der Vertiefung eines kleinen Thales, an jedem Ende von einem alten Tempel berührt. Eine kurze Treppe führt zum Haupteingang, vor welchem der jetzige Beſitzer eine Veranda hat bauen laſſen. Eine plumpe Thür, deren Stützen von Drachen getragen werden, führt hinein. Die Mauern ſind 5′ dick, wie die des alten Brockenhauſes; das Innere iſt ein einziger langer Saal, mit mehreren Nebengemächern, jetzt in verſchiedene Zimmer getheilt. Die Wände, obwohl mit Kalk dick überſtrichen, zeigen ſtellenweiſe Kampfſcenen mit Leoparden, eine große weibliche Figur und eine männliche, welche die niedrige Decke erreichen. An der Stelle, wo 500 Jahre lang der göttergleiche Kandy-König auf goldenem Throne geſeſſen hat (Niemand durfte ſeiner geheiligten Perſon nahen, als die Adikare), ſteht jetzt der Nipptiſch einer engliſchen Dame von feinſter Galle-Arbeit, d. h. alle 99 köſtlichen Holzarten Ceylons ſind daran verſchwendet. Die kunſtreichen Tiſchler in Ponte-Galle liefern koſtbare Stücke dieſer Art, beſonders prachtvolle Kaſten, deren Preis indeſſen meinem Beutel nicht angemeſſen war.

Gegen Abend verführte mich die unendliche Menge Leuchtkäfer, welche über dem Raſen hin und herflogen, denſelben zu betreten und

einige Dutzend in ein Glas zu sammeln. Als es nun zum Diner gehen sollte, bemerkte ich in dem hellerleuchteten Zimmer an meinen weißen Beinkleidern Blutstreifen von oben bis unten hin. Ueber die Ursache war ich nicht lange in Ungewißheit; die Blutegel nahmen hier ihren Anfang, die sich später so schrecklich in unser Gedächtniß einschrieben. Ich fand an meinen Beinen deren mehrere Hundert, welche durch die Beinkleider eingedrungen waren, und befreite mich vorschriftmäßig mit Citronensaft von diesen ungebetenen Gästen.

Den folgenden Tag (den 19. November) ging es zum botanischen Garten; er liegt eine halbe deutsche Meile von der jetzt sehr verfallenen Stadt entfernt am Ufer des Mahawalli-Ganga*), über den man auf einer prächtigen Brücke von Sapan-Holz gelangt. Sie heißt die Paradenia-Brücke. Der botanische Garten ist voll von merkwürdigen Pflanzen; alle möglichen Gewürzarten und eine Masse der seltensten Bäume des Gebirgslandes von Ceylon trifft man dort mit Blüthen und Früchten. Unter den chinesischen Früchten waren es vorzüglich die köstlichen Litschi, eine Frucht, welche allen, die wir bis dahin gekostet hatten, den Rang ablief. Die Litschi sind von der Größe der allerstärksten Gartenerdbeere und enthalten unter einer dunkelrothen Rinde ein weißes Gelee von dem lieblichsten Geschmacke. Eine andere Art mit größeren, aber stachlichten Früchten war fast noch angenehmer. Es ist eine Art Dinocarpus oder Euphorbia. Außerdem lernte ich die wunderbarste Art Bananen kennen, einen Baum aus Madagaskar, der alle Blätter nur auf den zwei entgegengesetzten Seiten trägt und deshalb wie eine gepreßte Pflanze aussieht. Wenn man die stengelumfassenden Blattstiele ansticht, läuft eine bedeutende Menge süßen Saftes aus; deshalb nennen ihn die Engländer Travellers friend. Der Director des Gartens, Herr Gardener, befand sich Gesundheits halber zu Madras; doch gab ein Eingeborener ganz gute Nachweisung und wußte sogar die systematischen Namen der Pflanzen.

Wir eilten von da zur Besichtigung einiger großen Zuckerplantagen. Es war gerade Erndtezeit und Alles in voller Arbeit. Das in

*) Der Name des Flusses wird auch Mahawelle-Ganga geschrieben. S. Ritter, Erdkunde, Asien. Bd. IV. 2. Seite 88.

Ceylon ſeit etwa 20 Jahren kultivirte Zuckerrohr iſt keine von den einheimiſchen Arten, ſondern von Mauritius eingeführt. Das einheimiſche ſogenannte blue cane giebt nur halb ſo viel Zucker als saccharum officinarum. — Man pflanzt das Rohr im Oktober und kann es das erſte Mal erſt nach 14 Monaten ſchneiden, dann alle 12 Monate. Im 5ten Jahre muß es neu gepflanzt werden. Der Boden, der ſich beſonders zum Anbau eignet, iſt ein rother Thon, aus verwittertem ſchwarzen Porphyr entſtanden. Er wird Kabuk genannt. Wenn das Rohr im November 8 bis 9′ hoch iſt, wird es geſchnitten. Der obere Theil wird abgehauen und dient zum Futter der Ochſen. Das Uebrige ſchneidet man in 3′ lange Stücke; dieſe werden zwiſchen zwei ſchräg über einander ſtehenden, kannelirten Walzen hindurchgequetſcht und kommen ziemlich platt und trocken wieder zum Vorſchein, ſo daß man ſie zum Heizen der Keſſel brauchen kann. Der ausgepreßte Saft läuft in einen Keſſel, der etwa 300 Gallons faßt, und auf dieſe Maſſe werden 4 ℥ gebrannter Kalk hinzugeſetzt, der den Saft gelb färbt. Aus dem großen Keſſel läuft der Saft in die Feuerkeſſel, deren Hitze ſucceſſiv zunimmt. In dem letzten, dem 5ten, beträgt ſie 210°, und muß bis auf 260° ſteigen. Dann iſt der Zucker kryſtalliſationsfähig und wird in eine Rinne geſchöpft, durch die er in große viereckige Kaſten zur Abkühlung fließt. Aus der 3ten und 4ten Pfanne wird der Schaum (skimmings) beſtändig in die beiden erſten zurückgefüllt, in denen zuletzt nichts als Schaum bleibt, welchen man ſammt der Melaſſe an Ort und Stelle mit Waſſer vermiſcht gähren läßt und zu Rum deſtillirt. Man gewinnt aus einer Gallone Saft beinahe ein Pfund Zucker. Die Fabriken ſind faſt alle in den Händen engliſcher Unternehmer; nur zur Ponte Galle fanden wir einen eingeborenen Fabrikanten. Ueberhaupt iſt die Kultur des Zuckerrohrs noch ſehr jung und kann noch ſehr zunehmen.

Der Abend wurde wieder mit einem luxuriöſen Diner begonnen, bei dem auch der Champagner nicht fehlte. Intereſſanter als alle die beſtändigen Gaſtereien war mir die Beſichtigung des Haupttempels von Kandy, der die berühmte Dalada*) enthält, eine Reliquie

*) So iſt der Name in dem Briefe bezeichnet. In Ritter's Erdkunde, Aſien, Bd. IV. 2, Seite 201, wird der Zahn Dahata wahansa genannt.

vom wahren Buddha (ein Zahn aus Elfenbein), von deſſen Beſitz der des Königreichs abhing. Die Adikare hielten das Volk auch ſo lange in Rebellion, bis dieſes Heiligthum von den Engländern erobert war. Der Tempel war nur von Holz gebaut, aber zwei Stockwerke hoch. Seine Entree erinnerte an die einer Dorfkirche. An beiden Seiten führten Treppen hinauf. Ueberall ſtanden geſchmückte Prieſter, und die Wände waren mit meſſingenen Zierrathen und Emblemen bedeckt. Die erſte Treppe führte in das Heiligthum, welches ganz finſter und mit vergoldeten Bronzethüren verſchloſſen war; die Dalada ſtand darin auf einem großen mit weißen Shawls und Goldſtoffen behängten Tiſche. Es iſt eine etwa 3′ hohe Glocke von purem Golde, köſtlich gearbeitet und mit vielen Edelſteinen geſchmückt. Große goldene Tafeln ſtanden dahinter, mit allerlei Zeichen beſchrieben. Die Dalada hat eine kleine Thür unten, zu welcher der Gouverneur und der Oberprieſter den Schlüſſel haben. Neben der großen Dalada befand ſich noch eine kleinere Dalada, welche bei Proceſſionen gebraucht wird, und außerdem ſtanden eine Menge ſchlecht gearbeiteter, aber ganz goldener Figuren auf demſelben Tiſche. Zwei Nebentiſche, mit Gold- und Silberſtickereien beladen, trugen vergoldete Lampen, in denen das ſüßduftende Kokosöl brannte. Die Wände waren mit koſtbaren Shawls voll indiſcher Muſter behängt. Aus einem ebenfalls dunkeln Nebengemache erſcholl eine betäubende Muſik von Trommeln mit ohrzerreißendem Geſange begleitet. Die halb heulende, halb näſelnde Melodie, von drei jungen Kerlen ausgeführt, bewegte ſich im Umfange einer Terz auf ſchreiender Höhe. Sie fällt mir immer wieder ein, wenn ich den ſüßen Duft der Plumeria-Blume rieche, womit der Boden und die Tiſche reichlich beſtreut waren. Die Sänger ſchwenkten dabei die Köpfe hin und her und machten ein höchſt erbärmliches Geſicht.

Wir ſtiegen nun die andere Treppe hinauf, welche durch eine gleiche Thür in ein ähnliches, geheimes Kabinet führte. In dieſem ſtand, oder vielmehr lag der Buddha in Lebensgröße mit ſtarren weiten Augen, zarter Naſe und ſehr gelbem Teint, die Hand unter dem Haupte und ganz vergoldet bis auf das Geſicht und die Hände. Neben ihm waren noch andere Figuren, von denen die eine ſeine Frau

vorſtellte, die andern aber dem Brahmakultus entnommen waren und mehr zur Ausſchmückung als zur Verehrung dienten, wie der Dollmetſcher erläuterte. Wiederum ein großer Reichthum von Goldplatten, köſtlichen Fahnen und Schmuckſachen, die eine Menge werthvoller Edelſteine, als Saphire und Rubine von ſeltner Größe, enthielten.

Als ich zum Quartier zurückkam, fand ich meine Taſchen richtig wieder geleert. Ich hatte in der Eile des Umziehens meinen Geldbeutel in der Taſche zurückgelaſſen, dieſen hatte man daraus entfernt; doch enthielt er glücklicher Weiſe nur wenige Schillinge, etwas ägyptiſches Geld und einige alte ceyloniſche Kupferſtücke.

Für die weitere Reiſe in das Gebirge der Inſel waren Pferde eingehandelt, allerliebſte Thiere, aber wie der Teufel tückiſch und biſſig.

In der Morgenfrühe des 20. November verließen wir auf dieſen die ſchmutzigen Gaſſen der dürftigen Stadt, und ritten über die Paradenia-Brücke auf ſehr geebneten Wegen, ohne weiter Merkwürdiges zu erleben, bis zum Frühſtück gegen 11 Uhr fort. Bald nach demſelben aber begann ein Gewitter, wie ich nie ein ähnliches erlebt habe. Augenblicklich waren wir naß bis auf die Haut, ſelbſt mein Notizen- und Zeichenbuch konnte ich nicht ſchützen. Zwei Stunden lang ritten wir gefaßten Muthes in dieſem Guſſe weiter und kamen allmälig höher in das Gebirge. Wir mochten uns etwa in einer Höhe von 2000′ über dem Meere befinden, woran uns die befremdliche Kühle der Luft merklich erinnerte. Der Regen war zu meinem Vortheil; er hatte einige der fünf bis ſechs Fuß langen Regenwürmer hervorgelockt, die ich einſt im Pariſer Muſeum ſo ſehr bewunderte. Wie der Blitz war ich vom Pferde um einige davon zu erhaſchen; es gelang nicht ohne Schwierigkeit die kräftigen Thiere zu bändigen. Auch Tauſendfüße von enormer Größe und Rollaſſeln, wie Wallnüſſe ſtark, kamen zum Vorſchein. Von den in dieſem Tage erlegten Vögeln kam mir leider nichts zu Gut, da ſie alle in das tiefe Gras fielen und nicht wieder zu finden waren. Gegen Abend erreichten wir ein dürftiges resthouse, welches nicht die geringſte Bequemlichkeit bot, auch nicht einmal die eines Feuers, bei dem man ſich hätte wärmen und die Kleider trocknen können. Eine Einladung von einem deutſchen Pflanzer, der mit ſeinem Bruder bedeutende Kaffeeplantagen auf dem nie-

dergebrannten Urwalde kultivirt, Gebrüder Worms aus Frankfurt, war daher sehr willkommen. Man aß ein gutes Mittagsbrod, bei welchem deutsche Konversation geführt wurde. Das Haus war freilich klein und faßte kaum die Gesellschaft unter seinem Strohdache; dessen ungeachtet waren wir sehr heiter. Eine reiche Sammlung von dort gefangenen Insekten und Schlangen ergötzte mich sehr. Weniger angenehm war die Nacht (es war kalt und nebelig), die wir auf dem feuchten Boden, wo es von Ratten wimmelte, fast auf dem nackten Fußboden liegend zubrachten. Wir besichtigten am andern Tage (den 21. November) die Kaffeeplantage, noch schwarz von Asche und Kohlen des ehemaligen, stolzen Hochwaldes, von welchem man zum Andenken einige große Mangobäume hatte stehen lassen.

Nach herzlichem Abschiede von den guten Leuten gingen wir, eine andere, noch großartigere Pflanzung zu besehen, über die unser Weg uns führte. Von da ging es ohne Aufenthalt durch schattige Wälder, deren Gebüsch von den prächtigsten Schmetterlingen belebt war, immer höher hinauf. Der Weg wand sich an der Seite hochragender Granitklippen hin; immer näher kamen wir der eigentlichen Hochebene des Gebirges. Hin und wieder sah man in dem dichten Walde lichte Stellen, mit Hülfe des Feuers in der trocknen Jahreszeit durchgebrannt, um als Kaffeeplantagen zu dienen. In den Einschnitten der höhern Bergkuppen stürzten mächtige Wasserfälle weiß aufschäumend und zuweilen trug der Wind das Rauschen derselben aus der Ferne zu uns herüber. Einen derselben passirten wir ganz nah bei seinem Sturze; die Pferde mußten mit Mühe durch die Furth geleitet werden. Das meinige riß sich los; als ich mich bemühte, es wieder zu fangen, schlug es aus; beide Hufe fuhren mir mitten auf die Brust; ich stürzte zu Boden und schnappte einige Minuten lang vergebens nach Athem. Indessen merkte ich bald, daß ich keine Rippe gebrochen hatte und konnte meinen Weg, wenn auch mit etwas Mühe fortsetzen. Bald erreichten wir die Frühstücksstation Ramboddo, in einer Höhe von 2000′, rings von prächtigen Kaskaden umgeben, deren Ursprung oft in den höchsten Bergspitzen zu sehen war. Das wunderbare Gestein, welches eine Menge Zinnstein enthielt, und die

Pflanzen der Umgebung beschäftigten mich, während der Prinz einige der schönen Wasserfälle aufnahm.

Der Weg wurde von da steiler, die Flora veränderte sich zusehens; wir waren nicht mehr weit von einem der höchsten Pässe im Gebirge. Der Wald nahm hier eine riesige Höhe an und war fast schwarz von Laub; eine unendliche Düsterheit umgab uns, da sich bald ein dicker Nebel herabsenkte. Nur selten kamen noch einzelne gelichtete Stellen. Es war fast dunkel, als wir die Höhe des Passes erreichten; einige schmutzige Hütten, mit Barrikaden umgeben, zeigten sich; vor deren Eingange saßen dürftig eingewickelt um ein Feuer unsere nackten Kulies*) und zitterten vor Kälte. Der gute Capt. Maclean, der seines schwachen Pferdchens und seiner starken Konstitution wegen immer eine halbe Stunde früher fortritt als wir, hatte Nachrichten eingezogen über die Gefährlichkeit des Ortes. Man könne, so hieß es, ohne Fackeln und Feuerbrände nicht gehen der Menge wilder Elephanten wegen, die hier zu ihrer größern Bequemlichkeit gern auf den gebahnten Wegen einer hinter dem andern herziehen. Die Straße sei schon oft gestopft gefunden, so daß die Reisenden unter Lebensgefahr hätten umkehren müssen. Dieser Vorstellungen ungeachtet leuchtete uns die Nothwendigkeit der Fackeln nicht recht ein. Des Prinzen Wort entschied, und so zogen wir ohne Fackeln die gefährliche Schlucht entlang und waren noch nicht sehr weit vorgedrungen, als einige ganz frische Dunghaufen die Wahrheit des Gesagten zu bestätigen schienen. Man ritt nichtsdestoweniger weiter fort und keines von den gefürchteten Thieren ließ sich hören, viel weniger sehen.

Der Elephant der Wildniß ist ein kühnes, gefährliches Thier, das jeden Angreifer ohne langes Bedenken auf's Korn nimmt. Am gefährlichsten sind die von den Heerden ausgestoßenen, einzeln lebenden Männchen, die oft ungereizt den Menschen an den Wegen auspassen und sie mit großer Bedachtsamkeit langsam todt machen.

Noch anderthalb Stunden in völliger Dunkelheit und wir sahen die Lichter der Gesundheitsstation der englischen Truppen, das hoch

*) So heißen die gemietheten Träger, welche das Gepäck an Stangen auf den Schultern fortschaffen.

gelegene Nowara Ellia*), 6400′ über dem Meere. Ein freundliches, wiewohl niedriges Haus nahm uns auf; im Hauptzimmer brannten im großen Kamin mächtige Holzklötze, ein lang entbehrter, aber hier gar nicht überflüssiger Genuß. Der Nebel fiel, mit ihm der Thermometer. Die Temperatur war von 24°, die wir am Morgen noch hatten, auf 10° herabgesunken. Leider konnte man auch hier, so todtmüde der lange Ritt gemacht hatte, der Ruhe nicht genießen, sondern wurde durch die Einladung zu einem Diner beim Kapitain Kelson genöthigt, Toilette zu machen. Bei Tische fehlte wenig, daß ich eingeschlafen wäre; nur die Einladung, ein Glas Wein mit diesem oder jenem der Herren zu trinken, erweckte mich zuweilen aus meinem Halbschlummer. Nie habe ich so gefroren als beim Nachhausegehen; der Weg war weit und es reifte; ich fand in unserem Zimmer den Thermometer auf 8°, im Freien auf 6, 5° gesunken.

Der folgende Morgen (der 22. November) war zu einer Jagdpartie bestimmt worden. Es sollte in der benachbarten Waldung voll von Elken stecken. Elk nennt man nämlich in Ceylon einen sehr großen langhaarigen, graubraunen Hirsch (Cervus hippelaphus s. unicolor, Russahirsch). Eine große Meute Bluthunde und eine eben so große von spürnäsigen Eingeborenen versammelte sich auf der großen Moorfläche vor dem Rasthause zu dem Zweck, das dichte für gewöhnlich undurchdringliche Unterholz, jungle genannt, zu durchsuchen.

Das freundliche Nowara Ellia liegt auf einer freien Ebene in einem Moorgrunde; rund um ragen steile, hohe Bergkuppen, die in unserm Klima ewigen Schnee tragen würden, hoch in die Lüfte, unter ihnen der höchste Berggipfel der Insel, der Pedro tallegalla, 8400′ über dem Meere.

Die Ebene unter ihm, auf der die einzelnen Gebäude, die den Ort Nowara Ellia (neues Haus) bilden, im Gebüsch hie und da zerstreut liegen, ist nur 2000′ tiefer; kein Wunder also, daß die ganze Vegetation hier eine durchaus andere Form annimmt. Alles hat einen

*) Im Ceylon Miscellany ist der Name Nuwera Ellia geschrieben. Nach Ritter Erdkunde, Asien IV. 2. Seite 106, „Neura Ellya“ oder Nuwera Ellya.

mehr europäiſchen Charakter; man ſieht wenig Bäume, unter ihnen den prachtvollen, brennend purpurrothen, baumartigen Rhododendron, Schneeballen, Evonymus, mehrere Akazien. Hier gedeiht die Pfirſiche, der Apfel- und Birnbaum und vor Allem vortrefflich die Kartoffel und alle möglichen, europäiſchen Gemüſe, Kohlarten und Rüben. Was man dagegen in dieſer Gebirgsregion vergeblich ſucht, iſt die Tanne; es giebt in Ceylon kein Nadelholz. Der Moorgrund iſt mit ellenhohen, harten Gräſern überwachſen, worin manche ſchöne ſubalpine Glockenblume und eine äußerſt wohlſchmeckende Art Judenkirſche (Physalis, vielleicht Ph. pubescens) wuchert, wie bei uns die Brennneſſel. Man nennt ſie hier kapſche Stachelbeere, und zu Fruchtpaſteten iſt nichts beſſer.

Es wird erzählt, daß ein reicher engliſcher Lord, ich glaube ſein Name war Horton, dieſen ſchönen Platz auf einer Jagd nach wilden Schweinen entdeckt und vor etwa 50 Jahren dort einen Park angelegt habe. Man ſieht allerdings noch an einer Stelle die Pfeiler eines großen Thorweges aus dem Moore hervorragen; auch iſt der ganze Platz rundum, wo es nicht zu naß iſt, noch mit Gebüſchen von Pelargonium, Tagetes und andern Pflanzen überwachſen, die man bei uns in Töpfen zieht; es ſind wahrſcheinlich Ueberbleibſel ehemaliger Kultur.

Die Jagd hatte ſchon begonnen, als ich mich aufmachte einige hohe Bergſpitzen zu erklimmen; leider konnte ich nicht weit kommen; denn das Gebüſch iſt dornig und undurchdringlich dicht. Ich nahm daher einen andern Weg auf den Paß zu, den wir am Abend vorher erſtiegen hatten. Die wunderſchönſte Scenerie, tiefe Abgründe, ausgefüllt mit zuſammengeſtürzten Bäumen, unter denen ſich Bäche mühſam einen Weg bahnten, und ein lachender Blumenflor belohnten meine Mühe. Bald hörte ich im tiefen Dickicht unter mir das Bellen der Hunde; das Krachen und Brechen der Zweige kam mir immer näher, ein großes Thier ſetzte mit einem mächtigen Sprunge aus dem Dickicht über den Weg, um auf der andern Seite augenblicklich wieder zu verſchwinden. Vermuthlich war es ein Elk. Bald darauf traf ich im Thale wieder mit den Jägern zuſammen. Die Jagd war fruchtlos geblieben; denn das Wild war ſowohl den Jägern als den Hunden zu flüchtig geweſen.

Nach dem Frühstück wurde eine zweite Jagd versucht, die einen schönen, großen Elk lieferte. Man hatte doch wenigstens Wild gesehen. Abends wurde den Jägern ein Diner im Rasthause gegeben; doch trennte man sich bald, weil wir in der ersten Frühe aufbrechen wollten.

Der Morgen brach an (der 23. November), aber Nebel bedeckte die ganze Gegend, einen kleinen Strich ausgenommen, auf welchem wir uns befanden, so dicht, daß wir das Zertheilen desselben abwarten mußten. Dann gings im starken Galopp eine gute Strecke bergunter, ein Nebenthal des Gebirges entlang. Der Weg wand sich an dem Rücken hier zum ersten Male kahler Hügel fort, auf denen eine Menge Büffel ihre Weide fanden; nur die höchsten Bergrücken zeigten Waldung. Das Gestein wird hier plötzlich secundärer Kalk, Dolomit und Verwitterungsschalen von Eisenstein. Der gelbe Erdboden war mit Glimmer durchmengt. Hier auf dieser freien Höhe war es zuerst möglich, eine Vorstellung von der mannichfaltigen Kreuzung der Thäler zu erhalten.

Schon um 1 Uhr erreichten wir unsere Station, Wilson Bangalo genannt, eine einzelne Hütte mit rundumlaufender Veranda, wie die andern Rasthäuser. Nach dem Frühstück wurde eine Schnepfenjagd veranstaltet, woran jedoch der Capt. Maclean und ich keinen Antheil nahmen, indem ihn die Nässe der Paddy-Felder (Reisfelder) und mich das Botanisiren abhielt. Erst in der Dämmerung kamen die Herren, bis zur Brust hinauf naß, von dem anstrengenden Geschäfte zurück. Ein Dutzend Schnepfen und viele andere erlegte Vögel ließen alle Fatiguen vergessen.

Hier fangen die Paddy-Felder an terrassirt zu werden, wie im ganzen Innern von Ceylon. Von einer etwas abschüssigen Ebene nämlich werden wagerechte Stückchen abgetheilt und jedes mit einem kleinen Erdwall umgeben; jede Abtheilung ist immer ein bis anderthalb Fuß tiefer als die nächste höhere. An Wasser fehlt es nirgend; denn der Regen ist unendlich.

Wir machten es uns im Rasthause so bequem wie möglich und brachen nach kurzem Schlaf auf harter Erde um 3 Uhr Morgens auf (am 24. Novbr.). Der Mond schien noch hell und erst $3\frac{1}{2}$ Stunde

ſpäter ging die Sonne auf. Als es hell wurde, ſahen wir uns am Abgrunde eines tiefen ſchroffen Flußbettes. Der Fluß ſchoß brauſend in Waſſerfällen zu unſern Füßen hin. Der erſt vor Kurzem gebahnte und mit Erde beſchüttete Pfad war nur einige Fuß breit und wich häufig unter den Tritten der Pferde. Hinauf und hinab ging's bald ſteil, bald bequem, wie es der Felſen erlaubte, immer am Flußbette hin. Auf einem nackten Felſen im Fluſſe ſahen wir eine große Rotte Affen ſcherzen und ſpringen. Als ſie uns gewahrten, ſprangen ſie mit großer Behendigkeit mittelſt eines überhangenden Baumes dem entgegengeſetzten Ufer zu. Es war der Silen (Inuus Silenus), eine kurzſchwänzige Affenart.

Gegen 11 Uhr erreichten wir die Frühſtücksſtation Ettem Pitia, ein Raſthaus wie die vorigen, auf einen iſolirten Felſen gebaut. Die Hauptleute ſammt der Einwohnerſchaft der Umgegend waren auch hier wieder verſammelt, um den Prinzen zu begrüßen und ihn durch die aus Bambus und Palmen errichteten Ehrenpforten ziehen zu ſehen. Wir hatten von da noch einen weiten Weg von etwa 14 Meilen (engl.) zu machen bis zum Raſtorte. Das Thal blieb ſich ziemlich gleich und die Scenerie änderte ſich nur wenig; erſt als wir wieder ſtark bergab ſtiegen und die Palmenregion ſammt den Bananen ſich wieder geltend machte, genoſſen wir einer größern Mannichfaltigkeit; doch war ich ſo müde, daß ich mich nur entſinne, noch durch zwei Ehrenpforten geritten zu ſein und ein Stachelſchwein verfolgt zu haben, ehe wir das wunderſchöne Thal von Badulla erreichten.

Badulla, in einem reizenden, offenen Thale gelegen, von hohen, majeſtätiſchen Kokospalmen umgeben, nahm die Reiſenden nach einem anſtrengenden Ritt von 25 Meilen auf beſchwerlichen Gebirgspfaden auf. — Die kleine, niedliche Stadt beſteht aus zwei ſich ſchneidenden, breiten Straßen, welche wie in einem Garten liegen. Die Häuſer ſind von Bambus gebaut und mit Kokosblättern gedeckt, einſtöckig; ſie haben nur drei Wände, die vierte Seite iſt offen und dient als Laden, Thür und Fenſter zugleich. Hier ſitzen die gebräunten, ernſthaften Muſelmänner, die den größten Theil der Kaufleute ausmachen und ſich durch Turbane auszeichnen, und verkaufen engliſches Steingut und Bronzeſachen; daneben die ſinghaleſiſchen Verkäufer von Früch-

ten und Getreide mit weißem Leibschurz, den breiten Schildpattkamm im schwarzen Haarzopf, sonst ohne alle Bekleidung; Frauen reicher Singhali, die weite dunkelrothe Toga um die Schultern geworfen und mit silbernen Gürtel befestigt, Ringe um Hände und Füße, einige nackte Kinder mit vielen silbernen Arm- und Beinringen nach sich schleppend; kahl geschorene Priester mit stolz umgeworfener, brandgelber Toga, wie Plato oder sonst ein Philosoph des Alterthums aussehend, ernst und schweigsam. Die ärmern und tiefer stehenden Kasten dürfen nichts als den einfachen Schurz tragen, aber auch höherstehende begnügen sich gewöhnlich mit einem Stück Kattun voll indischer Muster, welches einmal um die Hüften geschlagen wird und bis zu den Füßen hinabhängt. Es giebt den ohnehin zarten, schmächtigen Gestalten zusammen mit dem geflochtenen Zopfe und Kamme etwas sehr Weibisches. Aber hübsch sehen diese olivenbraunen, blanken, freundlichen Leute aus mit ihren schwarzen Augen; vorzüglich die allerliebsten Kinder, die leider eine gewaltige Furcht vor Europäern haben. Könnte man ihnen doch den Betel abgewöhnen, der ihnen die Lippen gelbroth und die Zähne braun beizt und ihren Mund beständig zum Grinsen verzerrt. Es kann wirklich nichts Garstigeres erfunden werden, als diese unnatürliche Sitte. Die Arekanuß, der ungelöschte Kalk und das Betelblatt sind jedes für sich Dinge, um Ratten zu vergiften, geschweige in der Vereinigung. — Die Frauen sind eben so häßlich, als die Männer hübsch sind. Vermuthlich sieht man deshalb nur alte Pergamentfelle, weil sie als Kinder von zehn bis zwölf Jahren verheirathet werden. Eine zwanzigjährige Schönheit sieht aus, als ob sie mit sechzig Jahren Großmutter wäre.

Geht man die eine Straße der Stadt entlang, so hat man den entzückendsten Anblick vor sich; hohe Gebirge im Hintergrunde; gleich am Ende der Straße der prächtigste Wald von hohen Kokos-, Areka- und Palmyrapalmen. Das Untergebüsch dieses dichten Schatten gebenden Laubdaches besteht aus blühenden, himmlisch duftenden Gewächsen mit meist weißen Blüthen, wie Oleander geformt, oder großen dunkelblauen und weißen Glockenblumen, die auf allen Zweigen sich in die Höhe ranken, des zierlichen Papayabaumes (Carica Papaya) mit großen Schirmblättern an der Krone nicht zu vergessen

und der vielen Arten Orangen mit blaukem Laube und lockenden Früchten.

Zwiſchen den Bäumen am Rande des Weges ſieht man hin und wieder noch eine Hütte, in der ein altes Weib die ſchöne, gelbe, duftige Bananenfrucht verkauft; Ziegen, den Kälbern an Farbe und Geſtalt nicht unähnlich, laufen überall umher neben nackenden Kindern, die nichts als den einfachen Bindfaden um den Leib tragen.

Am Abend ging ich mit dem Prinzen dieſe prachtvolle Allee entlang. Nur Wenige von der neugierigen Bevölkerung folgten uns; denn es war ſchon ſpät, und die abergläubiſchen Leute fürchten den Teufel ſehr, wenn ſie gleich von Gott keine zu lebhafte Vorſtellung haben. Je näher die Sonne dem Untergange kommt, um ſo ſtärker duften die zahlloſen Blumen; die Luft iſt weich wie an einem ſchönen Sommerabend; und das Leben in der Natur beginnt mit neuer Friſche. Tauſende von Fröſchen laſſen ihre Stimme in allen verſchiedenen Tonarten hören; die Palmen ſitzen voll von Maina's, den ſchwarzen, droſſelartigen Vögeln mit hohen, gelben Beinen und langen rothgelben Lappen unter den Augen. Dieſe machen zuſammen mit den Krähen ein unerträgliches Geſchrei, und ein Heer von Inſekten aus der Familie der Cicaden und Heuſchrecken ſingt den Diskant zu dieſem Koncerte. Mehrere der Maina's, nie vorher durch Flintenſchüſſe beunruhigt, denn ſie gelten für heilig, fielen unter dem Gewehr des Prinzen.

Am Ende des Palmenhains zur Rechten lag ein ſeltſames, auf einem ſteinernen hohen Fundament aus feinem Holze zierlich gebautes Haus mit geſchnitztem Dache, gleich einem Schweizerhäuschen. Es war eine Prieſterwohnung; ihr gegenüber war der Eingang zur Dagoba oder dem buddhiſtiſchen Heiligthume. Wir erſtiegen eine zerfallene Steintreppe, die in das Innere einer weiten Ummauerung führte. Hohe Palmen beſchatteten hier das wunderlichſte Gebäude, welches ich je geſehen habe. Ein großes, rundes, glockenförmiges Mauerwerk, etwa 40 bis 50 ′ hoch, erhob ſich aus einer doppelten, ſehr künſtlich aus Backſteinen zuſammengeſetzten, aber zerfallenen Einfaſſung. Es war durchaus nichts als dieſe große runde Kuppel, ſchlicht wie eine Lampenkuppel, auf die Unterlage geſetzt. Alles war

vor Alter grau, wiewohl man in dem Stucküberzuge hier und da Spuren von Schnörkeln und Figuren ſehen konnte. Die Spitze ſchien früher ganz vergoldet geweſen zu ſein, und die Grundlage war ſehr zierlich und fein kannelirt; doch keine Fenſter, keine Thür, nicht die kleinſte Oeffnung war an dem räthſelhaften Gebäude zu entdecken, welches nichts weiter enthält als eine Reliquie des Buddha, einen Zahn oder einen Knochen, zu welchem die Prieſter auf einem unterirdiſchen Wege gelangen. Neben dieſem Koloß ſtand ein ziemlich beſcheiden ausſehendes Wihara oder Götzenhaus, ein weißangeſtrichenes Gebäude mit einer rund herum laufenden Veranda, das Dach von zierlichen Holzſäulen geſtützt. In dieſem waren vor einem abſcheulichen Bilde des ruhenden Buddha ein Tiſch voll duftender Blumen und vielerlei Bronzegeräth nebſt mehreren Kokosöllampen aufgeſtellt. Ein paar ſehr ſchmutzige Prieſter ließen uns ohne Weiteres eintreten und die Fratzen an den Wänden, ſo wie den hölzernen Buddha betrachten. Eine Menge kupferner Lärmtrommeln und Tambourins waren vor dem Heiligthume in der Veranda aufgehängt; ein Glück für uns, daß ſie nicht wie ein Kandy in Bewegung geſetzt waren, um einen kreiſchenden Geſang zu accompagniren. Viele kleine ſtallähnliche Lehmhütten ſtanden rund umher; wozu ſie dienten, habe ich nicht erfahren können. — Das Schönſte in der ganzen Umgebung des heiligen Raumes war ein uralter Bobaum (Ficus religiosa) mit mächtigen Aeſten und knorrigen Wurzeln. Der Bo iſt eine Art Feigenbaum mit kleinen pappelähnlichen Blättern, die in eine lange Spitze ausgehen; er gehört zu den heiligen Bäumen und erreicht eine ungeheure Höhe und Stärke. Bäume von 100′ Höhe ſind im Urwalde gar nichts Seltenes. Ueber das breitwipflige Laubdach derſelben erheben ſich die ſchlanken Palmen wie Raketen zu einer Höhe von 150 bis 200′.

In völliger Dunkelheit nur durch den unſichern Schein der Leuchtwürmer, die zu Tauſenden jede Baumkrone wie ein buntes Feuerwerk umſpielen, und durch einzelne Kokosöllampen, die aus ärmlichen Hütten leuchteten, geführt, kamen wir wieder in unſerm Bangalo*)

*) So nennt man die zur Aufnahme von Reiſenden eingerichteten Häuſer.

am Ende der Stadt an. Es war unterdeſſen mit dem Kommandanten des Orts, dem berühmten Elephantenjäger Major Rogers, verabredet, daß am nächſten Morgen in das Innere des Urwaldes drei Tagereiſen von Badulla zur Elephantenjagd aufgebrochen werden ſollte. Eilig mußte ich noch meine Paquete in Ordnung bringen, um früh genug gerüſtet zu ſein.

Um 5 Uhr Morgens am 25. Nov. ſtanden unſre Pferde bereit; Die Kulies oder Träger waren mit dem Koch und dem Gepäck voraus gezogen. Major Rogers und ſein liebenswürdiger Begleiter, der Richter des Orts, ein junger Mr. Layard, erſchienen in wunderſeltſamen Koſtümen; beide in groben Leinwandjacken, korbgeflochtenen Hüten und über die Knie reichenden Blutegelſtrümpfen, über denen ſie eine Art Alpenſchuh trugen. So geht man der Landplage der Blutegel wegen. Die Pferde wurden beſtiegen, und wir gelangten bald auf gut geführten Wegen in die Vorberge eines reizenden Gebirgslandes. Der Weg, von Major Rogers ſelbſt angelegt, zog ſich an einem ſteilen Berge im Zickzack in die Höhe und gewährte eine immer wechſelnde und immer ausgedehntere Ausſicht auf ein tiefes, anfangs in Nebel gehülltes Flußthal. Ueberall rieſelten kleine Bäche über den Weg, vom geſtrigen Gewitterregen noch ſehr angeſchwollen. Einige Stunden lang hatten wir das Vergnügen, die reizendſten Ausſichten über Reisfelder, Bananengärten und Palmenhaine in der Tiefe zugenießen; dann fing der Wald an. Ganz friſch war der Weg hindurchgehauen, aber an manchen Stellen hatte ihn der Sturzregen ſchon wieder verwiſcht. Prächtig glänzten immergrüne Sträucher und eine unendliche Maſſe von friſchem Laube in dem verſchiedenſten Grün zu beiden Seiten deſſelben; ſchon ſchlug die Fülle der Vegetation wieder über demſelben zuſammen; ſchon erhoben ſich auf der Mitte des Weges friſch gebaute Termitenkegel.

So übermächtig iſt hier die Natur. Bei uns muß man Jahre lang pflanzen und mit Sorgfalt pflegen, um ein erträglich grünes Gebüſch zu erzielen; hier verdrängt die Vegetation bisweilen die Menſchen, begräbt Dörfer und Reisfelder in dichtem Buſchwerk. Dieſes Buſchwerk, Jungle genannt, wächſt ſo dicht, ſo eng Stämmchen an Stämmchen, tüchtig mit Schlingpflanzen und dornigen Schmarotzern zuſammenge-

filzt, daß man an vielen Stellen vergeblich verſuchen würde, ſich einen Durchgang zu bahnen. Nur der Elephant, der Herr dieſer Wildniß, geht mit ſeinen Rieſenpfeilern hindurch wie Kinder durch ein Kornfeld und ſtampft den krachenden Wald zuſammen.

Jetzt wird der Wald höher; kräftige Bäume mit ungeheuren Wurzeln ſtellen dem Reiſenden Hinderniſſe entgegen. Mit Erſtaunen hört man, daß alle das dichte Gebüſch, wohl 12 bis 15′ hoch und Armes dick, das Erzeugniß von anderthalb Jahren iſt, vor welcher Zeit ein großer Theil des Waldes der Kultur wegen niedergebrannt wurde. Bezeugten nicht Stücke unverwüſtlichen Holzes und ſchwarze Kohlenſtreifen am friſch angelegten Wege die Wahrheit, man würde es nur ſchwer glauben.

Mitten unter den ſtärkſten Rieſenbäumen am Rande eines klar rieſelnden Baches liegt Taldenia, ein einſames Bangalo. Dort hatte der Koch des Major Rogers ein köſtliches Frühſtück bereitet, beſtehend aus Eiern, gebratenen Hühnern und Kurrie nebſt Reis. Der Kurrie iſt ein Nationaleſſen; er fehlt bei keinem Diner oder Frühſtück weder in Ceylon noch in Indien. Der Kunſt des Kochs iſt es überlaſſen, alle Tage einen andern Kurrie zu liefern; denn der Stoff iſt ziemlich gleichgültig. Jede Sorte Fleiſch, Geflügel, oder Fiſche, Krebſe, Alles läßt ſich in Kurrie verwandeln mit Hülfe einer bedeutenden Menge Cayenne-Pfeffer, Cardamomen, Curkume, welcher die Sauce ſchwefelgelb färbt, und dem Safte der jungen Kokosnüſſe, welcher das Hauptelement der Sauce bildet. Unerläßlich iſt dabei der Reis, welcher die beißende Schärfe des Gerichtes in ſo weit mildert, daß man anfängt es genießbar zu finden, nachdem man es einige Wochen lang probirt hat. Schöne Früchte, als Pomelonen, Orangen, Bananen, Mangos fehlen bei Tafel nie und werden von Europäern zu Anfang ſehr geſchätzt, bis er ſich an das Neue und Reizende ſo gewöhnt hat, daß ſie ihm keinen verſuchenden Eindruck mehr machen. —

Der gebahnte Weg nahm bald hinter Taldenia ein Ende und das beſtändige Klettern und Springen brachte unſere Pferde bei ſtärkerem Sonnenſchein tüchtig in Schweiß. Zu unſerer großen Annehmlichkeit war meiſt ein dichter Baumſchatten vorherrſchend. Durch drei oder vier ſtark angeſchwollene Flüſſe, deren Ufer ſehr ſteil waren,

gings hindurch. Man wurde zwar bis an die Bruſt durchnäßt, hatte aber doch die Ausſicht bei der heftigen Bewegung bald wieder trocken zu werden. Als wir gegen den Nachmittag auf eine Anhöhe gelangten, zeigte ſich friſcher Elephantenmiſt, eine freudige Ueberraſchung für alle Gentleman. Es wurde ſogleich den Fußſpuren nachgegangen, und eine Menge von Mitläufern und Trägern zogen ſich aus, um in dem Jungle die Elephantenheerde aufzujagen. Die Pferde ſollten voraus geführt werden; ich blieb am Haltplatz, das Beſteck zur Hand, wenn irgend ein Unfall meine Hülfe nöthig machen ſollte. Nicht lange darauf, als ſich das dichte Gebüſch hinter meinen Gefährten ſchloß und ich ſo in der Einſamkeit da ſtand, hörte ich ganz in der Ferne die krachenden Schritte eines Elephanten. Meine erſte Sorge war die, daß ich die Höhe und Stärke der mich umgebenden Bäume prüfte, um im Nothfall mich hinauf zu flüchten, wenn etwa ein Elephant mir eine Viſite abſtatten ſollte.

Nach drei Stunden kamen die Gentleman mit ſehr zerriſſnen Kleidern, aber ohne zum Schuß gekommen zu ſein, wieder aus dem Dickicht zurück, nur königl. Hoheit und der Major fehlten noch. Plötzlich hörte man zwei Schüſſe dicht hinter einander, denen ein Trompetenton, der Angſtruf des Elephanten, folgte. Wir warteten trotz des Regens und hatten die Freude, die Vermißten bald wieder bei uns zu ſehen. Es war ein Elephant angeſchoſſen, zuerſt vom Prinzen, dann vom Major; aber um ihn zu tödten, dazu gehört viel. Die Jagdregeln ſind nämlich dieſe: Man eilt dem Elephanten, deſſen Spur und Weg die Eingebornen unfehlbar auffinden, durch Dick und Dünn nach, was eine gewaltige Anſtrengung in dem bis zur Dunkelheit dichten Jungle erfordert. Hat man ihn erreicht, ſo geht man bis auf vier oder fünf Schritt an ihn heran und feuert in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickt, den Angreifer zu erwiſchen. Es giebt aber nur zwei Flecke, wo ein Schuß aus dieſer Entfernung gefeuert augenblicklich tödtet, nämlich dicht vor dem Ohr neben dem Auge, oder wenn der Elephant von vorn auf den Jäger los ſtürzt, dicht über der Wurzel des Rüſſels; alle andern Wunden, ſelbſt mit vier- oder fünflöthigen Kugeln geſchoſſen, dienen nur dazu, ihn wüthend zu machen. Es iſt daher wohl nicht zu viel geſagt, wenn ich die

Elephantenjagd für ein äußerſt gefährliches Vergnügen ausgebe. Wie leicht kann es kommen, daß die Büchſe, durch das Hindurchdrängen im dichten Gebüſch oder durch Näſſe in Unordnung gebracht, im entſcheidenden Momente verſagt; und außerdem welche Sicherheit und Kaltblütigkeit erfordert der Schuß, um genau den tödlichen Fleck zu treffen. —

Abends hatten wir ein gutes, einfaches Mahl von ſelbſtgeſchoſſenen Schnepfen in dem kleinen Orte Palevalla. Wir ſchliefen auf Strohmatten trotz des überall durch das Palmblattdach durchſickernden Regens, in unſere Mäntel gewickelt, recht ſanft. Die ganze Bevölkerung war bei unſerm Einzuge auf den Beinen, hübſche braune Kerle, welche in dieſer Wildniß viel Reis bauen und die Terraſſen und die Einfaſſungen der kleinen Parcellen ſehr geſchickt anzulegen wiſſen.

Am 26. November brachen wir um 5. Uhr in der Dunkelheit auf, ſetzten über einen tiefen Fluß mit ſteilen Ufern und erreichten ſchon um 9 Uhr ein anderes Dorf, Bobola, wo gefrühſtückt wurde. Selbſt hier war Alles feſtlich aufgeputzt, um den Prinzen zu empfangen; die Hauptleute wie gewöhnlich im größten Schmuck und weißen Mouſſelin mit ihren viereckigen Mützen. Wir ſaßen unter einem Palmendache auf großen niedrigen, aber ſehr breiten Bänken. Dieſe ſind allgemein im Gebrauch und werden ſowohl zum Sitzen als zum Schlafen benutzt. Man flicht ſie aus den jungen Kokospalmenblättern. Anſtatt des chineſiſchen Lacks haben ſie immer einen Ueberzug von Kuhdreck, was ſehr ſchmutzig ausſieht, aber das einzige Mittel ſein ſoll, um die alles zerſtörenden Termiten und Holzweſpen abzuhalten. Auf dieſelbe Weiſe werden auch alle Bambushäuſer und geflochtenen Wände an der Außenſeite betüncht. Nichts iſt häßlicher. Die Hütte war von einem rieſengroßen Tamarindenbaum beſchattet, deſſen Schoten ein lieblich ſaures Muß enthalten und viel gegeſſen werden. Der Baum gleicht einer Akazie.

Dieſes Dorf war die letzte Grenze der Kultur. Wir traten nun in einen dichten, maſſenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterſchiedes zwiſchen dieſem und Allem, was man bisher geſehn hatte. Die mächtigen Baumſtämme ſtanden dicht aneinander; baumartige

Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der ſtärkſten zuſammen, die zum Theil ſchon abgeſtorben oder im Abſterben begriffen waren. Oft ſah man bloß einen ſchenkelſtarken, ſpiralförmig gewundenen Stamm, den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieſelbe erdrückte Kern war verfault und verwittert und ſie allein ohne Stütze übrig geblieben. Dieſe rieſenhaften Korkzieherbäume ſetzten mich anfangs in nicht geringes Erſtaunen, bis ich ihre Entſtehungsart erkannte. Von Blumen ſah man nicht gar viele; es fehlt hier zu ſehr an Luft und Licht; deſto größer und ſchöner war die Fülle der Blätter.

Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaſchen hatten, machten unſern Pferden viel zu thun; oft mußten ſie auch über dicke, unverwüſtliche Stämme und Blöcke geſtürzter Bäume hinwegſetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu ſchroff und das Wurzelwerk gar zu ſchlüpfrig war, ſtiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man an offene Plätze, mit üppigem Graswuchſe bedeckt; hier entfalteten ſich eine Menge ſchöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grauſige Tiefe, wo eine Maſſe entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewäſſer, deren Tiefe man nicht zu ſchätzen wußte, unſere raſchen Thiere aufhielten. Der Weg war ſo eng, daß man immer dicht hintereinander reiten mußte, um ſich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir ſo mit angeſtrengter Eile; endlich erreichten wir unſer Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren.

Man nennt den Platz Galbocka. Drei Hütten faßten die ganze Geſellſchaft. Ihre Wände waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergeſtellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit ſechs oder ſieben quer darüber befeſtigten Stöcken bildeten die Tiſche; Stühle gab es nicht, dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeuge behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte ſich bei fortdauerndem Regen bald mit Waſſer. Dieſes waren die Comforts unſers achttägigen Aufenthalts zu Galbocka.

Alle Morgen, ehe die Nacht der Dämmerung gewichen war,

brachen wir aus unſerm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen ſind und waren gewöhnlich ſchon vor Sonnenaufgang naß bis auf die Haut. Wenn die Eingebornen die Nähe der Elephanten witterten, was ſie mit einem beſondern Zeichen andeuteten, ſo wurde abgeſeſſen und die Jäger ſtürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indeſſen ich und die Bedienten auf dem Haltplatze blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man ſchon auf eine halbe engliſche Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lavine über einen Wald hinſtürzte. Das verhängnißvolle Geſchrei, einem furchtbar verſtärkten Ton aus einer zerſprungenen Trompete nicht ungleich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er ſich wendet, um ſeinen Feind zu zermalmen oder ſelbſt die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wann der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem ſehr coupirten und felſigen Terrain, wo es von Elephanten lebte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es links und rechts, hinter uns Trompetenton und vor uns wühlte ſchon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüſch; wir ſtanden auf einem glatten, nur wenig über den Boden erhabenen Felſen. Welches Glück, daß gerade der geſchickteſte Elephantenſchütze, Major Rogers, bei uns war. Er ſprang mitten zwiſchen die Elephanten, knallte dem nächſten rechts, bis auf Rüſſellänge herantretend, ins Ohr, eben ſo raſch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide ſtürzten mit einem dumpfen Geſtöhn wie umgeblaſen; die andern eilten davon, als ſie ihre rieſigen Gefährten krachend im Gebüſche verſinken ſahen, deren Sturz ein Getöſe hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenſchüſſe.

Seit der Zeit hatte ich genug von der Elephantenjagd geſehen und ſuchte lieber unter irgend einem Vorwande zu Hauſe zu bleiben. Am nächſten Tage tödtete Major Rogers ein Elephantenweibchen, welches im Fallen ein neben ihm laufendes Junges erdrückte, alſo zwei auf einen Schuß. Außerdem war erſt ein junger Elephant erlegt, aber viele angeſchoſſen. Der Prinz ſelbſt war einmal in augen-

ſcheinlicher Gefahr geweſen, von einem dreimal in den Kopf geſchoſſenen wüthenden Elephanten erreicht zu werden. Durch einen neuen Schuß wurde zum Glück der Elephant zum Fallen gebracht.

Am Tage vor unſerer Abreiſe von Galbocka wurde vom Grafen v. O. ein großer Elephant geſchoſſen, und weil es ſtreitig war, welche Kugel für die tödtliche angeſehen werden ſollte und wem der Schwanz, die übliche Trophäe der Elephantenjäger, gebühre, machte ich mich mit dem Grafen auf, um den Leichnam zu unterſuchen.

Still und lautlos ritten wir die engen Pfade, als kaum die Sonne aufgegangen war. Unſer brauner Führer ſtand häufig ſtill und horchte; dann bog er vom Wege ab, um uns nicht mit einer großen Heerde in Berührung zu bringen. Wir mußten weite Umwege machen, um den Platz zu erreichen, wo der Koloß gefallen war. Hier lag er neben einem kleinen Waſſer, um und um der Boden roth von geronnenem Blute; am Rüſſel und dem Maule, den einzigen antaſtbaren Theilen, ſahen wir die Spuren von den Klauen und Zähnen der blutdürſtigen Chittas (Leoparden). Leider hatten ſie ſich ſchon vor unſerer Ankunft entfernt. Der Elephant, obwohl er für einen ganz anſehnlichen gehalten wurde, maß vom Scheitel bis zur Sohle doch nur etwa 8′; ſo ſehr täuſcht man ſich im Betreff der Größe. Er hatte nur ganz kurze, gerade Stoßzähne, deren einen wir nach unſäglicher, anderthalbſtündiger Arbeit ablöſ'ten, wobei wir mit Schweiß und Blut ſo bedeckt wurden, daß wir eher den Wilden, als civiliſirten Europäern glichen. Nach vieler Mühe und mehrfachem Verirren erreichten wir unſere Station wieder; denn es iſt nicht leicht auf den ungebahnten Wegen durch den Urwald zu reiten, und die Pferde müſſen feſt auf den Knochen und gut beſchlagen ſein, um nicht auf den naſſen, ſchlüpfrigen Wurzeln auszugleiten und zu ſtürzen.

Es war damit unſer Aufenthalt im Walde beendigt. Wir hatten während dieſer Zeit mehrere Male Gelegenheit, die halb wilden Eingebornen dieſer Gegend kennen zu lernen, welche weit herkamen, um den Prinzen zu ſehen. Es war hier der einzige Ort, wo wir wirklich Wilde, das heißt, von keiner Religion und keiner Sitte etwas ahnende Geſchöpfe geſehen haben. Sie wohnen in dem hohen Walde unter Palmenblättern in Erdlöchern, gehen den Schurz abgerechnet

völlig nackt und tragen Bogen und Wurfspieße. Von den Singhali's der Ebene werden sie Weddah's genannt und sind sehr verachtet, obwohl sie aus einer hohen Kaste stammen sollen.

Das erste Mal, als ich diese Kerle erblickte, machten sie einen höchst schauerlichen Eindruck. Es regnete stark, als man ihre Ankunft meldete, und daß sie bereit wären, vor uns einen Tanz aufzuführen. Es erschienen sechs kleine, magere, dunkel bronzebraune Kerle, mit weit über den Rücken herabhängendem rabenschwarzen Haar; nur Einer war etwas größer als die Uebrigen, doch nicht über 5'. Ihre Augen rollten unstät, ihre Sprache war ein heiseres, sehr hoch tönendes Geschrei; nur mit Mühe konnten die Singhali ihren Dialekt verstehen. Alle zitterten vor Näße und Kälte, schienen aber dennoch höchst aufgeregt und ungeduldig, ihren Tanz zu beginnen. Dieser bestand in einem erst langsamern, dann immer schnellern Hin- und Herhüpfen auf abwechselnden Füßen, wozu sie die Augen gräßlich verdrehten und den Kopf tief niedergebückt hielten. Ein alter Mann, den wir anfangs nicht bemerkt hatten, sagte ihnen einige Worte vor, gleichsam Fragen, auf die immer einer mit großer Heftigkeit antwortete. Bald wurde das Tempo sehr rasch; sie hüpften jetzt mit beiden Füßen zugleich auf den Hacken bald vorwärts bald rückwärts und arbeiteten dabei so furchtbar mit den Armen, daß man fürchtete, sie würden sich dieselben gänzlich verrenken. Plötzlich warf sich einer der Länge nach in den von vielen Sprüngen aufgewühlten Koth und zappelte mit Armen und Beinen.

Wir hatten vollkommen zur Genüge an dem gräßlichen Schauspiel. Geld wurde ausgetheilt, allein sie kannten es nicht, und es erforderte viel Hin- und Herreden, um ihnen begreiflich zu machen, daß Kupfergeld weniger gelte als Silber. Ein Taschentuch, das ihnen Rogers schenkte, machte bessern Effekt; derjenige, welcher es erhalten hatte, befestigte sich dasselbe gleich um die Hüften und tanzte damit wie toll, warf sich aber auch bald damit in den Dreck. Die Andern wollten auch Tücher haben; ein Stück Baumwollenzeug wurde zerrissen und ausgetheilt. Sie befestigten sich die Stücke um den Kopf. Dankbezeugungen schienen sie weiter nicht zu kennen. Statt dessen fingen sie ihren scheußlichen Zappeltanz wieder an, der

für's Erſte nicht geendet haben würde, wäre nicht der Prinz auf den Gedanken gekommen, ihnen Branntwein reichen zu laſſen. Sie ſollen nämlich einen Abſcheu vor dieſem Getränke haben. Keiner wollte zuerſt davon verſuchen. Nur der Alte trank und verſicherte die Uebrigen, das Getränk ſei vorzüglich. Darauf verſuchte es auch ein Zweiter; er ſperrte den Mund weit auf und goß ſich etwa ein halbes Bierglas auf einmal in den Hals. Welches Entſetzen, welches Geſchrei! In den höchſten Jammertönen explicirte er den Andern, er habe Feuer im Leibe, deutete auf ſeinen Magen und krümmte ſich erbärmlich. Dieſe ſtimmten in das Geheul mit ein, ſahen ſich ängſtlich um und entflohen Alle auf einmal mit großer Haſt.

Nachher habe ich nur noch einmal dieſe langhaarigen Kerle geſehn; es war auf einer Station näher gegen Badulla zu. Sie trugen ſchöne Bogen von rothem Holze und ſchoſſen ganz vortrefflich damit. Mr. Lavard verſprach demjenigen einen Sirpenee, der ſeinen Hut treffen würde; der Hut wurde auf 60 Schritt Diſtance auf einen Stock gehängt, und trotz der Abenddämmrung fiel der Hut vom Pfeil durchbohrt auf den erſten Schuß.

Bei unſerer Abreiſe von Galbocka am 30. November hatten wir viel Schwierigkeit, durch die angeſchwollenen Bergſtröme (den Utiyawa-Oya) zu kommen; unſere rüſtigen Pferde trugen uns jedoch immer glücklich hindurch, ſo ſteil auch das Ufer und ſo reißend das Waſſer war. Am Abend kamen wir nach Wellawa.

Am anderen Morgen (den 1. Dec.) brachen wir früh auf und erreichten um 10 Uhr die Frühſtücksſtation Bobola. Die Nacht blieben wir in Palevalla und hielten von dort aus am 2. Dec. eine neue gefährliche Elephantenjagd, bei der jedoch nicht ein einziger getödtet wurde. Ich hielt mit den Bedienten auf einem großen Paddy-Felde und fing Inſekten, während die Herren mit der Jagd beſchäftigt waren. Da ſah ich plötzlich alle unſere Eingeborenen in großer Eile den Bäumen zuſtürzen. Ich hielt es für gerathen, bald ein Gleiches zu thun; denn ein heftiges Krachen und Knacken kündigte die Nähe eines Elephanten an, und kam reißend geſchwind auf uns zu. Kaum hatte ich die Sumpfebene hinter mir und den Baum im Rücken, als

ein ſtarker Elephant im ſchnellen Trabe aus dem Dickicht hervorbrach. Ein jauchzendes Geſchrei, welches die Eingeborenen anſtimmten, das Geſchrei der Elephantentreiber, bewog ihn indeſſen ſeitwärts einzulenken; bald hörte man ſeine krachenden Schritte nicht mehr. Das dichte Unterholz hielt ſeinen Trab nicht ſtärker auf, als das hohe Gras einer Wieſe den Galopp eines Pferdes.

Was die Größe der Elephanten anbelangt, ſo habe ich mich überzeugt, daß man ſich viel Uebertreibung darin hat zu Schulden kommen laſſen. Ich habe hier keinen geſehen, der über 8′ hoch geweſen wäre. Die zahmen in Indien ſollen größer werden. Auch in Beziehung auf die Zähne iſt man gewöhnlich in dem Wahne, daß jedes Männchen damit begabt ſei. Dies iſt ganz unwahr. Unter hundert Elephanten haben nur vier oder fünf ausgebildete Stoßzähne. So ſagte mir der Major Rogers, welcher 1400 Elephanten mit eigener Hand getödtet hat. Als er vor ſechs Jahren bei dem dreizehnten Hundert war, hat er aufgehört zu zählen. Sein ganzes Haus iſt voll Elfenbein; denn unter den getödteten waren einige ſechzig Zahnelephanten. An jeder Thür ſeiner Veranda lehnen gewaltige Zähne; im Speiſeſaale ſind alle Ecken mit hochaufgebauten Zahntrophäen ausgeſchmückt. Schreckliche Abenteuer hat er erlebt. Einmal hat ihn ein wüthender Elephant mit den Füßen und dem Rüſſel ſo bearbeitet, daß nur die Tiefe des Loches, in welches der letztere ihn getragen, ſein Leben gerettet hat. Durch das Stoßen mit den Füßen, welches die gewöhnliche Art und Weiſe iſt, wie ein Elephant ſeinen Feind tödtet, waren ihm ſämmtliche Rippen der rechten Seite und der rechte Arm an drei Stellen zerbrochen und außerdem noch die Schulter ausgeſetzt. Zwei ſeiner Jagdgefährten hat er auf ähnliche Weiſe umkommen ſehen; er ſelbſt, eine eiſenfeſte Natur, iſt mit dem Leben davongekommen und hat ſeine Niederlage fürchterlich gerächt.

Die Elephanten thun hier viel Schaden an den Pflanzungen und Reisfeldern. Man rechnet, daß ſie trotz der häufigen Jagden ſich jährlich um 600 bis 800 Stück wenigſtens vermehren. Die nördlichen Gebirge, die wir nicht berührten, ſind durch ſie ganz entvölkert; an den Wegen, die hindurch führen, ſind die dickſten Bäume

mit Leitern verſehen um als Zuflucht der Wanderer zu dienen. An Ausrottung dieſer Beſtien iſt alſo für's Erſte nicht zu denken, ein kleiner Troſt für die Zoologen ſpäterer Zeit.

Die Jagd am 2. Dec. war die letzte, welcher wir beiwohnten. Wir kehrten nun auf ungebahnten Pfaden nach dem ſechs Meilen entfernten Taldenia zurück. Es ging auf glatten Klippen ſo ſteil bergan, daß unſere Pferde wie Ziegen klettern mußten, und der Reiter, welcher ſie am Zügel führte, immer in Gefahr war, von ihnen hinabgeriſſen zu werden. Es begann ſchon zu dämmern und wir ſollten zu Abend noch in Badulla ſein. Auf der ſchlimmſten Stelle hatte ich das Unglück, daß mein Pferd in eine Vertiefung hinabglitt und den Sattelgurt zerriß; doch wurde der Schaden mit guter Hülfe bald wieder hergeſtellt. Wir ſetzten durch den ſtark angeſchwollenen Badulla-Oya, der uns etwa bis an den Magen reichte, und kamen ſo nach Taldenia. Nun gings im ſchlanken Galopp vorwärts, ſo lahm die Pferde auch waren; mit fürchterlichen Peitſchenhieben wurden ſie zur Eile getrieben. Dennoch war es finſtere Nacht geworden, und noch lag ein weiter und ſchlimmer Weg von zehn Meilen vor uns. Die Geſellſchaft war ſehr zerſtreut; nur durch Rufen und Schreien hielt man ſich mit Mühe zu zweien oder dreien zuſammen. Wie wir in der Dunkelheit über dieſe ſchmalen Bambusbrücken und die ſteilen engen Pfade ohne Unglücksfall hinüber gekommen ſind, iſt mir unbegreiflich.

In Badulla wurde den Pferden drei Tage Ruhe gegönnt, das gänzlich verſtockte Gepäck zum erſten Male ſeit acht Tagen in der Sonne getrocknet und revidirt. Es war kein Stiefel heil, kein Kleidungsſtück ganz geblieben, die Leinenwäſche war nicht wieder weiß zu waſchen und die Koffer ganz aufgelöſ't, ſo daß ſie mit Stricken zuſammengebunden werden mußten. Ich wende das Auge von meinen Strümpfen und den ledernen Beinkleidern, die wie Bretter anzufühlen waren, um meinen Reiſebericht ſo ſchnell als möglich zu beendigen. Den 3. und 4. Dec. blieben wir in Badulla. Von da brachen wir am 5. Dec. auf und erreichten nach einem dreitägigen Ritt durch das Gebirge über Habu Talla und Badgangodde die Stadt Ratnapura am 8. Dec. — —

Vierter Brief.

Ratnapura. — Die Edelsteinfischerei. — Abreise nach dem Adamspik. — Gebirgswald. — Blutegel. — Palebadulla. — Pilgerweg. — Lady Brownriggs resthouse. — Gipfel des Adamspik. — Tempel. — Rückkehr nach Colombo.

Patna, den 27. Januar 1845.

Ich führe Dich einige Meilen zurück nach Ceylon zur interessantesten Stelle des gewürzduftenden Eilandes, dem Adamspik. In Ratnapura waren wir am 8. Decb. angekommen und hatten uns in einem freundlichen Bangalo, einem von allen Seiten offenen Landhause, von den ermüdenden Wegen und den Strapazen der Elephantenjagden erholt. Zwei Tage mußten dazu hinreichen, während welcher Zeit uns der blutjunge Präsident des Bezirks, Mr. Power, ein trotz seines Namens schwächlicher Mann, aufs Beste bewirthete.

Die Stadt liegt reizend, obgleich von alten Monumenten nichts mehr zu sehen ist; denn Vegetation und Nässe zerstören schnell, was nicht reparirt wird. Dessen ungeachtet hat das Ganze einen alterthümlichen Anstrich. Auf einer Hügelreihe am Ufer des schönen Kalu-Ganga (nicht allzunah, denn er ist gefährlich) liegen die einzelnen Gebäude mit breiten Dächern und tiefen Verandas. Die größern unter ihnen sind gelb und weiß angestrichen und haben einen schönen Rasenplatz und dichtes Blumengebüsch mit großen gelben Glocken- und Passionsblumen im Vordergrunde. Prächtige Brodfruchtbäume stehen meist darauf und der seiner Früchte wegen sogenannte Mandelbaum, beide mit weißer glatter Rinde. So wie die Menschen hier mit einem leichten Baumwollentuche ausreichen, so giebt es auch in Ceylon keinen einzigen Baum der einen so dicken und rauhen Pelz brauchte wie unsere Eichen; die meisten haben eine glatte, glänzende Rinde.

Nur eine Straße von Ratnapura besteht aus zusammenhängenden Häuserreihen; es ist der Bazar, worin auch hier die Gewürzläden

vorherrſchen; denn der Kurrie iſt faſt die einzige Speiſe vieler Tauſende. Man findet hier aber auch viele intereſſante Produkte des cinghaleſiſchen Kunſtfleißes. Sehr häufig ſieht man hier die Steinſchleifer ihre bleiernen Räder mit einer Art Violinbogen in Schwung ſetzen; ihr Turban und die mehr citrongelbe Geſichtsfarbe unterſcheidet ſie meiſt als Mohamedaner.

Die berühmten ceyloniſchen Edelſteine kommen zum großen Theil von Ratnapura und bilden einen Hauptzweig des Handels. Es traf ſich ſo glücklich, daß wir ſchon am erſten Tage unſers dortigen Aufenthalts einem unterſetzten, freundlichen Gentleman in weißer Jacke und Beinkleidern begegneten, der uns mit vieler Artigkeit holländiſch anſprach und ſich als den Oberintendanten der Edelſteinfiſcherei zu erkennen gab. Er erbot ſich mit Vergnügen, obgleich es Sonntag war, vor den Augen des Prinzen fiſchen zu laſſen. Die Edelſteine werden hier nämlich ſeltſamer Weiſe gefiſcht wie die Perlen.

Wir begaben uns alſo am Sonntag Morgen zum Fluſſe, dem Kalu-Ganga, hinab. Nur an wenigen Stellen tritt dieſer aus ſeiner bunten Einfaſſung von haushohem Bambus mit gelben zierlichen Stämmen und friſchem, ſaftgrünen Laube hervor. An einer dieſer Stellen, die wir nach einem beſchwerlichen Marſche durch halb unter Waſſer ſtehende Reisfelder, in welchen es von Blutegeln wimmelte, erreichten, lag die Fiſcherei. Ein kleiner Nebenarm des Fluſſes war die Fundgrube. Wir ſahen dort ſechs braunrothe Kerle bis an die Bruſt im Waſſer ſtehen und mit langen Karſten im Waſſer arbeiten. Alle ſtanden in einer Linie quer durch den Fluß und ſchaufelten den edelſteinhaltigen Schlamm vom Grunde auf, dem Laufe des Fluſſes entgegengewandt. Die Tiefe des Lochs, welches ſie in dem Flußbette aufgewühlt hatten, mochte wohl 12 bis 14′ betragen. Allen Schlamm häuften ſie vor ihren Füßen auf; das Waſſer des Fluſſes ſpülte dort die feinen Schlammtheile fort, und nur der grobe Grand und Thon blieb zurück. Jede halbe Stunde ergriffen ſie flache Körbe, tauchten damit unter und brachten ſie gefüllt herauf, ſchaukelten ſie im Waſſer geſchickt hin und her, daß alle leichteren Theile entfernt wurden, und trugen dann die mit grobem Sand und Kies gefüllten Körbe zur Beſichtigung an das Ufer. Außer körnigem Kalk

und Stücken blauen Thons und Glimmer war darin ein feiner bunter Sand aus Quarz-, Feldspath-, Rubin- und Topasstückchen enthalten. Höchst selten sind größere Rubine, am seltensten gute Saphire; Topase dagegen, oder fälschlich sogenannte gelbe und gelbgrüne Saphire kommen häufiger vor.

Unglücklicher Weise fischten die Leute gerade an dem Tage, als wir ihnen zusahen, auch nicht einen einzigen guten Stein, einige wenige dunkelblaue Saphirstückchen abgerechnet, die nicht besonders schön waren. Es war mir dabei die großartige Gemüthsruhe des guten Holländers sehr unterhaltend, der in weißer Jacke mit feiner Thonpfeife, in ungestörter Heiterkeit den ganzen Tag lang dem erfolglosen Fischen zusah.

Am folgenden Tage (am 9. Dec.) fanden wir nach einem guten Frühstück Kavalleriepferde bereit, uns bis zum Fuße des Adamspik zu tragen. Es war herrliches, mildes Wetter. Der Weg führte uns zuerst über einen üppigen Rasen durch Pflanzungen von zarten, schlanken Arekapalmen, deren zierliche Kronen man in Indien schmerzlich vermißt. Kokos- und breitlaubige Brodfruchtbäume verstecken niedrige Lehmhütten, unter deren Dach man schwarzhaarige, nackte Kinder spielen sieht, während die Mutter, in weiße Tücher gewickelt, mit dicken Silberringen an jedem Fuße emsig an der Spindel Wolle dreht. Der Mann sitzt daneben und glaubt wie unsere Tabakraucher auf dem Sopha seine Zeit überflüssig auszufüllen, indem er Betel kaut und vielleicht überschlägt, wie lange die zu seinem Haupte aufgehängte Bananentraube ausreichen werde. Ueberall sieht man Wohnungen zerstreut oder in Haufen beisammen. Man kann nie sagen: Hier fängt ein Dorf an, hier hört es auf.

Die Umgebung der weiter entfernten Dörfer ist höchst reizend. Die bebauten Felder bieten einen viel mannichfaltigeren Anblick dar, als die Abwechslung von Hafer, Waizen und Gerste bei uns. Nie sah ich ein schöneres Grün, als die frische Sammetfarbe des jungen Reises vor der Blüthe; braune Korakanfelder waren daneben (Eleusine Coracana), türkischer Waizen schon in Aehren stehend und viele Gräser, die als Getreide kultivirt werden. Ueberall, mochte es auch nur eine kleine Reihe an unserm Wege liegender Häuser sein, fanden

wir die gebräuchlichen Ehrenpforten, von gelblichem Kokoslaube zierlich geflochtene, einfache Bogen, in der Mitte mit den blauen Blüthenkolben des Bananenbaumes verziert.

Der Weg war faſt zehn engl. Meilen lang zu beiden Seiten mit Guirlanden von Schlingpflanzen, die den Bindfaden liefern, Kokoslaube und Bambusſtöcken eingefaßt. Solche kleine Spielereien, wenn auch mit vielen Umſtändlichkeiten verknüpft, auszuführen, iſt eine Liebhaberei der ſonſt ſo trägen Singhalis und ſie bieten ganze Dorfſchaften auf, um dergleichen herzurichten, ohne die geringſte Ausſicht auf Gewinn.

An den Pforten hatte ſich gewöhnlich ein Trupp feſtlich gekleideter Landbewohner, ihre weißbärtigen Headmen (Häuptlinge) an der Spitze, verſammelt, um den Prinzen zu ſehen und zu begrüßen.

Wir waren bald außer dem Bereich des flachen Landes; wilde Bäche und kleine Flüſſe mit ſteilen Ufern begannen dem weniger ſattelfeſten Reiter nicht geringe Schwierigkeiten entgegen zu ſtellen. Der Weg wurde enger und ſteiler. Bald ritten wir an Abhängen mit wunderſchönen Gebirgsanſichten hin. Wie prachtvoll ſieht ein Palmenhain aus mit grünen himmelhohen Bergen dahinter; wie friſch und duftig iſt das dichte Gebüſch des Vordergrundes. Seltſame Gewächſe zeigten ſich, die wunderbare Kannenpflanze (Nepenthes distillatoria) mit einer Art Krug an jeder Blattſpitze rankte im Gebüſch und fußlange Krüge ſchwankten an den Zweigen. Hin und wieder wurde man angenehm durch den Anblick des Adamspik mit ſeiner ſchlanken Kegelſpitze überraſcht. Indeſſen hatten wir noch drei tiefe Thäler und eine Menge ſteiler Flußbetten und reißender Flüſſe zu durchkreuzen, ehe wir die Gebirgsregion erreichten.

Der Wald fing hier an hochſtämmig zu werden. Die bekannten indiſchen Feigen (der Bobaum) und zwei andere Arten Feigenbäume (ohne Früchte) mit einigen zwanzig dicken Stämmen, die alle in eine einzige Krone ſich vereinigen, ganz verſchieden von allen andern Bäumen, machen einen höchſt wunderbaren, fremdartigen Eindruck. Hier ſtrebt der hohe Ebenholzbaum zum Himmel mit faſt ſchwarzem Laube, welches aber erſt 40′ vom Boden vom weißen Stamme herabhängt; neben ihm der Kalamander und der Sandelholzbaum (Pterocarpus

Sandalinus); die beiden letzten jedoch seltener. Pfefferreben und eine Fülle von schönlaubigen Farrenkräutern bedecken die meisten Baumstämme, so daß es oft schwer hält, das eigentliche Laub eines Baumes zu erkennen; denn auch die Zweige ernähren eine Menge von oft prachtvoll blühenden, geisblattartigen Schmarotzern.

Hier in dieser Region des Laubwaldes, etwa 1500′ über dem Meere, nahm die Steigung des Bodens bedeutend zu. Die beständig herabspülende Feuchtigkeit hatte den engen Pfad in ein Gewirr von schlüpfrigen Wurzeln an den glatten Felswänden verwandelt. Wir mußten die Pferde voranführen lassen und uns zu Fuß auf den beschwerlichen Wegen fortarbeiten, was uns hier besonders unlieb war, da die blutenden Füße der Pferde auf eine ungewöhnliche Menge der Blutegel (landleaches), dieser schrecklichen Plage Ceylons, schließen ließen. Es hatte noch dazu am Tage vorher geregnet, was diese kleinen Geschöpfe zu Millionen hervorlockte; bald überzogen sie unsere Kleider und erspähten unfehlbar jede, auch die kleinste Oeffnung, um uns auf das Schrecklichste zu quälen. Die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln, die Füße und Beine zu schützen, waren ganz vergebens; da die Thierchen oft wie eine Stecknadel dünn sind, arbeiten sie sich durch das Zeug hindurch, oder kriechen auch bis zum Halse hinan und sind da noch weit unangenehmer. Unsere Singhalesen hatten trotz ihrer nackten Füße weniger zu leiden als wir, da sie die Blutegel sehr geschickt abzustreifen verstehen.

Der Hochwald war nun durch eine mit Jungle überwachsene Fläche unterbrochen, deren Dickicht eine solche Dichtigkeit und Tiefe hatte, daß man förmlich darin versinken konnte, wollte man vom Wege abweichen. Am Ende dieser Ebene lag ein aus wenig ärmlichen Hütten bestehender Ort, Palebadulla*), meist von Priestern mit kahlen Köpfen und gelber Toga bewohnt. Eins der Häuser war zu unserer Aufnahme ausgeschmückt und eingerichtet, d. h. man hatte die aus geflochtenen Matten und Kuhdünger bestehenden Wände mit buntem, roth und weißen Baumwollenzeuge behängt, in den Lehmfußboden vier Stöcke mit Querhölzern darüber

*) Palabatula nach Ritter, Asien, Bd. VI. Seite 210.

eingerammt, um als Tisch zu dienen und eine niedrige, breite, aus Zweigen geflochtene Bank hineingeschoben, die Bett und Stuhl vorstellte. Vor dem Mittagsmahl wurde noch eine Jagd veranstaltet; allein die Herren brachten außer wenigen Vögeln nur eine Masse Blutegel mit nach Hause.

Nach einigen Stunden Ruhe brachen wir in der frühesten Morgendämmerung am 10. Dec. zum Ersteigen des Adamspik auf, alles Gepäck zurücklassend. Hier hörte die tropische Vegetation auf; von den Palmen war längst schon Abschied genommen, aber der dichte dunkle Wald mit seinem schwarzgrünen Laube gab uns noch lange bei der beschwerlichen Arbeit des Steigens Schatten. Es galt von nun an über die glatten, nassen Felsen, oder die schlüpfrigen Wurzeln steil aufwärts zu klettern ohne allen Halt und Ruhepunkt.

Da der Weg zum Adamspik alljährlich von vielen Tausenden von Pilgern, Mohamedanern sowohl als Brahmanen und Buddhisten betreten wird, sollte man erwarten, hier einen bequemen Pfad vorzufinden; aber nur das Allernöthigste ist geschehen; hier und da ist eine aus schwachen Zweigen zusammengebundene Leiter angelehnt, wo es gar zu steil ist, und bei sehr glatten Felsen sind einige Stufen eingehauen. Sonst zeigen die knorrigen Wurzeln des Eisenholz- und Lorbeerbaumes fast allein, daß Menschen diese Pfade betraten, und zwar schon seit vielen Jahrhunderten, denn ehe nackte Füße in diesen unverwüstlichen, harten Holzarten Spuren zurücklassen, wie mancher Fußtritt muß sie da berührt haben, und an einigen Stellen glichen diese Wurzeln wirklich ausgetretenen Treppenstufen. Nach einem beschwerlichen Marsche von anderthalb Stunden fanden wir die Ruinen eines kleinen Hauses, worin wir uns einige Augenblicke, aber des kühlen höchst unbehaglichen Nebelwindes wegen auch nicht länger aufhielten. Bald darauf passirten wir das letzte breite Flußbette, eine Gegend, die dem Bodekessel bei der Roßtrappe am Harz nicht unähnlich war; aber welche Fülle von Blumen! Aus den nackten Felsplatten entsprießen drei Arten von Balsaminen, von denen jede eine Zierde unserer Gewächshäuser sein könnte; daneben überwuchert das schwarze Gestein ein Rasen der allerschönsten Farrenkräuter und Moose; die ersteren oft von so zierlichen Blattformen, daß man Phan-

taſiegebilde irgend eines ausgezeichneten Malers hier verwirklicht zu finden glaubt. An die Stelle der tropiſchen Flora iſt hier eine reizende, kräftig friſche Alpenvegetation getreten; Vieles erinnert an unſere Gebirgsthäler, das Vergißmeinnicht und das Kreuzkraut ſehen äußerſt europäiſch aus; allein die Farben ſind kräftiger, ſie behalten noch etwas von ihrem tropiſchen Glanze, und der Zuſchnitt iſt großartiger.

Ueber einige glatte Felswände, an denen Buddhafiguren und uralte Inſchriften eingemeißelt waren, kletterten wir mittelſt Hühnerleitern und eingehauener Stufen weiter. Bald ging es zu unſerm Verdruſſe, nachdem wir eben den ſteilen Hang erſtiegen hatten, eben ſo ſteil wieder hinunter, bald mußten wir viertelſtundenlang im rieſelnden Waſſer waten; dann wird plötzlich der Felſen ſo glatt wie polirt, und man iſt froh, gefallen zu ſein, ohne ſich die Naſe zerſchlagen zu haben. Wie köſtlich erquickend waren für uns hier die Früchte der zu unſern Füßen liegenden Zone, Kokos und Orangen, die uns ein Eingeborener nachgetragen hatte. Dieſe Singhali ſprangen mit großen Laſten auf dem Kopfe vor uns her wie die Gemſen; es wird ihnen mit ihren nackten Füßen ſo leicht, die glatten Felſen zu erſteigen, daß ich anfing, unſere Pilgerfahrt für viel verdienſtlicher als die der Buddhiſten zu halten.

Sehr erſchöpft erreichten wir am Ende der vierten Stunde eine der offenen Hochebenen; der ſteile Pik, ein einziger Felſenkegel, ſtieg majeſtätiſch hinter ihr auf. Es war das erſte Mal, daß wir ihn ganz ſahen; aber wie ſollten wir da hinauf kommen! Die Klauen einer Fliege oder die Füße eines Gecko ſchienen dazu die nothwendigſte Bedingung. Ein großes Gebäude, ſehr ähnlich dem auf der Schneekoppe, lag in der Mitte der kleinen Ebene. Inwendig war nichts, als die kahlen grauen Wände; das Licht kommt durch die Thür hinein. Ein höchſt unbehaglicher Aufenthalt, wenn nicht das Feuer unſeres geſchickten Kochs und der Duft ſeines ausgezeichneten Kurrie uns etwas Troſt verſprochen hätte. Bald trieb uns indeß ein für unſere verwöhnte Haut ſehr empfindlicher Zugwind aus den unerquicklichen Mauern von Lady Brownriggs resthouse. Eine Lady iſt hier geweſen und auf ihre Koſten iſt dies Gebäude errichtet. Ich

ſchätze dieſe Dame viel höher, als das Verdienſt der Gräfin X..., die ſich an den Armen die Pyramiden hinaufreißen ließ. Der Weg iſt hier oft eben ſo ſteil und um Vieles ſchlüpfriger.

Daß wir die Luft in einer Höhe von 5600′ kühl und dünn fanden, wird man ſehr begreiflich finden, da wir an eine Wärme von 22 bis 24° im Thale gewöhnt waren. Hier waren nur 14°, wobei man freilich bei uns noch nicht einzuheizen pflegt.

Ein Thal trennte uns noch vom Pik, genauer genommen ein tieferes und zwei ſchmalere, und es that mir jedesmal leid, wieder hinabzuſteigen und den Vortheil aufzugeben, den man mit ſo vieler Mühe errungen hatte. An der eigentlichen Baſis des Kegels angelangt fanden wir eine bedeutende Veränderung der Vegetation; der Laubwald trat zurück, und hier hätte nun nach der gewöhnlichen Erfahrung das Nadelholz beginnen ſollen. Von dieſem fand ſich nicht die geringſte Spur; auch die ſchönen Alpen-Gentianen und Eriken erſchienen nicht. Aber welch ein prächtiger Erſatz ſtatt deſſen! Der kahle Felſen konnte nicht mehr ſo hochſtämmige Bäume hervorbringen; das Laubholz hört ganz auf, und macht nun einem Walde von 15 bis 20′ hohen Rhododendronbäumen Platz, welcher immer mehr die Oberhand gewinnt. Das niedrige Geſträuch beſteht aus myrthenartigen Pflanzen, zum Theil herrlich duftend.

Von Zeit zu Zeit hatten wir ſchon köſtliche Durchſichten auf die tiefer liegenden Berge und Gebirgsthäler, und nicht gar weit zu unſern Füßen leuchtete ein Streifen Meer, von deſſen unmittelbarer Nähe es erſt ſchwer hielt ſich zu überzeugen. Der Berg iſt nicht höher, als die, welche in der Schweiz von dem Reiſenden gewöhnlich beſtiegen werden; aber nirgend hat man dort eine dem Meere gleiche Ebene zur Vergleichung der Höhe. Etwa 600′ unter der höchſten Spitze hört an der Seite, wo der Weg hinauf führt, aller Pflanzenwuchs auf, nicht der Höhe wegen, ſondern weil die Spitze des Adamspik eine einzige Felſenmaſſe (Gneuß mit Hornblende) ohne alle Erdbedeckung an den Seiten iſt. Hier kann man leicht von Schwindel ergriffen werden, wenn man dazu geneigt iſt. Auf eine eigenthümliche Art hat man den Pilgern den Weg erleichtert. Stufen in den Felſen zu hauen, war zu umſtändlich; ſtatt deſſen findet man

zahlloſe Ketten von jeder Art der Gliederung an den ſteilſten Felſenwänden angeſchmiedet. Sie hängen zu Dutzenden rechts und links, uralt und roſtig und von neuem Gepräge; denn es iſt ein verdienſtliches Werk ſolche Kette anzulegen, ſo daß man beim Fallen immer in dem eiſernen Netze aufgefangen würde. Hat man ſich einige funfzig Schritt hinaufgehaſpelt, dann kommt wieder ein Abſatz, auf welchem man Fuß faſſen kann, doch nur, um zu ſeinem Schrecken vor ſich einen Ueberhang zu erblicken, zu dem man nur auf einem ſehr luſtigen Wege mit Hülfe von Dräthen gelangen kann. Das letzte Ende iſt beſonders unangenehm; eine eiſerne Treppe ſchwebt hier in der Luft, und iſt ſo aus ihrer urſprünglichen Lage gewichen, daß die Stufen eine faſt ſenkrechte Richtung angenommen haben. Iſt ſie glücklich überwunden, da heißt es endlich: Land! Die Pilgerfahrt iſt vollendet.

Der Prinz war der Erſte oben mit dem Grafen O. Ich hatte mir zu viel Pflanzen aufgepackt und ſchleppte ſchwer an meinen mancherlei Apparaten. Eine Treppe führte zum Eingang der Mauer, welche die höchſte Spitze rundum einfaßt. Die Fläche iſt oben nicht breiter als etwa 40 bis 50′. Die ganze Südſeite prangt in der prachtvollen Scharlachblüthe des Baumrhododendron's, und ein Blumenreichthum wuchert zwiſchen dem dichten Graſe, der ſeines Gleichen ſucht. Alles war neu und ſeltſam. Am wunderlichſten nahm ſich ein kleiner Tempel von Eiſenholz mit vielem Schnitzwerk unter dem niedrigen Ziegeldache aus. Er war etwa 8′ hoch und enthielt 10′ im Quadrat. In ihm befindet ſich das Heiligthum, welches die zahlloſen Pilger herbeizieht, der berühmte Fußtapfen, wie die Chriſten und Muhamedaner ſagen, des Adam, wie die Buddhiſten ſagen, Gautama Buddha's, wie die Brahmanen ſagen, Viſchnu's. Der Felsblock, auf dem der Fuß ſich eingedrückt hat, iſt die Grundlage des kleinen hölzernen Hauſes, Tempel genannt. Man ſieht hier allerdings etwas, das ausſieht wie eine Fußſpur, einen etwa 3′ langen Eindruck, an welchem die Zehen höchſt ungeſchickt mit Gyps ergänzt ſind; aber welche Krüppel müßten wir ſein, hätte unſer Aelterwater Adam auf ſolchen Füßen gelebt. Die Einfaſſung des Fußabdrucks iſt ein goldener Rahmen, mit vielen Edelſteinen von bedeutender Größe beſetzt; einige davon ſind wirklich ächt.

Hier an dieſem dürftigen Platze verrichten jährlich Tauſende ihr gläubiges Gebet. Die Vorſchrift für die Wallfahrer iſt, in einem Zuge den Berg hinauf zu klettern, dann, nachdem das Gebet verrichtet und das Geldopfer gebracht iſt, ohne umzuſchaun wieder hin abzuſteigen; fürwahr eine tüchtige Strapaze. Unter dem Dache des Heiligthums hockte ein ſchmutziger Prieſter vor einer Schüſſel mit Geldſtücken; ein Wink mit dem Zaunpfahle. Als einige Schillinge hineingethan waren, raffte der Gottesmann ſie ſchleunig zuſammen und ſtellte die lockende Schüſſel wieder an ihren Platz.

Nur auf einen Augenblick, nachdem wir oben angekommen waren, genoſſen wir eine weite Ausſicht, die allerdings etwas zu einförmig war, um ſchön genannt zu werden. Rund umher nichts als Bergkuppen, mit grünem Walde dicht bedeckt; dieſer Wald aber verdeckt auch Alles, was der Gegend den Reiz der Mannichfaltigkeit geben könnte. Die nächſten, den Pik umgebenden Bergzüge ſind ſo hoch, daß man von den tiefern Gegenden gar nichts, und nur an einer Stelle die See wahrnehmen kann. Kaum hatten wir uns einige Minuten an der Ausſicht erfreut, als ein friſcher Nordweſt zuerſt die fernern, dann die nähern Bergſpitzen und endlich den Pik ſelbſt in dichte Nebel hüllte. Wir nahmen alſo Abſchied von der Außenwelt, wickelten uns in unſere Marinaro-Mäntel und ſuchten unſere Hütte auf, die aus Bambus und Palmenblättern geflochten war und als einzige Bequemlichkeit drei von Stöcken gemachte Bänke und eben ſolchen Tiſch enthielt. Ein Zugwind aus Nordweſt pfiff, als wir uns nach der Mahlzeit in unſere Mäntel gewickelt zum Schlaf niederlegten, ſo lebhaft durch die luftigen Wände und war ſo froſtig, daß wir abwechſelnd in der Nacht aufſtanden, um die erſtarrten Füße und Arme wieder durch Bewegung zu beleben.

Um 6 Uhr am andern Morgen (den 11. Dec.) war das Thermometer bis auf 6° über den Gefrierpunkt gefallen; es wär deshalb Keinem unerwünſcht, daß man ſich bald in Bewegung ſetzte, den Rückweg anzutreten. Am untern Anfang der Ketten angelangt, die mir beim Herabſteigen noch bedenklicher vorkamen als am Tage vorher, wenn gleich der Nebel den ganzen Ueberblick der Tiefe hinderte, bemerkten wir die unwiderleglichſten Spuren eines Elephanten, den

wir in solcher Nähe diese Nacht nicht geahnt hatten. Wenn ein solcher Koloß es auch möglich macht sich die steilen Felsblöcke mit Hülfe des Gesträuchs hinaufzuwinden, so ist die Frage, wie kommt er von dort wieder glücklich herunter; denn das Herabsteigen ist viel schwieriger als das Hinaufsteigen. Auch wir machten diese Erfahrung. Man konnte sich auf den steilen Pfaden nur springend oder stürzend fortbewegen, was das Knochensystem und noch mehr das System der Stiefel und Schuhe dermaßen erschütterte, daß bald die traurigsten Folgen ersichtlich wurden.

Es war bestimmt, die ganze Strecke, bei der wir bergauf $6\frac{1}{2}$ Stunde zugebracht hatten, in einem Zuge zurückzulegen. In vier Stunden mußten wir unten sein; schon nach anderthalb Stunden war aber die ganze Gesellschaft zerstreut und vereinzelt. Da ich viel Samen und Kräuter auflas, auch beim Steinklopfen mich öfter aufhielt, war ich bald der letzte, bald wieder vorn und sah dabei die Leiden des ganzen Zuges. Hier lahmte Einer mit verlorener Sohle; ein Anderer lief fast ganz baarfuß; der oben genannte Mr. Power ließ sich, von der ungewohnten Anstrengung erschöpft, von zwei Eingebornen unterstützen. Der Prinz war bald allen Uebrigen eine Stunde voraus. Als ich endlich mit meinen schweren Taschen im Rasthause zu Palebadulla ankam, fand ich ihn fest schlafend.

Wir hielten dort nur so lange an, als nöthig war, die zerrissenen Kleider mit andern zu vertauschen, und weiter ging's durch die böse Blutegelregion auf müden Füßen dem Orte zu, wo wir Pferde zu finden erwarteten. Sie waren nicht da; wir mußten also mit eigenen Füßen durch einen tiefen Bach waten und hatten dabei die schlimme Aussicht, noch zehn englische Meilen zu Fuß laufen zu müssen. Schon hatten wir uns in das harte Schicksal ergeben, als die verspäteten Rosse erschienen. Rasch ging's nun wieder Ratnapura zu, wo wir den zerschlagenen Gliedern, deren Gelenke noch lange schmerzten, einige Ruhe gönnten. Dann fuhren wir (am 13. Dez.) auf einer mit Blumen- und Fruchtguirlanden wunderbar zierlich ausgeschmückten, großen Barke den schönen Kalu Ganga bis Caltura hinab. Eine reizende Fahrt, bei der Affen und schöne Vögel in Menge geschossen wurden.

Wir erreichten Caltura am Abend des zweiten Tages (am 14.

Dez.), fanden dort einen Wagen des Gouverneurs, der uns in anderthalb Stunden nach Colombo brachte. Dort ließen wir uns noch fünf Tage bewirthen und segelten dann auf dem englischen Kriegsdampfschiffe Spiteful, Kapitain Maitland, nach Trinkomali ab.

Fünfter Brief.

Abreise von Colombo. — Trinkomali. Madras. — Der Felsentempel von Mamalarpur. — Calcutta. — Palais des Lord Hardinge. — Barakpur. — Die Palankine. — Das indische Flachland. — Gaya. — Umgebung der Stadt. — Tempel des Vischnupadda. — Die Priester. — Patna. — Die Opiumkultur.

Patna, den 28. Jan. 1843.

Am 18. Dez. Nachmittags verließen wir auf dem wunderschönen Kriegsdampfschiffe Spiteful, welches die Königin zur Disposition gestellt hatte, unter Kanonendonner und Musik den alten guten Gouverneur, den lieben Kapitain Maclean, eine Menge anderer lieben Bekannte und Freunde und das herrliche Colombo, segelten um die Südspitze der Insel und landeten in zwei Tagen an der Nordostküste in dem schönsten Hafen der Welt, zu Trinkomali. Zwei Tage wurden in den köstlichen Wäldern der kleinen Inseln, welche den Hafen einfassen, und in denen der Küste mit Jagd und Insektenfang zugebracht. Der Admiral im Hafen bewirthete uns mit vielem Aufwand in seinem Feenpalais am Ufer; Spatzierritte längs der Küste wurden bei ewig lächelndem Himmel und spiegelblanker See gemacht.

Nach zwei Tagen sagten wir der schönen Insel nicht ohne Betrübniß Lebewohl. Allgemein war der Gedanke, daß wohl der schönste

Theil der Reise hinter uns liege. Kaum hatten wir den Hafen verlassen (den 22. Dez.), als die See sehr unruhig wurde; wir hatten eine sehr böse Ueberfahrt und viel von Seekrankheit zu leiden. Am 24. erreichten wir Madras, eine wundervolle Stadt; wir vermißten nur die Gebirge, um sie durchaus unvergleichlich zu finden. Der Gouverneur, Lord Hay, räumte uns sein ganzes Palais ein und ging auf das Land, ohne sich viel um uns zu kümmern. Der Stolz und die Feierlichkeit des englischen hohen Adels ist hier in Indien noch unerträglicher als in London; denn es traten hier Leute wie Fürsten auf, die in ihrem Vaterlande nur eine untergeordnete Rolle spielen würden. Es waren wenigstens mir dadurch viel Umständlichkeiten erspart, und das einzig Lästige waren verschiedene Dutzend roth und weiß gekleideter Bedienten mit Fliegenwedeln und Pfauenschwänzen, die leise tretend jeden Schritt verfolgten.

Nach mehreren großen Diners und einer wundervollen Weihnachtsfeier auf marmorgepflasterter Terrasse mit feenhafter Girandolenbeleuchtung und dem Duft von tausend Blumen, den ein frischer Seewind herüberführte, verließen wir am 28. Dezember Madras und segelten bei heftig bewegter See wieder eine Strecke südwärts, um die Felsentempel der berühmten Tempelstadt Mamalaipur zu sehn. Der Naturforscher Mr. Elliot begleitete uns, um die Erklärung zu den wunderbaren Bauwerken zu geben. Der Ort liegt etwa 20 englische Meilen südwärts von Madras. Mit großer Mühe fuhren wir durch die heftige Brandung in einem gebrechlichen Fahrzeuge, dessen Planken nur mit Kokosfasern statt der Nägel verbunden und mit Werg verstopft waren, der Küste zu, von zwölf gräßlich schreienden, nackten Ruderern in Bewegung gesetzt. Die Küste ist sehr flach, doch habe ich nie eine höhere Brandung gesehn als hier. Mit großer Geschicklichkeit wußten die Hindus den Stoß der letzten großen Welle zu benutzen, um uns ohne zu große Durchnässung auf das Trockne zu bringen.

An der Küste fanden sich große Brocken eines grauen Syenits von sehr feinem Korn im kurzen Gebüsche zerstreut. Weiter hinauf steht dasselbe Gestein in ungeheuren Blöcken an und bildet große Platten mit Vertiefungen, kleinen Seen gleich, die trotz der Nähe des

Meeres ſüßes Waſſer enthalten. Ein Felſengrund, nicht ungleich der Teufelsmauer am Harze, enthält die merkwürdigen Ueberreſte der uralten Heiligthümer; jeder einzelne Felsblock iſt in einen Prachttempel mit zierlichen Figuren und Schnitzwerk verwandelt, Alles aus dem feſten Geſtein.

Die erſten Monumente erblickten wir etwa 400 Schritt vom Ufer; es waren ein paar 40 bis 50′ hohe und etwa 80′ lange Felsblöcke, durch einen ſchmalen Spalt von einander getrennt, und von oben bis unten ganz mit fein gearbeiteten Figuren, meiſt in Lebensgröße, bedeckt. Links von der Spalte zeigt die Wand als Hauptfigur einen Büßenden, den Arjuna, der mit über den Kopf gekreuzten Armen auf dem linken Fuße ſteht. Links von ihm ſteht der Gott Isvara mit einer Hand auf ihn deutend. Dicht neben und über dieſem ſind mehrere Reihen halbkniender, halbſchreitender Figuren mit ſonderbarem Kopfputz, die den Büßenden verehren. Die beiden unteren Reihen enthalten nur Thiergeſtalten, als Affen, Löwen, Tiger, Antilopen und Vögel. Seltſam iſt es, daß einige der Geſtalten, am meiſten rechts, ihr Geſicht der Spalte zuwenden, in welcher eine ausgehauene, weibliche Figur mit hohem Kopfputze, gewiß aus ſpäterer Zeit, hineingeſteckt iſt. Auf dem Block rechter Hand ſind die Hauptgegenſtände, ein ſehr ſchön gearbeiteter Elephant mit dem Jungen, faſt in Lebensgröße und wohlerhalten, nur der Zahn iſt abgebrochen. Er ſteht zunächſt dem Boden; über ihn befinden ſich wieder zwei Reihen anbetender weiblicher und männlicher Figuren. Die Bilder ſind von ausgezeichneter Skulptur und in mehr als halbvorſpringendem Hautrelief ausgearbeitet.

Von da ſüdweſtwärts kamen wir zu dem erſten der ſieben in Stein ausgehauenen Tempel. Er enthält eine von acht Säulen getragene Grotte, in der Tiefe leere Niſchen. In einem andern befindet ſich das Bild des Gottes Viſchnu, der auf ſeinem erhobenen linken Knie eine weibliche Figur ſitzen läßt. Das größte dieſer Tempelſouterrains enthält ein ſehr ſchönes Basrelief im Hintergrunde. Der Gott Viſchnu hält mit einer Hand ein einſtürzendes Gewölbe; es iſt viel Kraft und Ausdruck in der Figur, auch die beiden zurückſchreckenden weiblichen Geſtalten ſind nicht übel; doch hat leider die herab-

rieselnde Feuchtigkeit viel zerstört. Mehrere neuere Bauwerke in der Nähe geben sich durch die Zusammensetzung aus gehauenen Steinen zu erkennen; jedoch waren auch viele von ihnen sehr geschmackvoll.

Unsere Rückfahrt zum Schiff war gefährlicher als das Landen, weil die Brandung uns der Küste zutrieb. Die Wellenmauer von 10′ Höhe schien zuerst unüberwindlich und zweimal wurde unser rohes, indisches Fahrzeug krachend an die Küste zurückgeworfen; endlich gelang es den kühnen Schiffern, uns glücklich hindurchzubringen. Die Boote der Eingebornen bestehen aus kesselförmigen, 10 bis 12′ tiefen Holzgefäßen ohne alles Geschick. Die Bretter sind mit Kokosschnüren an einander befestigt, und dies giebt ihnen eine solche Elasticität, daß sie die stärksten Stöße aushalten können, ohne zu zerbrechen. Die große Tiefe hält sie gut über dem Wasser. In der Breite sind Querhölzer über das Boot befestigt, welche dem Ganzen mehr Haltung geben und den Ruderern als Sitze dienen. Ihrer langen Ruder wegen werden diese nicht selten heruntergeworfen, weshalb ein solches Boot immer von einem sogenannten Katomoran begleitet wird, um die in das Wasser geworfenen aufzufangen. Der Katomoran ist nur aus drei oder vier dicken Knüppeln zusammengesetzt, auf denen der Ruderer kniet und mit einem Brette bald links bald rechts rudert. Ein solches Fahrzeug wird oft von den Wellen verschluckt, kommt aber immer wieder oben auf. Der Schiffer ist ganz nakt bis auf eine tutenförmige Mütze von Stroh, in welcher gewöhnlich die Briefe für die Schiffe transportirt werden.

Als das Dampfschiff erreicht war, zeigte sich eine neue Schwierigkeit beim Aussteigen an der Treppe des Dampfschiffs; denn bald war man einige Ellen zu tief, bald zu hoch, um sie zu erreichen, so sehr wurde das Boot von den Wellen auf und nieder geworfen.

Wir erreichten nun in sechs Tagen das Gebiet des Ganges* und am 3. Januar die Stadt Calcutta. Das Palais des Generalgouverneurs Lord Hardinge, nahm uns auf, ein Schloß, schöner als die Residenz manches deutschen Fürsten.

Calcutta würde mir auf die Länge nicht gefallen. Die Stadt ist ein Gemisch der prachtvollsten Paläste auf der einen Seite und der erbärmlichsten Bambusbaracken auf der andern. Eben so verschie-

denartig ist die Bevölkerung. Hier braunrothe Kulies oder Palankinträger, die den ganzen Tag mit dem schweren Baume auf den nackten Schultern laufen; und die schmutzigen Muhamedaner, welche ein paar unansehnliche Ochsen vor einem roh aus Bambus zusammengebundenen, mit ganz hölzernen, knarrenden Rädern versehenen Karren vor sich her treiben; dort die elegantesten Equipagen, die man auf der Welt sehen kann, elegante Damen darin und vergoldete indische Livreen von den schönsten Stoffen hintenauf, dazu die Pferde von der edelsten arabischen Race; die größte Pracht und die größte Armuth, der größte Stolz und die größte Niederträchtigkeit. Man ist hier sehr von der Etikette der vornehmen Welt abhängig. Zu Fuß zu gehen wird für sehr unanständig gehalten; nur die braunen Hindus der untersten Klasse thun es. Man läßt sich entweder im Palankin tragen, oder man fährt.

Die zahllose Dienerschaft im Palais, welche jeden Schritt beobachtet, aber für jeden Auftrag unbrauchbar ist, weil man sich nicht verständigen kann, erscheint mir hier noch lästiger wie je zuvor. Es ist um aus der Haut zu fahren, wenn man nach einem Glase Wasser lechzt und der Bediente bringt Dinte. Die Uniformen der braunen schönen Kerle sind jedoch äußerst prächtig und geschmackvoll. Die meisten tragen Scharlachröcke, mit Goldlitzen über die Brust besetzt, und Scharlach-Barette mit weißem Mittelfelde. Die Oberbedienten sind alte Männer mit schönen, weißen Bärten, zu denen die rothen, langen Gewänder mit einem Ueberfluß von Goldstickerei sich sehr gut ausnehmen. Die Läufer, Pferde- und Wagenwärter haben dunkelblaue kürzere Röcke, dunkelblaue Barette mit Roth in der Mitte und weiße kurze Beinkleider; die Bewahrer des Silberzeuges, der Schatzmeister und dessen Ober- und Unterbedienten tragen weiße Röcke, blaue Schärpen und weiße Barette mit blauem Mittelfelde. Im Ganzen sind 372 Bedienten im Gouvernementspallaste nothwendig.

Das Klima ist hier wunderschön frühlingsmäßig, obgleich der Unterschied im Vergleich mit Ceylon bedeutend genug ist; denn es giebt jetzt wenig Blumen hier und die Bäume zeigen wenigstens eine partielle Entblätterung: dessen ungeachtet ist die Hitze um Mittag noch sehr sinnverwirrend und man kann nicht vor vier Uhr das Haus ver-

laſſen. Um dieſe Zeit fängt es an auf dem Corſo, einer breiten Straße am Fluſſe, die durch beſtändiges Beſprengen aus Lederſchleuchen feucht erhalten wird, lebhaft zu werden; dort verſammelt ſich die vornehme engliſche Bevölkerung in feinſter Toilette zu Wagen und zu Pferde. Man grüßt ſich und läßt ſich grüßen und drängt ſich durch das Gewühl, das oft, beſonders gegen fünf Uhr, ſehr bedeutend iſt. So ſicher ein jeder feine Mann um 1 Uhr ſein zweites Frühſtück einnimmt und um 3 Uhr Sieſte hält, ſo ſicher wird man ihn im eleganten Reiterkoſtüm mit weißen Handſchuhen um 5 Uhr auf dem Corſo antreffen. Dann bleibt noch die mühevolle Arbeit der Toilette für das Diner um 7 Uhr und die Anſtrengung daſſelbe zu genießen, und gegen 9 oder 9½ Uhr iſt das ſchwere Tagewerk des Lebemannes vollbracht. Er kann ſich auf dem Sopha ausſtrecken und eine Cigarre rauchen, bis es Zeit wird, den wachen Zuſtand mit dem Schlafe zu vertauſchen und ſich in das Himmelbett mit Gazevorhängen und mehr als ein Dutzend Kopfkiſſen zu werfen.

An ſplendiden Diners, Konzerten ꝛc. hat es durchaus nicht gefehlt, auch ein Ball war arrangirt; doch habe ich über die Vortrefflichkeit dieſer Vergnügungen kein Urtheil, da ich durch die Menge nothwendiger Beſorgungen am Tage ſo viel zu laufen hatte, daß mir die Luſt zu tanzen verging. Ich habe daher nur flüchtig das Muſeum und den botaniſchen Garten ſehen können.

Wir brachten einige Zeit auf dem ſchönen Landgute des Lord Hardinge zu Barakpur zu, welches nicht weit von Calcutta entfernt liegt. Er hält dort eine ſchöne Menagerie, in welcher ſich ausgezeichnete Exemplare des Entell- und Hulock-Affen und faſt ſämmtliche Faſanen finden, die im Himalayah vorkommen.

Am 12. Jan. beſuchte ich Herrn Wallich, den Direktor des botaniſchen Gartens, welcher in einer paradieſiſchen Gegend am Ufer des Ganges liegt. Ich fuhr auf einem Boote des Gouvernements von buntjackigen Schifferjungen gerudert pfeilſchnell den Strom hinab. Es war noch früh und die Januarſonne noch nicht lange aufgegangen. Dünne Nebel umſchleierten die weißen Säulenreihen der zierlichen Landhäuſer; grünes Gebüſch und majeſtätiſche Bäume bedeckten das Ufer, ſo weit man ſehen konnte, nur hier und da kommt ein fri-

ſcher Raſengrund zum Vorſchein. Welch ein herrlicher, feenhafter Anblick! ſagte ich mir. In dem Augenblicke wurde mein Blick durch einen Krähenſchwarm abgelenkt, der ſich ſchreiend in die Luft erhob. Ein weißer Leichnam, ganz mit Krähen bedeckt, ſchwamm nahe bei dem Schiffe. Nichts iſt der unglaublichen Dreiſtigkeit dieſer Vögel gleich. Niemand ſtört ſie oder ſchießt nach ihnen, weil ſie die Polizei erſetzen; man ſieht deshalb Hunderte von Milanen, Geyern und Aasvögeln mit Krähen und Maina's zuſammen auf allen Straßen und Dächern der Stadt. Schwärme von braunen Weihen fliegen vor meinem Fenſter und ſetzen ſich ſo nah unter daſſelbe, daß ich ſie ſchlagen könnte, und eine Heerde jener nackthalſigen, dickſchnäbligen Rieſenſtörche pflegt ſich auf dem Rücken des Löwen und des Einhorns, den engliſchen Inſignien am Gouvernementshauſe, über der höchſten Dachfirſte niederzulaſſen, was ſehr ſpaßhaft ausſieht.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt zu Calcutta und Barakpur war Alles zur Abreiſe nach Patna vorbereitet. Der Prinz und Graf O. waren ſchon am Abend des 19. Jan. von Barakpur abgereiſt, weil nicht mehr als zwei Perſonen auf einmal in den Palankinen befördert werden können der großen Anzahl der Träger wegen, die dazu auf den Stationen erforderlich ſind. Wir nahmen am folgenden Abend (den 20. Jan.) einen herzlichen Abſchied vom Gouverneur, dem liebenswürdigen Sir Henry Hardinge, und einen förmlichen von ſeiner Begleitung. Kapt. Monroe begleitete uns bis an die Schreckensbüchſen, die Palankine, in denen wir von hier ab unſere Reiſe durch das Flachland Indiens fortſetzten.

Ich werde mich nie an dieſe Art Fuhrwerk gewöhnen; es iſt mir ſchon ſchrecklich, Menſchen wie Zugvieh davor arbeiten zu ſehen. Man denke ſich einen hölzernen Kaſten mit einer weiten Oeffnung an jeder Seite; oben iſt der Länge nach ein ſtarker Baum befeſtigt, deſſen Enden auf den Schultern der vier Träger liegen. Man liegt ausgeſtreckt in dieſer Maſchine, ſteht eine unerträgliche Hitze aus, oder erſtickt vor Staub, wenn man verſucht die Thüren offen zu laſſen; denn das Gewicht des Kaſtens iſt bedeutend und die armen Kulies können die Füße nicht allzuhoch heben, rühren alſo allen Staub der ſeit vier Monaten unberegneten Straße beſtändig auf. Dabei ſingen dieſe ar-

men Geschöpfe einen stöhnenden Gesang, der zuerst jämmerlich anzuhören ist, wie eine qualerpreßte Klage, bis man sich daran gewöhnt wie an das Knarren eines Rades, und auf ihre zerschundenen Schultern und die Risse an ihren nackten Füßen mit derselben Gleichgültigkeit, wie auf den wundgeriebenen Rücken eines Pferdes herabsieht. Ich würde jedoch, wenn ich tauschen sollte, eine längere Reise im Palankin der zur See vorziehen; denn es giebt nichts Ermüdenderes als das Einerlei der öden Wasserfläche, auf der man nichts von allen den Wundern der Reisebeschreibungen, höchst selten einmal einen fliegenden Fisch oder einen springenden Delphin erblickt; dazu die tanzende Bewegung des Schiffes, welche zu jeder Beschäftigung unfähig macht und den Reisenden in einen Zustand menschenfeindlicher Indolenz versetzt. Im Palankin hat man doch die Möglichkeit sich zu beschäftigen und sieht, wenn auch nicht viel, doch mitunter etwas Neues.

Ich war durch meine Müdigkeit und die schaukelnde Bewegung des Palankins sehr bald in tiefen Schlaf verfallen. Mitten in der Nacht fühlte ich plötzlich den Palankin hart niedergesetzt, und sah beim Mondenschein, daß wir uns am Ufer eines breiten Flusses befanden. Mit vieler Mühe verständigten wir uns mit den Trägern. Sie wurden abgelohnt und wir setzten über das Wasser, fanden aber am andern Ufer Niemand. Erst nach vielem Rufen erschienen einige schlaftrunkene Kerle. Die Fährleute waren mit dem ihnen gegebenen Gelde unzufrieden und schleppten mit vieler Gemüthsruhe eine große schwarze Tafel herbei, auf welcher der Tarif stand.

Endlich war Alles geordnet und nun ging es mit frischen Kräften weiter. Hugly blieb im Osten. Als die Sonne aufging, entfaltete sich vor unsern Augen eine unabsehbare Ebene mit dürrem Grase bedeckt, die, wenn der Wind die dürren Blätter aufwirbelte, zuweilen recht winterlich aussah. Die Hitze stieg gegen 1 Uhr bis auf 27°; dazu war die Luft so mit Staub angefüllt, daß am zweiten Tage mein dichtes Haar wie gepudert erschien, und Augen und Nase in entzündeten Zustand geriethen.

Erst bei Gaya (am 22. Jan.) sahen wir wieder Felsen und Berge, die etwas Mannichfaltigkeit in die dürre Wüste bringen. Die

Veränderung in der Bevölkerung, in Tracht und Sprache war uns schon am zweiten Tage auffallend. Am dritten begegneten wir zahlreichen Pilgern. Die Trachten waren malerisch, nicht mehr das einförmige weiße Tuch um Schultern, Brust und Schenkel vielfach geschlungen wie in Calcutta, sondern hier entfaltete sich ein reicher himmelblauer Kaschmir, hier ein dunkelgelber Mantel, hier eine goldgestickte, schwere seidene Tunika; die Kopfbedeckung verwandelt sich aus dem wulstigen Turban in ein flaches Barett von eleganter Form und Farbe. Wir sahen einen kräftigen Menschenschlag. Die Leute trugen meist enge Beinkleider und gingen bewaffnet mit einem eisernen Schilde auf dem Rücken und einem langen Schwerte an der linken Seite. Hin und wieder schleift ein gewaltiger Elephant seine Säulenfüße und trägt eine ganze Familie auf seinem Rücken, die eines reichen Priesters oder eines Rajah, mit sämmtlichem Hausgeräthe, bestehend aus einigen Decken, die zugleich als Mäntel dienen, Messinggefäßen zum Trinken und einem Kessel zum Kurriekochen. Die ganze Pracht des Kostüms wird stets zur Schau getragen; wozu also noch Koffer oder anderes Hausgeräth? Ein persischer Kaufmann mit grünem Turban, behaglich die Hukapfeife brodelnd, rollt im leichten Fuhrwerk vorüber, einem kleinen, viereckigen Thurm sammt Baldachin, der auf zwei Rädern ruht und dessen Deichsel an einem ledernen Höcker mitten über dem Rücken des Pferdes befestigt ist. Sein schwarzbrauner Begleiter treibt das arabische Pferdchen. Von einem langen Kameelzuge sah ich in Folge der niedrigen Stellung des Palankin nur die Beine.

Die Station Gaya war endlich erreicht (am 24. Jan.); wir konnten den Staub abschütteln und die Wohlthat eines Bades genießen.

Große schroffe Gneußmassen und Trümmerberge desselben Gesteins schließen von allen Seiten die prachtvoll gelegene Stadt ein, und man vergißt leicht die öden Staubfelder und die verbrannte, ermüdende Ebene, wenn man sich plötzlich in ein lachendes Thal versetzt sieht, wo Opiumfelder sich an Reisterrassen reihen, wo frische Wasserbassins von grünen Gärten umgeben, wo ein Ziehbrunnen neben dem anderen dem verschmachteten Auge Erquickung bietet. Hier ist die Heimath der kräftigen Schirmpalme (Palmyrapalme, Borassus)

mit dichtem, breitblättrigen Laube; hier gedeiht der schönste aller indischen Bäume, die Tamarinde. Ihr weiches, duftiges Grün, wenn es hier einen weißen, kegelförmigen Hindutempel, dort eine Gruppe einfacher Lehmhütten oder die Säulenhallen englischer Landhäuser beschattet, giebt der Gegend einen unbeschreiblichen Reiz.

Welch ein Genuß, an einer schroffen Klippe auf der knorrigen Wurzel eines solchen Baumes sitzend, die ganze lange Stadt mit ihren spiegelhellen Teichen, deren breite Stufen mit waschenden Frauen und deren Bassins von badenden Elephanten belebt sind, mit ihren mannichfaltigen Thürmchen und den weißen Moscheenkuppeln, kurz mit ihrer ganzen orientalischen Eigenthümlichkeit so aus dem Sammtgrün der indischen Vegetation hervorragen zu sehen. Welch ein Leben unten auf den bestaubten Straßen, welches bunte Gemisch von Fuhrwerken, Palankinen, Chaisen, Gigs, Elephanten mit ihren Baldachinen; Frauen mit großen Goldringen im Nasenflügel und einer Menge dicker Armringe von Silber, große Krüge auf dem Kopfe tragend, bunte Nativsoldaten, Männer in ein schmutziges weißes Tuch eingewickelt, große Schnabelschuhe an den Füßen. Wie Schade, daß es an Zeit gebrach, Skizzen aufzunehmen.

Wir sahen hier am andern Morgen einen der größten Tempel in Indien, den des Vischnupadda; er ist aus einem schönen, glänzenden, grauschwarzen Steine gebaut und hat den Umfang eines kleinen Dorfes. Die Hauptgebäude stehen auf einem hohen Granitberge und haben die sonderbarste Gestalt. Zahlreiche niedrige Säulenhallen voll Inschriften und Vischnubilder umgeben dieselben. Ein spitzer, etwa 40—50′ hoher Thurm mit vielen kleinen Stockwerken und Schnörkeln, aber ohne alle Fenster, enthält die heiligen Bilder und die Fußtapfen des Vischnu. Das Innere ist beständig durch Lampen erleuchtet und mit Blumenduft erfüllt. Der Eingang zum Heiligthume befindet sich in einem viereckigen Tempelgebäude dicht daneben, dessen runde Kuppel von zwei übereinander stehenden Säulenhallen getragen wird. Die Säulen bilden zwei Reihen rundum, eine äußere und eine innere, und es sind immer je vier und vier in einer jeden Reihe zusammengestellt. Den äußeren Gang bilden sechs solche Säulengruppen, den inneren vier. Sie sind nicht höher als 8′.

Unter der Säulenhalle, sowie in allen Höfen und Vorräumen sahen wir eine Menge Pilger, gekommen, um ihre Ersparnisse der Habgier der fetten Priester zum Opfer zu bringen. Es ist bekannt, daß der Wohlhabende von einer Pilgerfahrt als Bettler wiederkehrt; der Priester nimmt ihm Pferde und Wagen, oder hat er diese nicht, den Rock vom Leibe. Es drückt sich in den Gesichtern dieser Priester eine Nichtswürdigkeit und ein Stumpfsinn aus, der nicht zu beschreiben ist. Da sitzt ein solches Mastschwein, im Fette bald erstickend, hockend an der Erde. Ein Pilger steht vor ihm und deutet auf drei prachtvoll lackirte Bettstellen mit kostbaren seidenen Decken behängt, und läßt das Geschenk von den gierigen Augen schätzen. Es genügt noch nicht, sondern Geld muß noch zugelegt werden, dann erst beginnt die Ceremonie. Dem Pilger werden zuerst die Füße gewaschen, dann mit einer gelben Salbe eingerieben und auf jeden Fuß eine Jasminblume gelegt. Dieselbe Waschung und Salbung nimmt ein kleiner Knabe, der die Familie des Pristers repräsentirt, und noch ein dritter Gehülfe vor. Darauf bekommt der Pilger einen Topf mit brauner Schmiere, womit er dem Priester und nach ihm auch den beiden Anderen die Stirn, die Brust und beide Arme einsalbt. Dann zieht er aus einem Sacke Blumenkränze hervor, einige von Todtenblumen (Tagetes flos africanus), andere von Jasmin, beide mit Silberflittern reichlich verziert, wirft dem Priester einen über den Kopf und einen andern über die gefalteten Hände, eben so auch den Andern, wobei Gebete und Sprüche gemurmelt werden. Nach diesen Ceremonien ist der fromme Pilger seines Geldes, seiner Geschenke, und wenn er gläubig genug ist, seiner Sünden ledig und zieht mit leichtem Herz und Beutel davon. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie zerlumpte, abgemagerte Frauen mit dem halb verhungerten Kinde auf dem Arme ihre letzte Schüssel Reis als Opfer zum Tempel tragen, und mir unbegreiflich, wie die Engländer dieses Unwesen so hingehen lassen. Auch Kokosnüsse und Blumenschnüre werden von den Aermern häufig als Gabe gebracht. Verkäufer der heiligen Blumen, unter denen Jasmin und Todtenblumen vorherrschten, saßen an allen Treppen und boten ihre Waare aus. Zweitausend Priesterfamilien sollen allein zu Gaya durch die Geschenke der Pilger erhalten werden. —

Die Gegend um Gaya ist gut kultivirt; man baut hier Opium und vier Sorten Reis. Die geringste ist rothschaalig (Dschaul), die ganz weiße, großkörnige heißt Dschula. Auch eine Art Wicken (Kurti) mit länglichem, nierenförmigen Saamen sah ich, sowie Durragras (Dschinura) und eine andere Art Getraide (Kurschi); Zucker wird nur wenig gewonnen und sieht sehr schwarz aus. Den Jaggery (Palmenzucker) kennt man hier nicht; doch benutzt man die wilde Dattel (Elate sylvestris) zu Palmwein, die von dem vielen Einschneiden der Jahresschüsse ganz verkrüppelt.

Am Abend des 25. Jan. verließen wir Gaya und erreichten am andern Tage Patna. Es war stürmisches Wetter ohne Regen; die Bäume sahen recht winterlich aus, denn sie behalten nicht mehr wie in Ceylon Blätter und Blüthen das ganze Jahr hindurch.

Patna, das berühmte Reisland, ist nicht halb so schön als Gaya; die Gegend ist flach und traurig. Die Ufer des Ganges, welche in den Liedern unserer Dichter eine so reizende, rosenduftige Rolle spielen, sind sandig und dürr, ohne alle erquickliche Frische. Die Stadt Patna zieht sich zehn engl. Meilen weit am Fluß hinauf; man kann sie also an keiner Stelle übersehn. Sie soll 52,000 Häuser, d. h. Lehmhütten und 380,000 Einwohner haben. Wir wohnen von der eigentlichen Stadt weit genug entfernt in dem bequemen und schönen Landhause des freundlichen Gouverneurs, Herrn Ravenshaw.

Wir besuchten die Stadt, das wenige Sehenswerthe in Augenschein zu nehmen: einen mahomedanischen Begräbnißplatz, einige Moscheen und die Opiumfaktorei. Die Masse des producirten Opium erfüllte mich mit Erstaunen. Jährlich werden hier 160,000 maunds (12,800,000 Pfund) Opium gewonnen und verschickt; Gaya versendet 40,000 maunds (3,200,000 Pfund). Das Alles müssen die Chinesen essen; denn nach Europa kömmt nichts davon. Die Fabrikation ist höchst einfach. Nach der Blüthe werden die grünen Mohnköpfe eingeritzt, der ausfließende Saft zusammengekratzt und, wenn er zu einer bestimmten Dicke eingetrocknet ist, in Kugeln von 5 Pfund Gewicht zusammengeballt und in die trocknen Blumenblätter eingewickelt. Die Opiumfelder standen gerade in Blüthe und erinnern lebhaft an unsere Mohnfelder, nur mit dem Unterschiede, daß hier der

Ganges die Arbeit des Beſtellens verrichtet und die Leute alle Jahr gleich viel davon erndten und ihr Produkt zu demſelben Preiſe abſetzen. Es wird von den Engländern ein ungeheurer Gewinn daraus gezogen.

Ein Ball, der von dem hier ſtationirten Regiment zu Dinapur am 30. gegeben wurde, beſchloß unſern Aufenthalt in Patna.

Wir reiſen von hier in das Innere von Nepaul, da der Rajah von Nepaul den Beſuch des Prinzen in ſeiner Hauptſtadt Kathmandu annehmen will. Vierzehn Tage lang werden wir uns dort aufhalten, ehe wir in den eigentlichen Himalajah einrücken, um die heiße Jahreszeit, April, Mai und Juni in den Bergen zuzubringen.

Sechster Brief.

Siganlih. — Die Rajah zu Siganlih. — Der Grenzwald von Nepaul. — Bettchilo. — Die Bergbewohner. — Der Fakir. — Dill Bickram. — Die nepaulesiſchen Soldaten. — Das Raptithal. — Bimpede. — Der Siswagotriyaß. — Der Tumbachana Naddi. — Bauart der Dörfer in Nepaul. — Tichitlong. — Der Tſchandragiriyaß. — Anſicht des Kathmandutbals. — Tancod. — Empfang bei Kathmandu. — Martabar Singh. — Einzug in Kathm. — Die Stadt Kathm. — Palais des engl. Reſidenten. — Audienz bei dem Rajah. — Das Heiligthum von Sambernath. — Große Jagd. — Reiſe nach Novakot. — Der Kauliapaß. — Anſicht der Himalajakette. — Der Dhawalagiri. — Die Bergbewohner. — Die Tempel von Novakot. — Rückkehr nach Kathmandu. — Abſchiedsfeierlichkeiten.

Kathmandu, den 26. Febr. 1845.

Seit vierzehn Tagen befinde ich mich in der wunderſamen Kapitale des Reiches Nepaul. Es hieß erſt, wir würden nie die Grenzen deſſelben überſchreiten; aber Ausdauer und Beharrlichkeit haben uns nicht nur den Eintritt verſchafft, ſondern wir ſind auch in Gegenden vorgedrungen, welche ſeit langer Zeit kein Europäer erreicht hat.

Der Prinz war von Patna am 31. Jan. vorausgereiſt; am Tage darauf folgten unſere Palankine. Ueber Murzaffapur (d. 2. Febr.) und Muttiari erreichten wir am 4. Febr. die letzte engliſche Station Sigaulih. Ich traf dort mit Herrn Fortescue, einem ſehr gebildeten, engliſchen Touriſten, der ſich ſeit kurzer Zeit der Geſellſchaft angeſchloſſen hatte, einen Tag ſpäter ein, als der Prinz und die Grafen, und wir wurden von dem liebenswürdigen Kommandeur des Orts, Major Weeler, ſehr freundlich empfangen. Meinen Verluſt von 40 Rupien, die mir in Murzaffapur mit großer Kunſt entwendet waren, verſchmerzte ich bald in der angenehmſten Geſellſchaft, obwohl es eben nicht viel Intereſſantes in der flachen, ſteppenartigen Gegend zu ſehn gab.

Am frühen Morgen (den 5. Febr.) zeigten ſich die Spitzen des öſtlichen Himalayah; doch nur eine Stunde etwa genoß man den großartigen Anblick der majeſtätiſchen Eiszacken, die auch in der dürren, kahlen Steppe als etwas ganz Fremdes und Ungehöriges erſchienen. Dann war der Horizont wieder flach und einförmig wie vorher. Wie ſchrecklich, hier Jahr ein Jahr aus zu wohnen; doch lebt hier ein alter Raja, der vormals ſehr mächtig war, und hält zu ſeinem Vergnügen eine Elephantenheerde und einige vierzig Pferde, meiſtens weiß mit roth gefärbten Schwänzen von arabiſcher, türkiſcher, perſiſcher und chineſiſcher Zucht. Einige der Elephanten waren von bedeutender Größe, doch war der größte (etwa 9′ hoch) ein Mukna, d. h. ein Elephant mit kurzen geraden Stoßzähnen, die nicht mehr wachſen. Man weiß ſich indeſſen zu helfen; es werden Löcher durch die kurzen Zähne gebohrt, und große, mächtige Stoßzähne daraufgeſteckt und befeſtigt, mit denen dann der Elephant bei feierlichen Gelegenheiten erſcheint.

Die Ebene um Sigaulih iſt baumlos; nur wenige Bombar- und Erythrinenbäume gerade im Beginn der Frühlingsblüthe ließen ſich ſehn. Der Boden beſteht aus einem fetten, gelben Thon und iſt, da es nirgend an Waſſer fehlt, zur Kultur von Oelpflanzen, Gerſte Ricinus und Kajan*) ſehr geeignet. Auch etwas Opium wird ge-

*) Kajan iſt eine Art Cytiſus, deſſen Bohne gegeſſen wird.

baut. Bei einem jeden Felde ſah man einen oder mehrere Ziehbrunnen.

Nach dem Tiffin am 5. Februar gegen fünf Uhr brachen wir von Sigaulih auf und ſetzten auf einer Fähre bei beginnender Dämmerung über einen breiten Fluß, den Saeorona. Auf der erſten Station jenſeit deſſelben hielt uns das zurückbleibende Gepäck zwei Stunden lang auf; Prügel und Geld mußte den Eifer der Träger anfeuern. Gegen Morgen (am 6. Febr.) befanden wir uns in einer mit hohem, harten Graſe bewachſenen, ſteppenartigen Gegend, welche, beſonders an den Stellen, wo das Gras der jungen Weide wegen abgebrannt war, den Füßen unſerer Palankinträger ſehr verderblich wurde. Gegen 7 Uhr hatten wir nur 4° Wärme, und ſobald die Sonne erſchien, zeigten ſich wieder die vom Morgenroth prachtvoll erleuchteten Eisſpitzen des Himalaiah im Nordoſten, als ſtiegen ſie mitten aus der Ebene empor. Das Grenzdorf, Biſſaulih, liegt noch in der Steppe. Seine eingezäumten Felder, mit jungem Grün bedeckt, und ein großer, ſchöner Bobaum in der Mitte des Dorfes, machten einen freundlichen Eindruck.

Eine halbe Stunde von da beginnt der nepauleſiſche Grenzwald, anfangs dünn geſäet, bald in ein undurchdringliches Dickicht übergehend, in welchem die Flußbetten die Wege bilden. Wie erquicklich war dieſer Wald für unſere Augen, der erſte, den wir ſeit Ceylon wieder ſahen, nachdem uns die einförmige indiſche Ebene ſo lange durch ihre Hitze und ihren Staub beläſtigt hatte. Der Holzrand beſteht aus einzelnen Erythrinen, mehreren Feigenarten (Ficus infectoria, bengalensis, religiosa) Bauhinien und Dalbergia ohne alles Unterholz, welches durch die Grasbrände zerſtört wird. Tiefer hinein wird Shorea robusta, der prächtige Saulbaum, vorherrſchend, untermiſcht mit Crataera, Feronia, Myrobalanus Guilandina, und einzelnen ſehr dornigen Akazien. Mit wunderſchönen, ſaftigen Grün prangten die im vergangenen Herbſt abgebrannten Stellen; die Bäume, meiſt noch ohne Laub, zeigten, daß wir im Anfang des Frühjahrs waren; nur der Wollbaum (Bombax heptaphyllum) ſtand im vollen Schmuck ſeiner rieſenhaften, purpurrothen Blüthen. Nach vier Stunden erreichten wir ein breites Flußbett, mit Geröll von grauem Sand-

ſtein, Quarz und Granit bedeckt, durchaus ohne Pflanzenwuchs. Hin und wieder zeigte ſich eine kleine Quelle. Es war das Flußbett des Tſchiriah, welches nur in der Regenzeit Waſſer enthält. Seine Uferwände waren ſehr ſchroff und beſtanden aus einem weißgrauen, feſten Thon mit Sand und Glimmer gemiſcht, der an einer Stelle, wo der Fluß eine Biegung macht, an 300′ hoch geſchichtet war. Mehrere der kleinen Nebenflüſſe führen Waſſer, welches aber bald durch die Sonne in dem Bette des Tſchiriah ausgetrocknet wird.

An einem ſolchen Zuſammenfluſſe, hart am Rande des hohen, linken Flußufers liegt die Poſtſtation Betſchiko, ein erbärmliches Dorf von etwa zwölf Häuſern. Im Sommer iſt es wie die ganze Umgegend der böſen, tödliche Fieber veranlaſſenden Aul-Luft wegen verlaſſen. Woher dieſe nur entſtehen mag? Der Boden iſt trocken und ſteinig, kein Sumpf weit und breit in der Nähe. Sollte vielleicht das ſtarke Verdunſten der Quellen, welche Eiſenoxyd enthalten, in den tiefen Flußthälern die Urſache ſein und die ſchädliche Luft erzeugen? —

Unſere Palankine wurden bei der ſtarken Steigung des Bodens hier nutzlos; ein paar leichte Pferdchen ſtanden dagegen bereit uns weiter über die glatten Kieſel zu tragen, während eine vollkommen mongoliſch ausſehende Trägertruppe unſer Gepäck in leichten Körben auf dem Nacken weiter fortſchaffte; ein breiter Riemen über der Stirn hält die ſchwere Laſt.

Welcher Unterſchied zwiſchen der Bevölkerung der Ebene und der dieſer Grenzwälder. Nie ſieht man den Kulie der Ebene etwas auf dem Rücken tragen; die ſchweren Zinnkaſten ſchwanken zu zweien an einer Bambusſtange, die über die Schulter gelegt wird, an jedem Ende einer. Man bedarf hier nur die Hälfte der Träger, um eine gleiche Laſt fortzuſchaffen, weil die bequemere Art des Tragens die Laſt erleichtert. Die breitnaſigen, eckigen Geſichter dieſer Bevölkerung unterſcheiden ſich von denen der Hinduſtämme auch durch eine lichtere, gelbe Färbung; das Haar wird nicht geſchoren, ſondern hängt loſe oder in langen Flechten und Zöpfen herab. Jacken und Hoſen ſind die gewöhnliche Tracht der Männer, ſtatt des einfachen Baumwollentuches der Hindus. An den Füßen haben ſie Strohſandalen der

scharfen Kiesel wegen. Das nach innen gekrümmte, starke Messer mit breitem Ende, der Kuckerie, mit dem sie armsdicke Bäume durchhauen, steckt im Gürtel, an der Stelle des eisenbeschlagenen Bambusstockes oder des langen, graden Säbels, welchen der Bewohner der Ebene beim Marsche auf der Schulter trägt. Schwere Amulette von edlem Metall und Agalmatolith hängen am Halse. Die Weiber, deren Tracht noch mehr von der einfachen Bekleidung der Hindufrauen abweicht, tragen Rock und Jacke und lieben schwere, goldene Nasen- und Ohrringe; auch sie sind nicht selten mit dem Kuckerie bewaffnet.

Wir begegneten zahlreichen Fakiren, den einzigen Reisenden, welche diese öde Gegend wegen der heiligen Oerter in Nepaul betreten; einer sah noch abschreckender aus als der andere. Meist sind es junge Kerle, die durchaus nicht schlecht leben; denn ihre Unverschämtheit verschafft ihnen überall Geld. Sie gehen gewöhnlich nackt, oder mit einem orangenfarbenen Mantel bekleidet. Ihr Gesicht wie der ganze Leib ist mit Asche beschmiert, wodurch sie abscheulich leichenfarbig aussehn; ihr Haar, lang und wirr, ist halbrothbraun gebeizt, oder durch eine Perücke aus Zöpfen von Kameelhaaren bedeckt, die mit Asche eingepudert ist. Als Kopfbedeckung pflegen sie oft ihren eisernen Kochtopf noch darauf zu setzen, auch sieht man sie häufig eine Art Guitarre mit Drahtsaiten, oder eine Handtrommel tragen. Ueberall treten sie als Tyrannen des armen Volkes auf; oft sah ich sie beschäftigt, wie sie die Körbe der Lastträger visitirten und deren Lebensmittel sich zueigneten.

Wir folgten nun einem kleinern Nebenflußthale, bis wir eine von West nach Ost streichende Hügelkette erreichten, den Tschiriahpaß, und in ein anderes Flußthal eintraten, welches sich später als eine Krümmung desselben Thales erwies, dem wir früher gefolgt waren. Der Wald bestand hier fast ausschließlich aus Saulbäumen (Sakua von den Eingebornen genannt), welche nächst dem Cissu das schönste Nutzholz liefern. Es wird von hier aus weit verfahren; sogar in Patna wird es benutzt, um die vielen Tausend Opiumkisten davon zu machen, welche nach China gehen. —

Ehe wir das Raptithal erreichten, eines der bedeutendsten und

interessantesten Thäler der Vorberge des Himalajah, mußten wir noch quer über den Kurrufluß setzen und noch einige Stunden lang in einer Ebene fort gehn, deren Grund aus ähnlichem Geröll bestand, wie das der früheren Flußthäler. Gegen Abend sahen wir endlich die Zelte des Major Lawrence vor uns in einem tiefen Thalgrunde neben dem Dorf Hetaunda (Hitaunda; Ritter nennt es Hetaura). Dort hatte der Prinz am Tage vorher Rast gemacht, und wir sahen ihn bald darauf mit seiner Begleitung auf Elephanten von einer Jagdpartie zurückkehren, die aber nur geringe Beute und weder Hirsche, noch Leoparden, noch Schweine geliefert hatte. Vom Rhinoceros und Elephanten waren nur zweifelhafte Spuren angetroffen. Außerdem überraschte uns der Anblick einer stattlichen Abtheilung nepaulesischer Miliz, welche den Prinzen auf der Grenze bewillkommt hatte. Ein Nepaulese vom höchsten Range, Dill Bickram (Dill Bigrum Thappa), des Ministers Neffe, war dabei, ein zart gebauter, junger Mann von sehr feinen, fast weibischen Gesichtszügen, mit langem, lockigen, schwarzen Haar, bartlos und von sehr heller, fast europäischer Hautfarbe. Das Militär hatte eine hübsche Uniform, bestehend in rothen oder auch blauen Jacken mit aufgeschlitzten Aermeln, weißen, kurzen Leinenhosen, einer breiten Leibbinde und einem niedrigen, barettartigen, hellblauen Turban mit silbernem Halbmond an der Vorderseite. Es waren wohlgebaute, starke Leute, größer und weniger mongolisch aussehend als die Bergbewohner, deren offene, kecke Gesichter bei dem langen, schwarzen Haare einen angenehmen Eindruck machten. Sie waren gut exercirt und gebrauchten dabei als Kommando ein sehr verstümmeltes Englisch.

Diese Eskorte zog am folgenden Morgen (den 7. Febr.) nebst vier großen Elephanten uns voraus und leitete uns durch das Gewirr der in einander greifenden Hügelketten und Steindämme der unwirthbaren Grenzwälder, welchen das Reich Nepaul seine schwierige Zugänglichkeit verdankt. Dill Bickram, auf einem falben unermüdlichen chinesischen Pferdchen über quer reitend, hielt sich zu unserem Zuge und bewies seine Leidenschaft für die Jagd dadurch, daß er nach jedem Papagei schoß, der ihm vor die Augen kam. Lächerlich war dabei der Diensteifer seiner zwanzig oder dreißig Vasallen, die

jeden seiner Schritte bewachten. Er gefiel sich darin, an jedem Haltplatz ein anderes, wo möglich noch kostbareres Kostüm anzulegen. Gewöhnlich trug er einen kurzen, violetten chinesischen Rock mit Pelz verbrämt, die runde chinesische Sammtkappe mit vier abstehenden Spitzen, enge Hosen von Brokat, und weißlederne Strümpfe mit sammtenen Schnabelschuhen oder kostbaren Goldstiefelchen darüber.

Das Raptithal, welchem wir folgten, ist eins der schönsten, welche man sehen kann. Der Fluß ist nicht sehr breit, aber reißend; seine Ufer sind sehr felsig und zerrissen, sein Lauf vielfach geschlängelt und gekrümmt. Das prächtigste Gebüsch bekleidet die niedrigen Ufer; der Hochwald tritt hier weiter zurück und giebt dem Unterholze Raum. Justicien, Leea, Phlomis und andere holzige Labiaten mit herrlichen Blüthen herrschen vor; schlingende Bauhinien und Dolichosarten bilden reiche Festons zwischen den zierlichen Gipfeln der Akazien.

Weiter hinauf beginnt das anfangs weite und offene Thal sich zu verengen und felsig zu werden. Das anstehende Gestein ist Gneuß, mit Granit und Quarzfels abwechselnd, hier wenig verwittert im Gegensatz zum oberen Theil des Tschirialythals, wo ich glatte Wände von 200′ Höhe sah, welche dem Anschein nach aus Sand bestanden, aber bei näherer Untersuchung sich als verwittertes Gestein (Gneuß) erwiesen. Diese Massen bildeten dort die steilsten Thaleinschnitte, indem sie wohl 200′ hoch senkrecht auf beiden Seiten abfielen.

Die ersten drei Stunden unserer Wanderung durch das Raptithal waren sehr genußreich; später machte das oft wiederholte Uebersetzen von dem einen Ufer des Flusses zum andern, bei dem man auch wohl mit dem Wasser in die unmittelbarste Berührung kam, unsern Weg sehr beschwerlich. Erst unweit Biempede, der nepaulesischen Militairstation, erweitert sich das Thal wieder und wird dort so breit, daß man die Bergkuppen und Höhenzüge übersehen kann, welche es begrenzen. Die nächsten mochten wohl eine Höhe von 3000—4000′ erreichen; sie waren alle auf der Höhe scharfkantig und ohne breite Kuppen. Die Richtung des Raptithales bei Biempede ist von Westsüdwest nach Ostnordost; doch laufen die meisten scharfkantigen Abhänge der höheren Bergkuppen in einem spitzen

Winkel gegen die Thalrichtung und greifen von beiden Seiten kammartig in einander.

Von Hetaunda bis zu unſerer Station Biempede beträgt die Entfernung etwa 20 Meilen (engl.). Wir ruhten dort aus und brachen am nächſten Morgen früh (den 8. Febr.) zur Ueberſteigung des Siswagorri-Paſſes auf. Es iſt ein ungemein ſteiler, mit Geröll bedeckter Sandſteinkegel, deſſen Spitze wir erſt nach dreiſtündiger Arbeit erreichten. Er iſt mit einem wohlunterhaltenen nepauleſiſchen Fort gekrönt, welches den von Natur beſchwerlichen Zugang für ein feindliches Heer vollends unmöglich macht. Ich ſah hier zuerſt an den Bergen einige Fichten (Pinus longifolia) mit den Saulbäumen und Akazien gemiſcht; auch war die Temperatur, welche unten im Thal 15° R. im Mittel betrug, auf der Spitze des Berges um 8½ Uhr auf 7° 6′ gefallen, was wohl auf eine abſolute Höhe von 5000—6000′ ſchließen läßt.

Wir verfolgten eine Zeit lang den Kamm dieſes Paſſes in nordweſtlicher Richtung und hatten dabei Gelegenheit, die große Verſchiedenheit der Nordſeite von der Süd- und Oſtſeite zu bemerken. Die letztern waren dürr und unbewaldet, während die erſtere mit dem ſchönſten Walde geſchmückt iſt; beſonders prachtvoll zeigt ſich hier das dunkelroth blühende Rhododendron, welches in 20′ hohen Bäumen die Spitzen aller Siswagorri-Berge an der Nordſeite bedeckt.

Es gleicht ſehr dem Rh. arboreum in Ceylon und ſchon in großer Entfernung ſieht man ſeine dicken Blüthentrauben von brennender Purpurfarbe zwiſchen dem dunkeln, glänzenden Grün der Blätter hervorleuchten. Der hier gebräuchliche Name deſſelben iſt Gurahß; die Blüthen ſind als heilige Blumen in den Tempeln eine verkäufliche Handelswaare, und die Rinde giebt einen guten Schnupftaback. Außer dieſen Bäumen zeigten ſich auch zwei Arten Eichen: Bhanſch (Quercus semicarpifolia) und Bhalath genannt, prächtige Bäume von 40—50′ Höhe.

Von den Höhen des Siswagorri gewannen wir zuerſt eine Anſicht in die Vorthäler des ſchönen Nepaulreiches. Eine unbedeutende Ebene zeigt ſich ziemlich nahe am Horizonte im Norden, während im Vordergrunde ein Labyrinth enger Felsthäler, die alle

an dem steilen, nordöstlichen Abhange des Siswagorri ihren Ursprung haben, sich herabzieht. Eins der bedeutenderen derselben sahen wir bald nahe zu unseren Füßen, das Thal des Tumbachana Naddi oder des Kupferflusses, welches von Westen nach Ostsüdost sich krümmt.

Auf einem höchst angenehmen schattigen Pfade durch den dichten Wald stiegen wir etwa 3000′ bis zu dem klaren Strome hinab; hohe Farrenkräuter, die ersten, welche wir auf dem Kontinente sahen, verstreckten die zahlreichen kleinen Bäche, die an den Abhängen hinabrieselten. Am Flusse selbst hört der Wald auf. Das Gestein, welches hier zu Tage liegt, Grauwackenschiefer und ein lockerer Thonschiefer, bedingt den Charakter des Flußbetts, welches sich tausendfach gekrümmt durch ein zackiges Schieferthal windet. Viel Kupfer und Eisen wird hier gewonnen; Eisenschlacken sah ich an vielen Stellen liegen. Bemerkenswerth ist, daß der Kuhdünger auch hier als Brennmaterial zum Ausschmelzen des Metalls aus den Erzen gebraucht wird, obgleich es an Holz nicht fehlt. Wir kamen nicht weit von den Gruben vorbei, doch wurde es nicht gestattet, die Gewinnung des Erzes in den Bergwerken zu sehen. —

Wir hatten kaum den ersten, rauheren Theil des Flußthals hinter uns, als sich ein äußerst auffallender Unterschied zwischen der Oede und Unfruchtbarkeit der bisher gesehenen Waldthäler und der sorgfältigen Kultur des Tumbachanathals bemerkbar machte. Hier ist kein unfruchtbares Gebüsch, kein wucherndes Gras mehr zu sehen; ein schön bebautes, bis auf die fernsten Berge und steilsten Abhänge hinauf mit Ackerterrassen bebautes Land lag vor unsern Blicken, und frisches Frühlingsgrün, die Keime der Gerste als der zweiten Ernte, erquickte unsere Augen. Welche Wohlthat, nach der dürren, langweiligen Ebene des indischen Tieflandes den Anblick von fruchtbaren, grünen Feldern zu genießen und statt des Staubes eine milde, frische Bergluft zu athmen. Ein Netz von kleinen Gräben, die jeden Wassertropfen an den Abhängen auffangen, zieht sich zwischen den schmalen Terrassen hin, dem Reisenden ein nicht geringes Hinderniß.

Wir verließen das Thal nach anderthalbstündigem Marsche und gelangten wieder auf das höher gelegene linke Flußufer, wo sich der Weg noch eine bedeutende Strecke an der von der Sonnengluth ver-

brannten Südſeite hinauf windet und dann auf einem breiten Bergrücken fortläuft. Er gewährt die lieblichſte Ausſicht über die tieferen Thäler gegen Weſten, welche alle mit freundlichen Dörfern und grünen Feldern bedeckt ſind. Der rothe Farbenton der zunächſtliegenden Sandſteinhügel und die Entblößung von Wald geben der Landſchaft einige Aehnlichkeit mit manchen Gegenden Griechenlands, wenn nicht die ſorgfältig beſtellten Felder und die Nettigkeit der Häuſer die Täuſchung ſtörten. Nichts fällt dem Reiſenden, der aus dem flachen Indien kommt, mehr auf als dieſes Letztere. Man iſt gewohnt, dort nur mit Stroh oder Schilf bedeckte Lehmhütten, denen eine einzige Oeffnung anſtatt Thür und Fenſter dient, oder aus wenigen Bambusſtäben errichtete Baracken zu ſehen, Dörfer, die aus konſolidirtem Schmutz entſtanden zu ſein ſcheinen und deren Bevölkerung keiner andern Beſchäftigung als der Fabrikation des Brennmaterials aus Kuhdünger obliegt; wie erfreut man ſich dagegen hier an dem Anblick der netten aus Holz oder gebrannten Steinen errichteten Häuſer, die nicht blos Reinlichkeit, ſondern auch Zierlichkeit und Geſchmack verrathen. Der untere Theil der Gebäude hat eine Art Vorhalle, deren Dach auf geſchnitzten Säulen ruht, und die vier oder fünf Mittelfenſter des erſten Stocks ſind mit einem Aufwand von ſchönem Holzſchnitzwerk verziert, welcher mich lebhaft an Kairo erinnerte. Die Dächer beſtehen aus kleinen doppelt gekrümmten Ziegeln. Alles zeigt, daß chineſiſche Kunſt diesſeit der Berge gelehrige Schüler gefunden hat. In den Dörfern bemerkte man zwiſchen den netten Häuſern eine Menge kleiner Kapellen, einfache, mit einem Dache überbaute Steinerhöhungen, welche Lingams und Götterbilder enthielten; auch Tempel von ſechs Stockwerken, zierliche Brunnen, tief ausgemauert und mit ſteinernen oder metallenen Ausgußröhren verſehen.

Gegen Abend erreichten wir die Ebene, welche wir am Morgen vom Siswagorri aus geſehen hatten. Sie wird durch einen kleinen Bach bewäſſert und durch einen dichten Wald begränzt, welcher ſich am Fuße des Tſchiriahpaſſes hinaufzieht, der ſie gleich einer Mauer von dem Kathmanduthale im Norden ſcheidet. An einem offnen Platze bei dem Dorfe Tſchitlong wurden unſere Zelte aufgeſchlagen; ſie ſchützten jedoch nur ſchlecht gegen die Kälte der Nacht, welche hier

schon sehr unangenehm wurde. Als wir gegen Morgen uns zum Aufbruch rüsteten, zeigte der Thermometer nur $2^1/_2{}^0$ R.; doch erwärmte das Hinaufklimmen auf die steilen Schieferblöcke, aus denen die Südseite dieses Gebirgszuges besteht, sehr bald die erstarrten Glieder. Der Wald bestand aus Eichen mit stachlichtem Laube, verschiedenen Lorbeerarten, aus Berberis, Viter und einer schönen Art Prunus; das niedrige Gesträuch war zum großen Theil Daphne cannabina, deren Blüthen sehr angenehm dusten und deren Rinde ein grobes Papier liefert. Man freute sich unter den Schlingpflanzen im feuchten Moose den deutschen Epheu wiederzuerkennen; auch Veilchen (Viola serpens) und Potentillen zeigten sich dort schon in voller Blüthe.

Nach zwei und einer halben Stunde erreichten wir den kahlen Gipfel des Berges, wo ein scharfer Westwind bei einer Temperatur von 4° R. uns deutlich merken ließ, daß wir uns auf einem Punkte von bedeutender Höhe befanden.

Zahlreiche Lastträger, mit großen Säcken voll Baumwolle, oder mit Gemüse, Früchten und Salz beladen, begegneten uns auf dem engen Wege. Er ist der einzige erlaubte Zugang nach Nepaul von der Nordostseite; zwar soll es noch einen bequemern geben, der aber von der Regierung verboten, und, wie man sagt, mit Wachen besetzt ist. Das Letztere haben wir später nicht bestätigt gefunden, doch hält die Furcht die Eingebornen zurück, sich mit ihren schweren Lasten auf einen bequemern Weg zu wagen.

Das Dach eines halbzerfallenen Hauses schien zur Uebersicht der großartigen Landschaft, welche zu unsern Füßen ausgebreitet lag, ein passender Punkt. Es wurde erklettert; aber wie bitter fanden wir uns getäuscht, als ein plötzlich heraufziehender dicker Nebel Alles wie mit einem Schleier überzog. Von den Schneebergen, so nahe wir ihnen waren, konnte man nur den am meisten nach Westen gelegenen Theil in undeutlichen Umrissen erkennen; die drei großen Städte und die zahlreichen Dörfer des Kathmanduthales erschienen nur in trüber unbestimmter Form. Wir ahnten nicht, welche Pracht das ungünstige Wetter unsern Blicken verbarg, bis wir die Aussicht in voller Schönheit bei unserm Rückwege genossen. Auffallend erschien die viel bedeutendere Tiefe des Kathmanduthals im Vergleich mit der Ebene

von Tschitlong, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Der Unterschied mag wohl 800′ betragen. Die Höhe des Passes ist 8,500′ über dem Meere. Die Ebene von Kathmandu liegt 4000′ tiefer; aber der Abhang des Tschandragiri ist hier so schroff, daß man diese 4000′ fast senkrecht hinuntersieht. Der Weg hinab war deshalb sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr; denn der gelbe zerbröckelte Sandstein, aus welchem diese ganze Nordseite des Bergrückens besteht, und der ihm beigemengte Glimmerschiefer, welcher bei seiner Verwitterung einen sehr schlüpfrigen, gelben Thon bildet, geben dem Fuße keinen sichern Grund, worauf er ruhen könnte. Dazu kommt die Enge des Wegs, welche durch die Züge der Lastträger, der Weiber und Kinder oft gesperrt wurde.

Wer hätte denken sollen, daß auf solchem Bergpfade, auf dem weder der Lastochse noch das Pferd brauchbar ist, der beladene Elephant fortkommen könnte; und doch trafen wir auf der Mitte des Abhanges diesen geduldigen Knecht, unter einer bedeutenden Last keuchend. Er glitt mit großer Vorsicht am Berge hinab, indem er an den steilsten Stellen die Hinterfüße durch die Vorderfüße schob und dabei den Rüssel als fünften Fuß gebrauchte, die Festigkeit jedes Steines damit untersuchend. Dabei schien er die Gefahr wohl zu kennen und große Angst auszustehn; und daß diese nicht ohne Grund sei, bewiesen drei oder vier große Leichen, die wir beim Hinabsteigen am Wege liegen sahn; denn ein jeder Fall bringt der schweren Masse unfehlbar den Tod.

In einer halben Stunde hatten wir die Ebene erreicht und fanden neben der Stadt Taneod die Zelte zum Frühstück aufgeschlagen, auch wieder eine neue Abtheilung Soldaten, dem Prinzen zum Empfange entgegengesandt. Major Lawrence, Resident von Nepaul, hatte uns auf einen sehr feierlichen Empfang vorbereitet; es wurde daher hier das Reisekostüm abgelegt und wir setzten bald unsern Weg zu Pferde auf einer wenig geneigten Ebene fort. Die Straße führte in nordöstlicher Richtung nach Kathmandu. Im Norden erstrecken sich schmale Hügelreihen von geringer Erhebung, Ausläufer des Tschandragiri, bis an das Ufer des Begmuttiflusses, der im Osten von Passe in südlicher Richtung den Wall des Tschandragiri durchbricht. Dort

ist der zweite Eingang in das Thal, den ich früher erwähnt habe.

Eine der Hügelreihen durchkreuzten wir und bekamen von da die prachtvolle Stadt, welche von zahlreichen Flüßchen, den Nebenflüssen des Begmutti (Bagmutti) umspült wird, zu Gesicht. Zur Rechten lag auf einem Hügel die alte Stadt Kirtapur; vor uns links erhob sich aus einer Umgebung schön belaubter Bäume der Tempel von Sambernath; hier und da unterbrachen kleine mit Gehölz bewachsene Hügel die Reihen der Ackerterrassen, welche eben anfingen sich mit frischem Grün zu färben. Am Horizont zeigten sich die prächtigen Schneeberge der Dhagabung-Gruppe und das Gussängthan; vor ihnen liegen die hohen Terrassenufer des Begmutti, welche den nächsten Hintergrund für die glänzenden Tempeldächer von Kathmandu bilden.

Auf schmalen aber gepflasterten Straßen, zwischen eingezäunten Terrassen und freundlichen Dörfern gelangten wir bis an die erste Brücke des Bischmutti, einem zierlichen Bauwerk aus rothem Backstein, doch nur mit Balken überbaut; denn das Gewölbe ist hier unbekannt. Auf die Wege war viel Fleiß verwandt; in jedem Dorfe findet man sie mit Backsteinen reinlich gepflastert, ähnlich den holländischen Städten.

Ein ungeheures Gedränge von buntem Volk zeigte sich jenseit der Bischmuttibrücke; eine lange Reihe roth- und blaujackiger Soldaten und eine Heerde prachtvoll mit Gold- und Silberblechen und Seidenstoffen überdeckter Elephanten mit vergoldeten Haudas auf dem Rücken stand zum Empfange des Prinzen aufmarschirt. In der Ebene erhob sich ein großes Zelt von blauem und weißem Baumwollenzeuge mit seidenen Vorhängen; dort empfing uns der englische Resident Kapt. Ottley und Dr. Christie, der Arzt des kleinen Corps der englischen Truppen, in voller Uniform.

Wir stiegen ab und wurden hineingeführt; doch hatten wir kaum Platz genommen, als die Ankunft des Ministers Martabar Singh (Großherziger Löwe) angekündigt wurde. Er erschien gleich einer aufgehenden Sonne, ganz in Goldstoff gekleidet, von Gold, Diamanten, Smaragden und Perlen strahlend, von Sandel und Rosenöl duf-

tend, daß es den Athem benahm. Auf der Bruſt trug er drei große Goldplatten mit Inſignien und Inſchriften, die Zeichen ſeiner Würde, um den Hals dicke Perlenſchnüre, auf dem Kopfe den flachen nepauleſiſchen Turban von chineſiſchem Brokat, mit Perlen beſetzt und einem Paradiesvogel darauf, in den Ohren große Goldreife, Brillantringe an den Armen und allen Fingern. Ein hohes, weißes Roß mit blauen Augen und goldenem Geſchirr trug ihn.

So erſchien Martabar Singh, Miniſter und General en chef von Nepaul, ein ſchöner, ſtattlicher, dicker Herr, hoch gewachſen, mit lebhaften Augen, kleiner Adlernaſe, einem prächtigen ſchwarzen Barte und langem ſchwarzen Haare. Ihm folgten zunächſt zwei ſeiner Söhne in allen Farben des Regenbogens, Dill Bickram Thappa, glänzend wie nie vorher, Djung Behada, ein Verwandter des Rajah, mit ſehr intelligentem Geſichte, bei Weitem der Unterrichtetſte und Angenehmſte von Allen, ebenfalls mit prachtvollen Seidenſtoffen, Perlen und glänzenden Waffen überladen. Einige zwanzig Offiziere, zum Theil alte, graubärtige, aber kräftige Männer, in einfacher weiß und rother Uniform machten den Schluß des Zuges.

Martabar Singh ging dem Prinzen entgegen, machte mit vieler Grazie zuerſt ein Salam, ging zwei Schritt vor und beugte ſich über die linke, dann über die rechte Schulter des zu Begrüßenden, wie es bei Umarmungen auf dem Theater zu geſchehen pflegt; ein zweiter Salam und ein Schritt rückwärts endigte die Ceremonie, der nach der Reihe ein Jeder von uns unterworfen wurde. Auch ſeine Söhne und Offiziere führten dieſelbe feierliche Begrüßung aus, was eine ziemliche Zeit dauerte.

Man ließ ſich nun auf den im Zelt bereit ſtehenden Stühlen nieder und eine kurze und intereſſante Unterhaltung begann, bei welcher Major Lawrence, Kapt. Ottley und Dr. Chriſtie genug zu thun hatten, um als Dollmetſcher allen Anforderungen in Frage und Antwort Genüge zu leiſten.

Sie wurde bald abgebrochen, da es Zeit war die Elephanten zu beſteigen, welche prächtig geſchmückt bereit ſtanden, um uns wie in einem Triumphzuge nach der Stadt zu tragen. Zu dieſen wurden die Fremden geführt auf die Weiſe etwa, wie der Herr die Damen in

einer Quadrille führt; voran ging der Miniſter, an der rechten Hand den Prinzen, an der linken den Major Lawrence; den Dr. Chriſtie und mich führte der Bruder des Djung Behada. Die Handas wurden beſtiegen; Pfauenſchweife und chineſiſche Sonnenſchirme ſetzten ſich in Bewegung und vorwärts ging es der Stadt zu unter der rauſchenden Muſik von einer Maſſe verſchiedener Inſtrumente, unter denen Dudelſäcke, Klarinetten, Pauken, Schellen und Triangel die Hauptrolle ſpielten.

Eine unabſehbare Schaar des fremdartigſten Volkes bedeckte die Terraſſenfelder zu beiden Seiten des Weges. Wir ſahen da die ſeltſamſten Koſtüme; beſonders auffallend waren die Bhotanleute mit plumpen Zeugſtiefeln, groben Filzröcken, dicken Haarzöpfen und vollkommen mongoliſcher Geſichtsbildung. Männer und Weiber tragen ſich auf gleiche Weiſe. Die Newara oder alte Bevölkerung trägt trotz der kühlen Luft wenig mehr, als ein weites Baumwollentuch; die Ghorka gehen in Jacken und Beinkleidern und haben ſogar Schuhe an den Füßen. Schaaren von Fakiren und andern Bettlern zogen vor uns her und vollführten ein jämmerliches Geſchrei.

Wir ſahen von unſerem Sitze auf dies Getümmel und Gewühl unter uns, durch welches ſich die Elephanten langſam ihren Weg bahnten, hoch hinab. Die wunderbare Stadt breitete ſich mit ihren bunten Tempeln und zierlichen Backſteingebäuden, mit ihren Gärten voll fruchtbeladener Orangen, voll Kirſch- und Pflaumenbäumen in voller Blüthenpracht, vor unſeren erſtaunten Blicken aus. Die Brücken drohten zu brechen von der Maſſe des Volkes, welches ſich drängte, uns durch den letzten Arm des Biſchmuttifluſſes paſſiren zu ſehen; denn die Elephanten mußten den Fluß durchwaten, da die Brücken für die Laſt der gewaltigen Thiere zu ſchwach waren.

Wir traten durch einige ſehr enge Straßen in die Stadt ſelbſt ein; ſie waren ſo ſchmal, daß die Elephanten ihre ganze Breite ausfüllten. Die Verſchwendung von Holzſchnitzwerk an den Fenſterroſetten, Säulen, Tragbalken und Dachecken erinnerte faſt an manche alte deutſche Handelsſtadt; doch trat auf der andern Seite das orientaliſche Gepräge wieder ſehr ſtark hervor. Die vergoldeten Tempeldächer, mit Glocken behängt und bunten Fahnen geſchmückt, und die rieſen-

haften Steinbilder bewieſen den Einfluß des chineſiſchen Geſchmackes. Der fallende Regen hinderte uns nicht, die Schönheit manches alten Prachtgebäudes, die kunſtvolle Darſtellung der geſchnitzten Elephanten, Pferde und Schlachtſcenen an den Häuſern, die reichen Muſter der Fenſterroſetten, durch welche das Licht einfällt, die koloſſale Größe der ſcheußlichen, ſteinernen Ungeheure, der Löwen mit Krötenköpfen, der Drachen und Rhinozeroſſe und der vielarmigen, rothbemalten Götterbilder zu bewundern.

Vor Allem war der Anblick des Marktplatzes überraſchend, obwohl derſelbe nicht ſehr groß war. Ein großer Tempel ſtand zu jeder Seite, deſſen acht Stockwerke mit vergoldeten Dächern von unzähligen Mainas und Sperlingen bevölkert waren. Große Steintreppen, auf denen ein paar Ungeheure Wache halten, führen zum Eingang der Tempel hinauf; oben ſind rieſige Bilder von Rhinozeroſſen, Affen und Pferden zur Verzierung an denſelben angebracht. Die Menge dieſer fremden, wunderbaren Geſtalten, der betäubende Lärm, welcher aus den Tempeln hervorſchallt, die alten düſtern Häuſer mit ihren breiten Dächern, dieſe ganze finſtere Pracht erweckt das Gefühl, als ob man um ein Jahrtauſend zurückverſetzt ſei, und unwillkürlich erinnerte ich mich an die Beſchreibung, welche Herodot von dem alten Babylon giebt. Wie lange Zeit mag dies Alles ſchon eben ſo ausſehen, wie heute; das dauerhafte Holz und der unverwüſtliche Stein und ein Volk, das am Uralten hängt, wie ſeine Verwandten und Lehrer, die Chineſen, widerſteht hier dem zerſtörenden Einfluſſe der Zeit mit gemeinſamer Kraft.

Wir ritten unterwegs durch einen engen, hohen Thorweg in einen Hof ein, um einige gezähmte Rhinozeroſſe zu ſehen, welche des Rajah wegen gehalten werden. Es iſt nämlich Sitte, daß, ſobald der Rajah ſtirbt, eines derſelben geſchlachtet wird, welches die Erſten im Volk verzehren müſſen.

Durch manche enge, finſtere Straße und über Plätze, wo Buddhiſtiſche Pagoden mit den vielarmigen Götterbildern der Mahadevi Indra und Parabathi, und Bramaniſche Stockwerkstempel wechſeln, erreichten wir das entgegengeſetzte Ende der Stadt.

Das Thor war, wie alle übrigen Stadtthore, ein einfacher,

weißer, hoher Bogen mit einem großen, gemalten Auge an jeder Seite, wie auch ein jeder andere Eingang nach chineſiſcher Sitte mit dieſen abſcheulichen Augen mit rothem Rande verziert iſt. Oben auf dem platten Dache des Thors ſteht ein ſchmächtiger, eiſerner Drache mit ellenlanger Zunge, ganz von der Form, wie die Chineſen ihn zu malen pflegen. —

Die Wohnung des engliſchen Reſidenten liegt noch etwa eine Viertelſtunde vor der Stadt, in der Mitte eines ſchönen Parks auf einer kleinen Anhöhe, und die gothiſchen weißen Gebäude, obwohl im Styl etwas verfehlt, ſehen zwiſchen den hohen Fichtenbäumen auf dem Hintergrunde der weißen Alpenkette ſehr maleriſch aus. Wir fanden das Innere des Hauſes ſehr geräumig, allein der freien Luft ſo durchaus zugänglich, daß es uns für das äußerſt frühlingsmäßige Wetter etwas unwöhnlich vorkam. Das Feuer durfte in den erſten acht Tagen im Kamin nicht ausgehen; denn ſehr oft ſtand bei Sonnenaufgang das Thermometer auf $^1/_2$ oder gar 0°. Um Mittag ſteigt bei unbewölktem Himmel die Temperatur wieder auf 20—22°. Es regnete nur ſelten andauernd; dagegen traten öfter des Morgens gegen ſieben Uhr ſehr dichte Nebel ein, welche bis Mittag anhielten.

Die Stadt Kathmandu liegt nicht weit vom tiefſten Punkt des Thals, an der Stelle, wo der Biſchmutti von Nordweſt und der Begmutti von Nordoſt zuſammenfließen. Jenſeit des Begmutit, nur eine Viertelſtunde von Kathmandu entfernt, iſt die zweite Stadt des Thales Patn, welche früher die erſtere an Größe übertroffen haben ſoll. Die weiteſte Ausdehnung hat das Thal von Weſten nach Oſten, die größte Erhebung des Bodens findet ſich im Nordweſt, die tiefſte Senkung im Süden beim Ausfluß des Begmutti.

Merkwürdig iſt die natürliche Terraſſirung der Thalwände, welcher die Kultur nachgeholfen hat, indem ſie die ſchroffen Abhänge in ſanft anſteigende Terraſſen verwandelte. Will man zu den Bergen hinaufſteigen, ſo hat man nach allen Seiten erſt dieſe Terraſſen in ihrer ganzen Ausdehnung zu durchwandern.

Am dritten Tage nach unſerer Ankunft (den 12. Febr.) fand die Feierlichkeit des Empfanges beim Rajah ſtatt. Die Elephanten kamen, den Prinzen und ſeine Begleitung abzuholen. Wir wurden

in das gewöhnliche Empfangspalais, eine Art Sitzungshaus geführt; den eigentlichen Dhurbar, das königliche Schloß, bekamen wir nicht zu sehen; es soll indessen sehr ärmlich im Inneren sein und hat auch äußerlich nichts Imposantes.

Das große hölzerne Gebäude, in welchem der Empfang statt fand, glich keineswegs einem Schlosse. Es enthielt dunkele Treppen und Räume, die voll Staub und alter Waffen waren. Im dritten Stockwerk war der Sitzungssaal. Zwei Reihen Stühle standen zur Seite und ein paar Sophas an der Hinterwand. Die schmutziggelbe Farbe der Tapeten wurde nur ungenügend versteckt durch alte, schlechte, französische Kupferstiche und Portraits in Lebensgröße, unter denen ein Napoleon mit kirschrothen Backen, und die ganze Reihe der Rajahs des vorigen Jahrhunderts nebst vielen Verwandten derselben sich fanden, in platter chinesischer Manier von Eingeborenen gemalt. Statt der Teppiche dienten weiße Baumwollendecken. Das Einzige, worin sich wirklich Pracht und Reichthum zeigte, waren die kostbaren und glänzenden Kostüme des Rajah und seines Hofstaates.

Auf dem Divan zur linken Seite saß der junge sechzehnjährige Rajah und neben ihm sein Vater, der abgedankte, mit einem sehr verdrießlichen Gesichte; beide sahen wie Spitzbuben aus, der junge Rajah noch in einem höheren Grade, als sein Vater. Hätte sein Gesicht nicht diesen unangenehmen Ausdruck, den er durch die Gewohnheit, die Nase und den Mund abscheulich zu verzerren, noch erhöhte, so könnte er mit seinen großen schwarzen Augen, der langen, gebogenen, feinen Nase und dem kleinen Munde recht hübsch genannt werden. So jung er ist, beweisen doch seine Handlungen, daß man sich nicht täuscht, wenn man von seinem Aeußern auf seinen Charakter schließt. Er scheint die beste Anlage zu einem ausgemachten Wütherich zu haben. Der Vater von milderem Sinn hat noch eine große Partei. Zum Glück für das Land ist der eigentliche Regent der Minister Martabar Singh.

Beide Rajahs waren in den prachtvollsten Anzügen und mit Diamanten, anderen Edelsteinen und Gold förmlich beladen.

Den Divan zur rechten Seite nahmen die drei jüngern Brüder

des Rajah ein, Knaben von 8, 10 und 12 Jahren. Die ältern beiden sind schon verheirathet.

Der Prinz saß dem Rajah zunächst auf dem ersten Platze an der Seite, und da ich ziemlich entfernt von da den meinigen in derselben Reihe hatte, so konnte ich leider von der Unterhaltung nur wenig verstehen. Es war indessen für mich amüsant, zu sehen, wie sehr Martabar Singh es sich angelegen sein ließ, seine Macht zu zeigen, indem er bald aufstand, bald sich wieder setzte. Alle Anwesenden, selbst Anverwandte des königlichen Hauses, müssen sich ebenfalls erheben, sobald er aufsteht. Es wurde daher ein unaufhörliches Auf- und Niederrauschen und fortwährendes Neigen und Grüßen durch ihn veranlaßt.

Zum Schluß der Audienz wurden Geschenke ausgetheilt, kostbares Pelzwerk, chinesische Seidenstoffe und schöne Waffen. Auch an mich kam die Reihe aufzustehen und einen Pelz von Otterfellen nebst einem Dolch und Kuckerie in vergoldeter Scheide in Empfang zu nehmen. Der Rajah berührte meine Hand, welche Gnade ich durch einen tiefen Salam anzuerkennen wußte, während Martabar Singh mir die Geschenke über den Arm warf. —

Am nächsten Tage besuchten wir einen uralten Wallfahrtsort in der Nähe Kathmandu's, das Heiligthum von Sambernath oder Sambuthnoth. Es liegt auf einem der isolirten Sandsteinhügel, deren sich mehrere in der Kathmanduebene erheben, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den umgebenden Bergreihen, aber aus demselben Steine bestehend. Mächtige uralte Bäume umgeben das 50—60′ hohe, glockenförmige Monument, über welchem sich zwölf vergoldete Tempelstockwerke erheben. Nahe an 300 Stufen führen bis zur Spitze des Hügels, auf welchem das Monument steht. Am oberen Ende der Treppe liegt auf einem steinernen Postamente Indri's Donnerkeil, ein 7′ langer, dick vergoldeter Stab, welcher an beiden Enden in eine Art Scepterkrone ausläuft, deren Form an die französische Lilie erinnert. In der Umgebung des großen Heiligthumes finden sich noch verschiedene Tempel mit ewigem Feuer, und eine Menge Buddhafiguren. Bhotanpilger und Fakire sind in Schaaren dort anzutreffen; auch sahen wir an dem Tage, wo wir das Heiligthum besuchten,

eine Procession von jungen Mädchen dort oben, welche zum Theil gar nicht häßlich aussahen und sich das Haar mit den rothen Blüthen des Rhododendron geschmückt hatten.

Ein anderes Heiligthum, Bramanischen Ursprungs, Paßbuthnoth genannt, erhebt sich auf der Spitze eines ähnlichen Hügels. Wir sahen dort einen Tempel mit massiv silbernen Thüren und einer großen Verschwendung von Gold in der Architektur, die im Uebrigen nichts Ausgezeichnetes hatte. Das Innere war voll von Affen und jungen Kühen. Es ist der Rhesus (Inuus Rhesus), der hier sowohl in den Buddhistischen als Bramanischen Heiligthümern mit großer Vorliebe behandelt wird und alle Haine um die Tempel erfüllt.

Die Heiligthümer von Handegong besuchten wir am 16. und die alte, vor Zeiten durch Gelehrsamkeit ihrer Priester ausgezeichnete Tempelstadt Badgong am 17. Febr., ohne viel Neues dort zu finden.

Die Thierwelt des Kathmanduthals lernte ich durch ein großes Treibjagen kennen, welches am 13. und 14. Febr. durch Martabar veranstaltet war. Zwei Regimenter waren aufgeboten, um das Jungle niederzutreten, und die Vögel waren durch den Lärm so erschreckt, daß sie zum Theil wie besinnungslos den Treibern entgegenstürzten und mit den Händen ergriffen werden konnten. Eine Menge derselben wurden auch durch die Jagdfalken des Rajah gebeizt. Von Allem, was diese Jagd lieferte, bekam der Prinz lebende und todte Exemplare, so daß ich drei Tage lang mit dem Abbalgen der erlegten Thiere beschäftigt war, unterstützt von zwei Bedienten, welche die gröbere Arbeit verrichteten. Einige Zibethkatzen, schöne Nepaulfasane, Drosseln, Spechte, Papageien u. s. w., waren unter der Jagdbeute.

Nachdem am 19. Febr. eine große Revue der nepauleſischen Truppen mit Artillerie und Elephanten statt gefunden hatte, benutzten wir die Vergünstigung, einen Theil vom Innern des Landes zu sehen durch eine Tour nach dem Noyakotthale, wohin seit vielen Jahren kein Europäer vorgedrungen ist. Des Ministers stämmige Bergpferdchen erwarteten uns, und in Begleitung eines englischen Offiziers, Kapt. Ottley, dessen Gesellschaft aber bei seiner schwachen Konstitution eher hindernd als förderlich war, wurde die Reise am 20. Febr. angetreten.

Wir verließen bald den tiefſten Punkt der Kathmanduebene und zogen langſam die Terraſſen von angeſchwemmtem Boden hinauf, durch welche die vier Arme des Begmutti (Bagmutti) im Nordoſt und die drei des Biſchmutti im Norden tiefe Spalten ausgewaſchen haben. An manchen Stellen findet man Durchſchnitte von 200′ Tiefe, vortrefflich zum Studium der Schichten. Die Bänke zwiſchen den Flußarmen ſind auf das Sorgfältigſte von unten bis oben in Terraſſen von 2 bis 4′ Höhe abgetheilt, je nach der Steigung des Bodens, und zum Ackerbau benutzt. Es giebt dies dem Thale von Kathmandu das Anſehn eines ungeheuren Amphitheaters, in welchem dieſe Terraſſen die Stufen ringsum bilden.

An einzelnen Stellen der ſteilen Thalwände zählte ich über 50 verſchiedene Schichten, die aus Thonlagern von ſehr verſchiedener Färbung beſtehen, abwechſelnd mit grobem und feinem Sande, der wie der Thon mehr oder weniger mit Glimmer vermiſcht iſt und auch größere Stücken Glimmerſchiefer und Granit enthält. In den blauen Thonſchichten liegen häufig große Nieren von ſchwarzer Kohle und humushaltigem Thon, welcher unter dem Namen Konkar*) als Dünger auf die Aecker gefahren wird.

Der erſte Ort Baladſchi mit vielen Tempeln und ſtarkem Gewürz- und Farbenwaarenverkehr liegt auf der weſtlichen Hügelbegrenzung des Hauptthales, etwa 300′ höher als Kathmandu. Intereſſanter iſt das Dorf Darumtalla auf dem ſcharfen Vorſprunge des Bodens, welcher zwiſchen zwei tiefen Armen des Biſchmutti ſtehn geblieben iſt.

In anderthalb Stunden erreichten wir ſchon das letzte dem Kathmanduthal angehörige Dorf Dſchitpur. Man hat von hier eine weite, jedoch nicht beſonders ſchöne Anſicht des ganzen Thales. Granit- und Gneußblöcke bedecken in großer Anzahl den Boden; jedoch erſt 300—400′ höher kommen Gneußwände in Verbindung mit Glimmerſchiefer zum Vorſchein. Der Weg, obwohl ſehr betreten und von zahlreichen Laſtträgern, Pilgern und Fakirn belebt, war ſehr

*) Ritter, Erdkunde, Aſien Bd. III. S. 67 ſchreibt den Namen Koncha. Vorliegende Proben deſſelben laſſen mit Wahrſcheinlichkeit auf Infuſorienlager ſchließen.

ſchlecht; kein Laſtthier kann ihn paſſiren. Er zieht ſich eine lange Strecke am weſtlichen Rande einer von Nordoſt nach Südweſt ſtreichenden Hügelkette hin. Wir mußten noch über drei oder vier Arme des Biſchmutti ſetzen, ehe wir den Fuß des Kauliapaſſes erreichten.

Ueberall hat hier die Kultur den Boden in Beſchlag genommen und den Waldwuchs unterdrückt; bis hoch auf den Kauliapaß findet man vortrefflichen Boden und überall Terraſſen; auch iſt trotz der Entblößung von Holz die ganze Weſtſeite der Hügelkette von Darumtalla an ſehr reich an Waſſer; Quellen und rieſelnde Bächlein fanden ſich in großer Anzahl. In ſechs Stunden hatten wir die Höhe des Paſſes (2000′) erſtiegen, und unſer Nachtquartier erreicht, einen Bangalo, von Mr. Hodgſon erbaut, welcher nahe an der Spitze des Bergkegels liegt. Doch verhinderte die Dunkelheit leider eine vollſtändige Anſicht der Bergketten. Von den Himalayahbergen ſahen wir nur noch die Dhagabung-Gruppe im Abendroth glühen. Wolken verhüllten alles Uebrige. Erſt am frühen Morgen des 21. Februar hatten wir die entzückendſte Ausſicht, die man je in einem Gebirgslande genießen kann. Unabſehbare Reihen von mächtigen Schneebergen thürmten ſich eine hinter der andern am klaren Horizonte auf; ſogar eine vierte Reihe wurde hinter der dritten ſichtbar. Der Dhagabung nordweſtlich verſchwand faſt vor ſo vielen andern Rieſen. Im Norden fing eben eine nach Oſten gerichtete Fläche des Guſſängthan im Morgenlichte an zu glühen. Unſere Aufmerkſamkeit richtete ſich aber bald noch Weſtnordweſt, wo ein himmelanſtrebender Kegel mit drei ſpitzen Zacken ſich erhob, von denen eine nach der andern im ſchönſten Roth leuchtete. Wir wollten es nicht wagen, ihn für den Dhawalagiri zu halten, und doch konnte es der Richtung nach kein anderer Berg ſein. Die Karten, der Kompas und die Ausſagen einiger alten Männer machten es bald zur Gewißheit. Wer hätte geglaubt, daß eine Entfernung von dreißig deutſchen Meilen ſo in Nichts verſchwinden könne. Es war ein überwältigender Eindruck, der die Seele mit Schauer erfüllte. Die Verwirklichung der ſenkrechten Höhe einer deutſchen Meile ſteht wie ein großes Geſpenſt da, und man ſucht vergeblich nach Vergleichen, die Erhabenheit des Anblicks zu

ſchildern. Kleinlich und zu nichts verſchwindend tritt die Erinnerung der Schweizeralpen dagegen zurück.

Bei Sonnenaufgang fand ich alle öſtlichen und ſüdöſtlichen Abhänge mit Eis bedeckt; dabei ſtand der Thermometer um $6^1/_2$ Uhr auf $3^1/_2{}^0$, während wir kurz vorher noch 5^0 gehabt hatten.

Als wir den ſteilen Nordabhang des Kauliaberges hinabklimmten, füllten ſich die Thäler in der Tiefe mit rothem und violettem Dunſt. Dichtes Gebüſch von wohlriechenden Daphnen bedeckte die trockne Bergwand, bis wir nach anderthalb Stunden eine Hochebene an der Nordoſtſeite des Kaulia erreichten, eine vollkommene Alpenwieſe. Der Häuptling eines Bhutiaſtammes lagerte dort mit ſeinen Untergebenen in der wunderlichſten Tracht. Weiter abwärts war der Weg von Laſtträgern belebt, unter denen mehr Weiber als Männer. Sie trugen ſchwere Ladungen von den Produkten des heißen Noyakotthals, Ananas, Orangen, Betelblätter, Zuckerrohr und den in Kathmandu ſo beliebten Knoblauch, auf dem Rücken, welche durch einen Kopfriem über der Stirn feſtgehalten wurden. Einzelne Dörfchen lagen am Wege, deren Felder mit Euphorbien (Euphorbia antiquorum) oft von Mannsſchenkeldicke, eingezäunt waren.

Die Terraſſirung erſtreckte ſich hier ſelbſt über Abgründe und tiefe Schluchten; an manchen Orten waren die Terraſſen dreimal ſo hoch als breit, und dienten auch wohl den erfinderiſchen Bergbewohnern zugleich als Viehſtälle. Es werden Stangen horizontal in den obern Rand der Terraſſe hineingeſteckt und mit Matten bedeckt; unter dieſen ſteht der Reihe nach die ganze Heerde. Am nächſten Tage rückt der Stall ein Stockwerk höher; ſo werden zugleich die Koſten und Umſtände des Stallbaues und der Düngung vermieden.

Gegen 10 Uhr gelangten wir nach mannichfachem Auf- und Niederſteigen in einen hochſtämmigen Wald, den erſten, welchen wir auf dieſer Seite des Kathmanduthales antrafen. Er beſtand aus lauter Laubbäumen, Erythrinen, Shorea, Bauhinien, mit Unterholz von Cariſſa und Juſticia. Der Boden war ein feſter, rother Thon mit vielem Glimmer; ſelten zeigten ſich Klippen von Glimmerſchiefer und Gneuß. Endlich glitten wir noch einen faſt ſenkrechten mit Buſchwerk bewachſenen Abhang von 800—900′ hinab und befanden uns

an dem klippenreichen Ufer eines hellgrün gefärbten Flüßchens, deſſen Namen wir nicht erfahren konnten. Wir folgten ſeinem Laufe bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Balu Tadi-Fluſſe, der weniger felſig war, aber ſehr ſteile Ufer hatte. Sein Bett war ſandig und faſt ganz eben; nur ein Viertel deſſelben war vom Waſſer bedeckt, alles Uebrige war Kulturland und meiſtens zu Zuckerrohrpflanzungen benutzt. Nur einige erbärmliche Strohhütten und einen freiſtehenden Töpferofen, in welchem Waſſerkrüge aus ſchönem glimmerartigen Thone mit dem beliebten Brennmaterial, dem Kuhdünger, gebrannt wurden, ſahen wir am Wege, der uns endlich dem wahren Tadi-fluſſe zuführte, einem breiten, ſchönen, aber ſehr ſeichten Waſſer. Er kommt von Nordnordoſt und vereinigt ſich dicht unterhalb der Stelle, wo er den kleinen Tadi (Balu Tadi) aufnimmt, mit dem Trifulganga.

Jenſeit des Tadi ſteigt hier der Royakotberg an. Die Wärme im untern Theile des Thales erzeugt eine von der der Kathmandu-Ebene durchaus verſchiedene Vegetation. Am Fuße des Royakot, welcher dicht bewaldet iſt, fanden ſich eine ſchöne Art Bambus, Butea frondosa, Feronia und andere Aurantiaceen, mehrere Feigenarten (ficus infectoria et latifolia), unter denen eine mir unbekannte mit dunkelrothen, ſchönen Früchten; verſchiedene Lorbeerarten bildeten weiter hinauf einen ſchattigen Wald, untermiſcht mit Grewia, Bauhinia ꝛc.

Ohne die Stadt Royakot zu beachten, ſtiegen wir ſogleich den ſteilen Berg zum Heiligthume hinan. Der ſchattige Wald nahm bald ein Ende und die Hitze wurde ſehr drückend, bis wir nach einer Stunde etwa den Gipfel mit dem Heiligthume erreichten. Nach ungefährer Schätzung mag ſeine Erhebung vom Flußthale 3—4000′ betragen.

Es iſt kein iſolirter Kegel, ſondern nur die ſcharfe Spitze eines ſich nach Norden hinziehenden noch weit höhern Gebirgskammes, des Mahamendel. Am Berge befinden ſich zwei verſchiedene Heiligthümer; das tieferliegende, zu dem eine Treppe von hundert und einigen Stufen hinauf führt, iſt das größere und enthält eine Menge der abenteuerlichſten Thiergeſtalten. Es war reich an Holzſchnitzwerk und Weihgeſchenken aus allerlei Metall, aber über alle Maaßen

ſchmutzig. Das obere Heiligthum iſt nur ein kleiner Tempel, ganz von Backſteinen erbaut ohne allen Schmuck; nur das niedrige, hölzerne Stockwerk, welches hoch oben auf den glatten Unterbau geſetzt iſt, hat ſchöne geſchnitzte Fenſter und iſt ſo wie das Dach nicht ohne Geſchmack. Beide werden getrennt durch den Dhurbar, das kleine königliche Schloß, ein höchſt wunderliches Backſteingebäude, welches von einem ſogenannten Garten umgeben iſt.

Die Ausſicht auf das prachtvolle Thal des Triſulganga iſt das Belohnendſte, was der Berg darbietet. Die Tempelgebäude mit ihren goldenen Dächern bilden dazu einen unvergleichlichen Vordergrund. Leider waren die ſchöne Ebene und die Stadt zu unſern Füßen unerreichbare Dinge. Die Grenzen waren geſteckt. Wir kehrten zurück und ſahen unterwegs noch die prächtigen Gebäude des großen Dhurbar's am Fuße des Noyakot, Baudenkmale, die ganz einzig in ihrer Art ſind. Das Holzſchnitzwerk der Fenſter ſcheint eben ſo unverwüſtlich als der brennend rothe Ziegel, aus dem das Ganze erbaut iſt. Im weitläuftigen Garten ſtanden große Felder voll Ananas; die Banane gedeiht hier ohne alle Pflege.

Gegen Abend traten wir den beſchwerlichen Rückweg an, wurden aber für die unausgeſetzt anſtrengende Arbeit ſo reichlich belohnt, daß wir für lange Zeit der müden Glieder vergaßen. Ehe die Sonne ſank, erreichten wir eine beträchtliche Höhe, die eine freie Ausſicht auf den Dhawalagiri und den Guſſängthan in der wunderſchönen, dunkelrothen Beleuchtung der untergehenden Sonne gewährte. Dieſe tauſend und abertauſend Eisſpitzen in allen Farben glühen und verglühen zu ſehen, war ein Genuß, der ſich mit nichts vergleichen läßt, und hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck.

In der einbrechenden Dunkelheit wurde der Weg faſt gefährlich; doch erreichten wir ohne Unfall das Häuschen auf dem Kaulia-Paſſe, wo wir unſere Reiſegefährten wieder fanden, und am andern Tage (den 22. Febr.) auf demſelben Wege nach Kathmandu zurückkehrten.

Die zum Aufenthalt in Nepaul beſtimmten Tage nahten ihrem Ende. Ein Beſuch in Martabar Singhs Pallaſte und der Abſchied vom Rajah waren intereſſante Punkte der letzten Tage. Der Abſchied wurde durch ein ächt nepauleſiſches Vergnügen gefeiert, indem meh-

reren großen Büffeln mit dem gebräuchlichen kurzen, aber sehr schweren und an der innern Krümmung scharfen Säbel, dem Kora, der Kopf auf einen Hieb abgeschlagen wurde. Nachdem die Ersten und Vornehmsten des Hofstaats ihre Geschicklichkeit im Köpfen gezeigt hatten, legte auch der Minister seine aus Pfauenfedern und Seide gewebte Robe ab, ergriff das kurze Schwert und sprang mit großer Gewandheit und Anmuth hervor, zum gewaltigen Hiebe ausholend, der denn auch einen halbwüchsigen Büffel in der Mitte des Leibes, dicht hinter den Schulterblättern, in zwei Theile spaltete.

Wir werden morgen diese interessante Stadt verlassen und die Rückreise auf demselben Wege antreten, auf welchem wir in Nepaul eingedrungen sind, um in das flache Land Indiens zurückzukehren und Benares und Delhi zu sehen.

Siebenter Brief.

Sigaulih. — Tigerjagd. — Palankinreise. — Benares. — Allahabad. — Die indische Ebene. — Lukuow. — Eintritt in die Stadt. — Gebäude. — Paläste. — Der Nabob von Aude. — Die Wohnungen der Engländer. — Volksleben. — Die Tänzerinnen. — Die Moschee Imambarah. — Grabmäler der Königsfamilie. — Die Bazars. — Die königlichen Gärten. — Das Dampfschiff des Königs — Frühstück bei dem Könige von Aude. — Die königliche Familie. — Seltsame Speisen. — Thierkämpfe. — Pallast Faruk Bam. — Jagd. — Thierkämpfe. — Der Maler Beechey. — Geschenk des Königs. — Abschiedsfest. — Reise nach Agra. — Die Häuser in Agra. — Die Tettie's. — Lebensweise der Engländer. — Gesellschaften. — Bhurtpur. — Delhi. — Die Bauwerke Delhi's. Pallast des Großmoguls. — Grab des Humayun. — Grab des Nisam Uddin. — Purana Killa Feroze Kotelah.

Delhi, den 2. Mai 1843.

Wir waren am 1. März über Biempede und Hetaunda in Sigaulih eingetroffen. Eine Tigerjagd, welche in der Umgegend dieses Ortes veranstaltet wurde, hielt uns mehrere Tage dort auf. Der Bettiah Rajah hatte dazu zwanzig Elephanten geschickt, zehn andere waren von Nepaul Rajah zur Verfügung gestellt. So ausgerüstet drangen wir in Gesellschaft mehrerer englischen Jagdfreunde, welche in Bissaulih zu uns stießen, in die Wälder, und die Jagd wurde mit unermüdlichem Eifer Tag für Tag fortgesetzt.

Am zweiten wurde eine Tigerin mit ihrem Jungen aufgetrieben und der junge Tiger fiel durch den Schuß des Prinzen; auch die Mutter war verwundet, chargirte aber nicht und entkam im dichten Jungle. In den folgenden Tagen wurden einige Schweine, Arishirsche (Cervus porcinus), ein Zibeththier und mehrere Pfauen und Jungle-

hühner erlegt; aber kein Tiger ließ sich sehen. Vergebens ermüdeten wir die Elephanten.

Endlich am letzten Tage der Jagd (den 8. März) jagten die Treiber an einem Orte, wo man es am wenigsten erwartete, in einem Kajanfelde einen großen, schönen Tiger auf. Seine Erscheinung hatte jedoch durchaus nichts Großartiges, wie ich erwartet hatte; er schlich sich langsam und plump davon, wie ein geprügelter Schlächterhund. Eine sumpfige Stelle hielt ihn auf und verhinderte sein Entkommen, welches ihm bald durch einen Schuß in das Bein unmöglich gemacht wurde. Die folgende Kugel traf ihn in's Herz und tödtete ihn auf der Stelle.

Es war ein mächtiges Thier. Der Körper maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze mehr als 10′ und war eine tüchtige Last für den Elephanten, der ihn zu tragen hatte. Ich hatte große Mühe, die Eingeborenen, durch deren Dörfer wir mit der Jagdbeute zogen, am Ausrupfen der Barthaare zu hindern; in kurzer Zeit war die eine Seite kahl gerupft, und es blieb nichts übrig, als die andern selbst auszureißen, um das Entwenden derselben unmöglich zu machen. Der großen Hitze wegen wurde er noch in der Nacht mit Hülfe mehrerer Schlächter abgebalgt, um das schöne Fell als Jagdtrophäe mitnehmen zu können.

Wir waren nun wieder im flachen Lande, und da hier die Reise wieder auf die gewöhnliche Art im Palankine fortgesetzt wurde, so machte dies eine Trennung der Gesellschaft nöthig. Ich reiste im zweiten Zuge mit Herrn Forteseue am 10. März über Gorukpur und Azimghur nach Benares, welche Stadt in vier Tagemärschen von uns erreicht wurde. —

Benares ist meines Erachtens die schönste aller indischen Städte, die wir bis jetzt sahen. Sie liegt in einem weiten Bogen am Ufer des prächtigen Flusses mit ihren majestätischen Bauwerken, den zahllosen Moscheen, Minarets, Pagoden und Palläſten ausgebreitet. Alle diese Prachtgebäude sind aus einem wunderschönen, rothen Sandstein, der dort in der Nähe gebrochen wird, errichtet. Die bunte Bevölkerung, deren wirkliche Zahl noch kaum mit Sicherheit ermittelt ist, drängt und treibt sich den ganzen Tag in den vollen Straßen und an den

Ufern des Ganges, welche durchgängig mit breiten Treppenfluchten (Ghauts) verſehen ſind, damit die Pilger bequem zum heiligen Strom hinabſteigen können. Keine andere Stadt giebt ein ſo lebendiges Bild des indiſchen Volkslebens als Benares. Wie einförmig und arm iſt in Vergleich damit Calcutta, welches von den an alle vaterländiſchen Bequemlichkeiten gewöhnten Engländern ſo oft geprieſen wird, weil man dort Rindfleiſch und Pickels, und Alles, was ſonſt zum guten Leben und Comfort gehört, zur Genüge haben kann.

Aber freilich heiß iſt es in Benares; 25—26° hatten wir ſchon unterwegs auszuhalten, und ſelbſt in dem luſtigen Zelt im Garten des Major Carpenter, in deſſen Hauſe wir wohnen, würde ich es vorziehen, der ruhigen Betrachtung mich hinzugeben, wenn die Zeit dazu nicht fehlte. Auch Mosquitos giebt es hier im Ueberfluß, welche die nächtliche Ruhe ſehr beeinträchtigen.

Die wenigen Ruhetage in Benares verfloſſen ſchnell bei der Beſichtigung der merkwürdigen alten Tempel und Moſcheen. Wir verließen es am 19. März und erreichten in einer halben Tagereiſe Allahabad, einen vielbeſuchten Wallfahrtsort. Am 25. März Morgens ſieben Uhr kamen wir in Lucknow (Lachno ſprechen die Eingeborenen) an, nachdem wir eine langweilige Ebene von Allahabad über Caunpur im Palankin durchreiſ't und ſelbſt den grünen Donnerſtag und Charfreitag unterwegs zugebracht hatten unter den Heiden wie die Heiden.

Die Ebenen in dieſem Theil von Indien haben ein höchſt trauriges Anſehn; die mit Sorgfalt kultivirten Felder von Oelfrüchten, Ricinus, Gerſte, Spelt und anderem Getreide machen einer vegetationsloſen Sandfläche oder einem harten, trockenen Thonboden Platz, aus welchem jeder aufkeimende Grashalm durch die verwüſtende Hand der Grasſucher (ein einträgliches Gewerbe) mit der Wurzel entfernt wird. Bäume ſind eine ſeltene Erſcheinung; nur in der Nähe der Erdhütten erbärmlicher Dörfer und der ſchmutzigen, mit Schutt umgebenen Städte findet man hier und da eine Gruppe Mangobäume mit Akazien und der pappelblättrigen Feige untermengt, unter welcher Reiſende, Muſelmänner oder Hindus ihre Zelte aufgeſchlagen haben. Die braunen halbnackten Hindus hocken in ein Knäul zuſammengekrochen neben

ihren rohen Ochſenkarren, während die Moslems, mit Turban und einem Aufwand von weißem Muſſelin ſauber bekleidet, mit untergeſchlagenen Beinen vor dem Zelte ſitzen und im Kreiſe nackter Kinder und in Shawls eingewickelter Weiber, von denen man nichts ſieht als die ſchwarz gemalten Augenringe und die mit ſilbernen und goldenen Zierrathen beladenen Füße, ihre Huka rauchen. Das Aechzen und rhythmiſche Stöhnen der Palankinträger rührt ſie nicht; kaum würdigen ſie den neugierig aus dem Palankin blickenden Fremdling eines Blicks, geſchweige eines Salams.

Solche Gruppen ſind aber auch die einzige Abwechslung, die auf dem mühſeligen, heißen Wege den Reiſenden veranlaſſen kann, die Augen vom dicken Staube zu reinigen. Verdruß und Langweile giebt's genug unterwegs; bald bricht eine Stange am Palankin, bald iſt einmal einer der Gepäckträger (Bengiwallah genannt) verſchwunden, oder man erreicht eine Station, wo kein einziger Träger oder wenigſtens nicht halb ſo viel vorhanden ſind, als man bezahlt hat. Da bleibt denn nichts übrig, als dieſe armſeligen Geſchöpfe, die man ſich ſchon lange gewöhnt hat als halbe Thiere zu betrachten, heftig mit Stock und Fauſt zu bearbeiten. Oft hilft es ſchon, dem Erſten Beſten einen tüchtigen Auswiſcher zu geben, wonach ſich plötzlich die Vermißten einzufinden pflegen und die Widerſpänſtigen ſich in Tritt ſetzen. Prügel machten die unverſtändlichſten Phraſen deutlich, die leider oft genug vorkommen, da das Hindoſtani nicht leicht für einen Europäer zu erlernen iſt; doch ſtudirt wird eifrig und der Eine ſucht es dem Andern zuvorzuthun. Da ich mich an der Spitze des zweiten Zuges befand, mußte ich oft meine Gelehrſamkeit anwenden. Wie niederſchlagend, wenn man dann ellenlange Reden der Mundſchi's und anderer Behörden anhören muß, ohne ein Wort zu verſtehn, und kaum ſich der Hoffnung hingeben darf, man könne die Leute glauben machen, ſie ganz vortrefflich verſtanden zu haben.

Am 25. waren wir Morgens fünf Uhr (denn es geht Tag und Nacht hindurch fort) aus dem Palankin geſtiegen, um eine Zeitlang zum Morgenſpaziergang mit den Palankinträgern um die Wette zu laufen. Weil wir der Stadt Lucknow noch nicht ſo nahe zu ſein glaubten, hatten wir unſer gewöhnliches Reiſekoſtüm, die rothen wei-

ten Beinkleider von dünnem Seidenzeuge, Hemd und Solahhut *) noch nicht gewechselt, als wir uns zu unserer Verwunderung beim ersten Tageslichte in die engen, hundevollen Straßen einer Vorstadt von Lucknow versetzt fanden. Die Lehmhütten, von außen mit Kuhdünger überzogen, um sie trocken zu halten, nahmen bald ein Ende, nachdem wir mehrere großartige Thore von saracenischer Bauart mit zackig geschweiften Bogen passirt hatten. Backsteinhäuser, im Erdgeschoß völlig offen, mit Läden und Handwerksstätten, welche zu dieser frühen Morgenstunde noch Schlafgemächer vorstellten, bildeten jenseit des Thores regelmäßige, weite Straßen. Hin und wieder zeigte sich auch ein größeres, halb europäisch aussehendes Gebäude. Noch ein anderes Thor, größer als die vorigen, erschien am Ende der Straße, bei welchem eine Abtheilung Soldaten, mit rothen Jacken und eisernen Pickelhauben, aber statt der Hosen mit dem einfachen weißen Baumwollentuche an den Beinen bekleidet, aufmarschirt war. Einer der Offiziere, ein alter Knabe, fühlte sich im Eifer, europäische Kultur nachzuahmen, berufen, hinter uns her zu laufen und höchst unterthänig um unsere Namen zu bitten. Ein solches Ansinnen war uns in Indien noch nicht vorgekommen, und Mr. Fortescue schien geneigt mit erhobenem Stocke darauf zu antworten. Ich begnügte mich damit, daß ich ihm im Vertraun sagte, mein Name sei „Sechs und sechzig sechseckige Hechtsköpfe," und er entfernte sich nach verschiedenen, vergeblichen Versuchen, das Wort auszusprechen, wobei er sich die Zunge und die Kinnbacken fast verrenkte, höchst unzufrieden; denn weder das Persische noch Sanskrit konnte ihm die dazu nöthigen Buchstaben liefern.

Nach einem viertelstündigen Marsche veränderte sich das Aussehn der Stadt. Große, hohe Häuser, mit gelben oder weißen, glänzendem Stuck überzogen, reihten sich zu beiden Seiten der breiten Straße aneinander; zahlreiche Moscheen und Minarets von der künstlichsten Schraubenform erhoben sich zwischen völlig europäisch aussehenden Gebäuden. Die Zahl der Kuppeln mit vergoldeten Spitzen und der weißen, durchbrochenen Einfassungen um die Plateformen

*) Solah wird das Mark des Wollbaumes genannt, aus dem Hüte zum Schutz gegen die Sonnenhitze gemacht werden.

hoher Palläſte nahm zu, je weiter wir in das Innere der Stadt gelangten; doch war die Bauart derſelben eher prächtig und ſauber zu nennen, als daß ſie von gutem Geſchmack gezeugt hätte. So kamen wir an einem Gebäude von außerordentlicher Größe vorüber, deſſen Bauſtyl eine Menge hoher Fenſter an der Fronte nöthig gemacht hatte. Die Fenſter waren allerdings da, aber weil kein Mahomedaner Fenſter nach der Straßenſeite liebt, waren ſie alle in beiden Etagen zugemauert. Um nun die traurige Einförmigkeit des Mauerwerks etwas zu beleben, ſind nach ächt orientaliſcher Geſchmackloſigkeit ſämmtliche Fenſternischen mit lebensgroßen Bildern, welche menſchliche Figuren jedes Standes und Alters darſtellen, in den grellſten Farben al fresco ausgefüllt. Man denke ſich ein Haus mit ſechzig großen Fenſtern auf dieſe Weiſe verziert. Es iſt dies gegenwärtig beſchriebene ein Mehalla oder Harem. Der Theil der Stadt, welchen wir zuletzt durchwanderten, beſtand aus lauter königlichen Amtsgebäuden und Palläſten.

Hier kam uns bei einer Wendung der Straße ein Trupp geharniſchter Reiter entgegen geſprengt, die Fußgänger mit lautem Geſchrei aus dem Wege treibend; eine Abtheilung Leibgarde zu Fuß mit rother Uniform und verſilberten Hellebarden folgte, um den Weg vollends frei zu machen. Wir geriethen dabei ſo ſehr in das Getümmel des Volks, daß es nöthig wurde den Stock zu ſchwingen und die Ellbogen zu gebrauchen. Ein furchtbarer Lärm, den ein Muſikchor wunderlich aufgeputzter Pfeifer, Trommler und Beckenſchläger machte, erhöhte die orientaliſche Eigenthümlichkeit der Scene und kündigte die Erſcheinung eines Mannes von hohem Range an. Es folgten dieſem Vortrab drei große Elephanten mit Brokatdecken über dem Kopfe und ſilbernen Haudas auf dem Rücken. An dergleichen Aufzüge gewöhnt, vermutheten wir nichts Außerordentliches, am wenigſten die unmittelbare Nähe des Regenten, des Königs oder Nabob's von Aude, zu dieſer frühen Stunde. Ein dicker Herr mit unmäßig aufgeſchwemmten Backen, von äußerſt phlegmatiſchem Anſehn, welcher ganz in Goldſtoff eingewickelt auf einem großen Kabulſchimmel ritt in der Mitte eines Trupps ſchlanker Lanzenreiter in gelber Uniform, blauen Mützen und gewaltigen Stiefeln, ſoll kein Anderer

geweſen ſein als der König. Wir hatten im Gedränge keine Zeit, ihn genau anzuſehn.

Die Straße erweiterte ſich bald zu einem ausgedehnten Platze; ein ſchöner grüner Raſen und üppiger Baumwuchs zeigte ſich vor uns hinter einem hohen aus Quadern gebauten Thore. Wir traten in eine Art Park ein, in deſſen Hintergrunde mehrere große, gelb angeworfene Gebäude ſymmetriſch neben einander ſtanden. Platte Dächer mit maſſiven Baluſtraden, hohe Säulenhallen rund um den ganzen viereckigen Kaſten und dicht verſchloſſene Jalouſies machten ſie als Wohnung des engliſchen Reſidenten kenntlich; denn dieſe Form iſt die durch ganz Indien von Ceylon bis zum Himalayah bei den Gebäuden der Engländer allgemein gebräuchliche und durch das heiße Klima bedingt.

Wir waren am Ziel, und Mr. Shakespeare, der engl. Reſident, hieß uns in ſeinem Pallaſte freundlich willkommen. Der Prinz und ſeine Begleiter waren ſchon einen Tag früher eingetroffen; man freute ſich nach einer Trennung von 4 oder 5 Tagen, wie ſie das Reiſen im Palankin gewöhnlich nöthig macht, des Wiederſehns und tauſchte manche Reiſeabenteuer aus. Unſer Wirth war unverheirathet; es leben aber noch drei oder vier Gentlemen mit ihren Familien hier, denen es deutlich anzumerken war, wie ſehr ſie ſich der Abwechslung, welche durch die Erſcheinung von Fremden in ihr einförmiges Leben gebracht wurde, freuten. Es herrſchte hier durchaus nicht der ſteife vornehme Ton, wie in Calcutta, daher waren die Geſellſchaften und Spazierfahrten, welche täglich vorkamen, ſehr angenehm und erheiternd. Es wurde viel muſicirt; man war mit der kleinſten Leiſtung zufrieden; da war keine Stimme ſo unbedeutend und gering, die nicht mit Vergnügen ſich bemüht hätte, ihre Kunſt zu zeigen und ein kleines Lied vorzutragen, kein Pianoforte zu verſtimmt, auf dem man nicht mit einigen abgedroſchenen Walzern hätte glänzen können.

Nachdem die zweite Mahlzeit um 2 Uhr (Tiffin), eben ſo ſubſtanziell als die frühere (Breakfaſt) um 10 Uhr genoſſene, vorüber war, wurden gegen Abend, wo die Hitze abzunehmen pflegt, die Equipagen beſtiegen, um die Stadt zu beſehen. Sie zeigte ſich im allerglänzendſten Lichte; denn es war gerade ein Feſttag der Moha-

medaner ſowohl als der Hindus, und eine unabſehbare Menge ſchön geputzten Volkes drängte ſich in den Straßen und auf dem Platz vor der großen Moſchee Imambarah. Man bedenke, daß Lucknow eine Stadt von beinahe 100,000 Einwohnern iſt, und daß die Moslems einen ganz beſondern Hang zur Faulheit und zum Herumlungern haben, zumal an Feſttagen, welche die Arbeit verbieten.

Hier ſaßen ſie, auf den breiten Marmorgeländern hockend, reihenweiſe in ſaubere Muſſelingewänder gekleidet und den roſenrothen Turban auf dem Kopfe in gravitätiſcher Ruhe. Der hohe Kopfſchmuck zeichnete ſie als Mohamedaner vor den Hindus aus, auch führt der Hindu ſelten ſo ſchöne Damaseener Dolche mit dickem Elfenbeingriff und Goldtroddeln im Gürtel. Es ſind offenbar die Dandys der Stadt, auch ihre Pantoffeln von Goldſtickerei mit langen, zurückgebogenen Schnäbeln zeigen ihre Prachtliebe und Wohlhabenheit. Ein Gewühl von ſchreienden und tobenden Hindus (ſie zanken beſtändig) umgiebt einen ſcheußlichen Fakir; der Gottesmann läßt ſich herab, hier ganz profane Künſte ſehn zu laſſen, denn er balancirt ein Schwert auf der Naſe. Zwei kleine Jungen, ebenfalls Fakire, mit weiß gemalten Geſichtern und hohen Goldpapiermützen tanzen um ihn her. Weiter hin tanzt ein gelber Himalayahbär; der Volkshaufen iſt ſo dicht, daß man ihn kaum ſehen kann. Ein ſchauerlicher, näſelnder Geſang erhebt ſich unfern von uns aus einem Zelte; die geſchleuderten Kadenzen und Triller, welche zu verſtärken höchſt ungraziös beide Hände vor den Mund gehalten werden, wären nicht übel, wenn richtiger intonirt würde. Ich kenne die Melodie, ſie iſt ſehr hübſch; würde ſie ohne das häßliche Naſenſchnarren geſungen, ſie müßte reizend ſein. Es ſind die Worte: „Tasa be tasa no be no“, ein perſiſches Lied des Hafiz, wie auch die meiſten Volkslieder perſiſchen Urſprungs ſind; denn die Perſer waren von Alters her die Dichter, welche das ganze Land mit Liedern verſorgen mußten; doch auch ſie haben jetzt aufgehört zu dichten.

Die ſchönen Sängerinnen, deren Töne zu unſern Ohren drangen, wurden jetzt ſichtbar unter dem Volksgedränge; rother, tauſendfach gefalteter Muſſelin umhüllt ſie dicht vom Scheitel bis zu den Zehen; die Gaze glänzt von Gold- und Silberflittern, große Ringe von Gold

ſind durch den rechten Naſenflügel und drei oder vier andere durch beide Ohrläppchen gezogen. Die Arme, welche dann und wann zum Vorſchein kommen, wenn ſie die Zipfel der langen Gewände graziös hin und wieder bewegen, umwickeln und wieder entfalten und dabei zierliche Wendungen und Drehungen des Körpers machen, ſind mit dreißig bis vierzig dünnen Armringen von Silber, Gold und buntem Email behängt, und ſelbſt die Füße, wenn ſie bei der ſtampfenden Taktbewegung unter den ellenweiten, langen ſeidenen Pantalons ſichtbar werden, zeigen breite, ſilberne Bänder über den Knöcheln mit Silberſchellen behängt, deren Geklingel den Takt angiebt. Sie ſind mit Silberringen von der Form der Siegelringe an jedem Zehn geſchmückt. Die Tänzerinnen oder Sängerinnen (Bajaderen), welche bei keinem Feſt, keiner Audienz, ſelbſt bei keiner ernſthaften Verhandlung der Großen des Landes fehlen dürfen, ſind bei Moslem's und Hindus ſehr beliebt, und ihr Tanz, wenn man das Hin- und Herdrehen auf einer Stelle ſo nennen kann, ſo wie ihr Geſang iſt in Indien unter dem Namen Natſch bekannt.

Unſere vier Vorläufer, die Schokdars, mit langen, ſilbernen Stäben, den Zeichen ihrer Würde ausgeſtattet, hatten Mühe, durch die Menge einen Weg bis zum Thore der großen Moſchee zu bahnen. Dies Thor, für ſich allein unter dem Namen Rumi Deſum bekannt, iſt ein großer Bogen mit reichen und geſchmackvollen Stuckverzierungen auf allen Seiten. In der Mitte über dem Bogen prangt das Zeichen der Könige von Aude, ein paar rieſige Fiſche. Die große Schönheit dieſer ſo wie anderer mauriſch-indiſcher Bauwerke beſteht vorzugsweiſe in der Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung. Die hohen weißen Fronten und Façaden machen einen ſehr günſtigen Eindruck, und man nimmt keinen Anſtoß daran, daß die Nebengebäude rechts in einem ſtumpfen, links in einem rechten Winkel an die Hauptgebäude ſich anſchließen, daß eine Menge Bogen und zahlloſe Thürmchen zur Linken einer einfachen Wand zur Rechten, nirgends ſymmetriſche Gebäude einander entgegengeſetzt ſind.

Die Moſchee Imambarah iſt unter denen, die ich in Indien ſah, eine der größten und ausgezeichnetſten. Der gewölbte Saal derſelben iſt 160′ lang. Sie iſt prachtvoll in ihrer Einfachheit; Gold

und Silber ist nicht in dem Maaß an ihr verschwendet wie bei andern ähnlichen Bauwerken, und doch macht das Ganze einen viel frischeren Eindruck als die alten Moscheen Kairo's, an welche die zierlichen Nischenthore und die ausgezackten Dachkanten lebhaft erinnern. Auch sah ich in Aegypten nirgend so schöne Minarets wie hier an dieser Moschee. Sie waren von oben bis unten hin kannelirt und mit den schönsten Guirlanden verziert.

Die Gesammtheit aller zur Moschee gehörenden Gebäude, so unregelmäßig sie auch im Einzelnen sind, gewährt einen bezaubernden, feenhaften Anblick; besonders schön hebt das frische Grün des Gartens, voll blühender persischer Rosen und Granaten, die weißen Fronten derselben. Im Innern der hohen Moschee befindet sich ein Grabmal, welches einige Reliquien enthält. Es ist ein großes Bauwerk, eine Art thurmähnlicher Schrank, ganz mit Goldblech überzogen und mit vielen Edelsteinen und Perlen verziert, und enthält in seinem untern Theile den Turban und Alkoran des Verstorbenen. Man darf nur von fern hineinsehen, wenn auch sonst die Mahomedaner in Indien durchaus nicht so bigott sind wie in Aegypten, und nie vom Ausziehen der Schuhe die Rede ist, oder der Eintritt in die heiligen Oerter verwehrt wird.

Wir nahmen auch das Grabmal der jetzigen Königsfamilie in Augenschein, ein wunderschönes Bauwerk; denn auf die Gräber verwenden die reichen Moslems große Summen. Die Wohnungen der Lebendigen mögen schmutzig und unwöhnlich sein, wenn nur die der Todten prächtig und wohl ausgestattet sind. Der Eingang zum königlichen Grabmal war ebenfalls eine hohe weiße Thorkuppel, welche durchaus nichts von einem Begräbnißplatze ahnen ließ. Im Innern des weiten von Gebäuden eingeschlossenen Raumes plätscherten Fontainen in schönen Marmorbassins, rundum von Myrthen und Rosenhecken und Cypressen umgeben; Palmen standen in jeder Ecke dieses Gartens und überall schimmerten Thürmchen und Mauern von blendender Weiße durch das duftige Laub. Die laue Abendluft war mit dem Wohlgeruch der Rosen und des Jasmins beladen, und das dunkelblaue Himmelsgewölbe bildete einen schönen Kontrast zu den weißen Dachkanten und Kuppeln, welche eben noch von den letzten

Strahlen der ſinkenden Sonne beleuchtet waren. Ein glänzendes Licht ſtrahlte durch die Bogenfenſter der hohen, mauriſchen Halle, durch deren marmornes Thor wir nun eintraten.

Machte der Vorhof und die Außenſeite des Grabmals einen unbeſchreiblich zauberiſchen Eindruck, ſo fühlte man ſich durch das Innere deſſelben, wo das Auge durch die ungeordnete Maſſe ganz heterogener, durcheinander gemiſchter, glänzender Gegenſtände bald hierhin bald dorthin gezogen wurde, etwas enttäuſcht und in der Stimmung unangenehm geſtört, die durch den Anblick des Aeußeren hervorgerufen war. Es hatte der innere Raum bei der überladenen Pracht und dem maaßloſen Aufwande von edlem Metall, Perlen und Edelſteinen und Allem, was nur der Orient und Occident an Koſtbarkeiten liefern kann, doch mehr das Anſehn eines Kramladens oder Glaswaarenlagers als einer Ruheſtätte für Todte. Die verſchiedenartigſten Glaskuppeln und Leuchter ſtanden ſchockweiſe am Boden bunt durcheinander, unter ihnen 10′ hohe Kronleuchter aus buntem Glaſe, die mit ungeheuren Koſten aus England hierher geſchafft ſind. Daneben und dazwiſchen ſah man Trophäen von Schwertern und andern Waffen zuſammengeſtellt, lauter Iſpahanſtahl. Das Licht der zahlloſen Lampen blendete ſo, daß es ſchwer war, die Hauptſache unter der Menge der unintereſſanten Gegenſtände herauszufinden.

Hier ſtanden ein paar Tiger in Lebensgröße aus grünem Glaſe zuſammengeſetzt; alle einzelnen Stücke waren an den Fugen durch Gold zu einem Ganzen verbunden. Sie ſind ein Geſchenk des Kaiſers von China. Dort war ein ſilbernes Pferd zu ſehen von 5′ Höhe mit einem Menſchenkopfe, Flügeln und einem Pfauenſchwanze; es iſt das Pferd, welches dem Propheten vom Himmel herabgeſchickt wurde. Ein anderes Pferd, aus Holz geſchnitzt, ſtellte das Leibpferd des verſtorbenen Nabobs vor, getreu nach dem Leben. Vaſen, Bronzefiguren, mittelmäßige Marmorſtatuen, Pläne der Stadt und der Palläſte, auf Goldgrund gemalt, und tauſenderlei Schnurrpfeifereien und Spielſachen füllten den Raum.

Unter dem Wuſt fanden wir endlich mit Mühe die Gräber heraus. Sie waren ganz mit dichten Goldgittern umſchloſſen, mit goldenem Baldachin überdacht, und ein Ueberfluß von Filigranarbeit,

großer und kleiner Edelsteine und Perlen war daran verschwendet. Außer dem Vater des jetzigen Königs liegen hier zu jeder Seite des Hauptgrabes einige seiner Gemahlinnen.

Ganz geblendet vom Glanze ächter und falscher Diamanten verließen wir die Gruft und bestiegen die Elephanten, welche draußen warteten, um uns im schlurfenden Trabe nach der Altstadt zu tragen, wo wir verschiedene Bazars von oben herab besahen, die sehr sauber und reinlich gehalten und von netten Lampen erleuchtet waren. Die lieblichsten Bilder des häuslichen Lebens wurden auf dem Rückwege von unserem hohen Sitze aus auf den Balkonen und durch die offenen Fenster des zweiten Stockwerks beobachtet, mit denen unsere Hauda von gleicher Höhe war. Selten hat man die Gelegenheit in das Innere des Familienlebens der Hindus zu blicken; die engen Straßen waren ganz dazu geeignet, und manche schöne Dame wurde gesehen, bevor sie Zeit hatte die Huka (Wasserpfeife) wegzuwerfen und die Flucht zu ergreifen; denn Johnny Hati (der Elephant) geht einen rasenden Schritt.

Am 26. März setzten wir uns früh um 5 Uhr, der einzigen Zeit, wo die Hitze noch erträglich ist, in den Wagen und rollten nach den königlichen Ställen an der entgegengesetzten Seite des Gumtyflusses. Wir sahen dort an zweihundert der kostbarsten Pferde, jedes einzeln aufgezäumt und von zwei prächtig gekleideten Seiß (Pferdeknechten) geleitet. Die meisten waren von arabischer Race, doch zu wohlgenährt und fett, um schön zu sein; denn gebraucht werden sie nicht. Sie sind nur zum Ansehen da.

Die Gärten von einigen der königlichen Schlösser am Gumty, merkwürdig wegen ihrer großartigen Geschmacklosigkeit, waren das fernere Ziel unserer Ausflucht. Die Gartenhäuser derselben sind halb im französischen, halb im maurischen Style erbaut; ihre großen und schweren Dächer werden von schwachen, dünnen Säulen getragen. Die Stelle des Marmors vertritt bei diesen Gebäuden meistentheils weißer Stuck, und das Holzwerk der Wände ist mit grauer und weißer Farbe überstrichen. Nie fehlt auch in dem kleinsten Gebäude das heiße Bad, selten eine kleine Privatmoschee, welche den Kaufmannsläden im Kleinen, wie man sie Kindern zum Weihnachten schenkt, sehr

gleicht. Die Mitte der Gärten wird gewöhnlich durch die der Länge nach angelegten Marmorbaſſins eingenommen, in welchen viele Fontainen ſpringen; Cypreſſen abwechſelnd mit Roſen faſſen ſie ein. Die Waſſerkünſte derſelben ſind auf eine entſetzlich geſchmackloſe Weiſe moderniſirt; da ſieht man Soldaten in rother Jacke, Schäfer, krüppelhafte Hunde und Löwen, welche auf die wunderbarſte Weiſe zum Waſſerſpeien angewendet werden.

Die Beete und Bosquets ſind in der heißen Jahreszeit der großen Dürre wegen nur in einem dürftigen Zuſtande, obgleich ſie alle Morgen durch viele kleine, gemauerte Kanäle unter Waſſer geſetzt werden; auch machen dieſe letzteren nebſt den gepflaſterten Wegen die Anlagen ſehr ſteif. Dazu kommt, daß in Lucknow eine wahre Manie herrſcht, lebensgroße Statuen aus Marmor oder Stuck zu Dutzenden in jede Ecke hinzuſtellen, gänzlich ohne Rückſicht auf die Wahl der Figuren; dieſe ſcheint vielmehr dem Fabrikanten überlaſſen zu werden, welcher nach uralten franzöſiſchen Modellen, deren Originale wohl ſchon längſt verſchollen ſein mögen, für ein Billiges Schäfer und Schäferinnen, engliſche Soldaten, einen Neptun oder farneſiſchen Fechter, Pudel, Löwen und andere Thiergeſtalten anfertigt und aufſtellt. Mitunter ſieht man Büſten von Jean Jacque Rouſſeau, Dalambert, Napoleon am Boden zwiſchen Faunen und den Ungeheuren der indiſchen Mythologie zur Einfaſſung eines Beetes in großer Eintracht verſammelt. Was dieſe Kunſtwerke der Skulptur noch in ein glänzenderes Licht ſetzt, iſt eine Erfindung, welche gewiß in Europa Beachtung verdiente, nämlich der Gebrauch, die Haare, Augen und Füße, mögen ſie nackt oder beſchuht ſein, mit dicker, ſchwarzer Rußfarbe anzuſtreichen. Aeußerſt vortheilhaft nimmt ſich bei dieſer Verbeſſerung die mediciſche Venus aus. Das Waſſerbaſſin pflegt das größere Gartenhaus mit einem kleinen, hölzernen Pavillon zu verbinden, welcher ohne weitere Ausſchmückung als einem hübſchen Balkon nur darauf berechnet iſt, daß man von dort aus die lange Reihe der Fontainen im Waſſerbaſſin mit einem Blicke überſehen kann.

Von Meubles ſieht man in dieſem Gartenpalais außer einigen Divans wenig; dagegen ſind die Wände der Zimmer verziert mit einer großen Menge alter, franzöſiſcher Auctions-Kupferſtiche mit den

Unterschriften l'été, modestie, innocence etc, gemischt mit den in platter Manier in Wasserfarben ausgeführten Kunstwerken eingeborner Künstler, Lieblingspferde, Lieblingsaffen und Hunde der Herrscher von Aude darstellend.

Hat man einen der Gärten gesehen, so kennt man sie alle; das Liebste darin waren mir stets die prachtvollen Rosenbouquets, welche vom Gärtner jedesmal mit einem tiefen Salam überreicht wurden. Wir sahen etwa zwei oder drei solcher Gärten, die alle dem Könige gehören; doch fühlte ich mich schon durch den ersten völlig befriedigt und war froh, als die Wagen wieder bestiegen wurden, um nach dem Prachtdampfschiffe, welches der König sich hat bauen lassen, eine Visite abzustatten. Es liegt auf dem Gumty, und da dieser Fluß nur klein ist, so sind die Dimensionen des Schiffes ebenfalls sehr zierlich. Mit einem unaufhörlichen Kanonendonner wurde die Ankunft des Prinzen auf dem Schiffe begrüßt, so daß man fast bereute, seine Ohren daran gewagt zu haben, denn das Dampfschiff selbst hatte nichts besonders Interessantes.

Man sah ein paar schöne Salons, rund umher an ihren Wänden mit Sammt und Brokat überzogene Divans und wiederum eine Auswahl erbärmlicher französischer, bunt gemalter Kupferstiche, auch verschiedene Spieluhren, welche recht nach indischen Begriffen von Musik alle zugleich in Bewegung gesetzt wurden. Der eine Salon war für den Nabob, der andere für seine Frauen. Eigenthümlicher war eine dicht neben dem Dampfschiffe liegende seltsame Gondel, ganz von der Gestalt, wie gewöhnlich der Fisch, der den Jonas verschluckte, abgebildet wird, und auch wie dieser nur mit dem Bauche das Wasser berührend.

Der Nachmittag desselben Tages wurde zum Besuch einiger Moscheen benutzt; wir sahen unter andern die des Saduth Ali Schah, des Großvaters vom jetzigen Könige, welche indessen von früher gesehenen sich wenig unterschied.

Bei Weitem der interessanteste Tag in Lucknow war der 27. März, an welchem die Anwesenheit des Prinzen durch ein Frühstück bei dem Könige gefeiert wurde. Schon um 9 Uhr warteten wir im besten Staat auf den Sohn des Königs, welcher den Prinzen in Em-

pfang nehmen ſollte. Er kam nicht, ſtatt ſeiner die Nachricht, daß er ſich nicht ganz wohl befände und ſeine Ankunft ſich noch etwas verzögern würde. Es verlautete, er habe etwas zu viel Opium genommen.

Eine halbe Stunde nach der andern verſtrich; endlich erhob ſich ein Lärm im Hofe und Gartenraume. Sr. Hoheit erſchien begleitet vom Miniſter, einem langen hagern Manne mit verſchmitztem Geſichte. Der Prinz war ſehr blaß, ſeine Augen rollten unſtät und ſeine feiſten Wangen hingen ſchlaff herab; zu dieſem verlebten, ausdrucksloſen Geſichte nahm ſich der hohe Goldturban höchſt unpaſſend aus, welcher faſt wie die Krone Karls des Großen in den Kartenſpielen geſtaltet war. Perlen, Rubinen und Smaragden glänzten daran, und eine Agraffe, von Diamanten blitzend, hielt den Paradiesvogelſtrauß über der Stirn. Eine Prachtrobe von Goldbrokat, Perlenſchnüre um den Hals, Ohrringe mit Diamanten, ein Gürtel von der feinſten Delhiarbeit, goldſtoffene Beinkleider und goldbeſetzte Schnabelſchuhe vollendeten ſeinen prachtvollen Aufzug, in welchem der dicke Herr am Arm des hageren, ebenfalls koſtbar gekleideten Miniſters ſich nur ſchwerfällig und langſam fortbewegte.

Die gewöhnliche Theaterumarmung wurde gemacht, und nach einer etwas einſylbigen und kurzen Unterhaltung beſtiegen wir die Staatskaroſſen des Königs, welche unſerer warteten. Unten im Hofe des Hauptwallaſtes, der durch die verſchiedenartigſten Militärgruppen belebt war, angelangt, wurde man in ſilberne Palankine geladen und darin die erſten Treppen hinaustransportirt. Auch dort kam man kaum auf ſeine eigenen Füße zu ſtehen, ſo groß war das Gedränge der geſchäftigen Dienerſchaft, der Kitmugars, Lubudars und wie ihre verſchiedenen Chargen heißen mögen, die ſich alle bemühten, den Eintretenden Platz zu machen, und ſich dabei ſelbſt über den Haufen liefen. Wenn bei einem ganz gewöhnlichen Diner von etwa 40 Perſonen hier in Indien ſchon hundert verſchiedene Diener erfordert werden, ſo kann man danach die Zahl derer berechnen, welche bei dieſem Feſte zur Bedienung gegenwärtig waren.

Die große Tafel war ſchon gedeckt und bald erſchien mit gravitätiſchem Anſtande Sr. Majeſtät der König, umgeben von ſeiner gold-

glänzenden Begleitung. Sein Eintreten wurde von verschiedenen Officianten mit heller Stimme ausgerufen. Der König ist ein großer, stattlicher Mann von ungeheurer Korpulenz; in seinem Anzuge glich er ganz seinem Sohne, nur war derselbe noch prächtiger und reicher an Diamantenschmuck. Ein anderer seiner Söhne war mit ihm eingetreten, an Wuchs ihm ähnlich, aber noch korpulenter. Die Physionomie der Herrscherfamilie drückte mehr Gutmüthigkeit als Schlauheit aus, wenn überhaupt in einer solchen Fettmasse der Charakter zum Vorschein kommen kann. Wie anders sahen die Portraits der Vorfahren aus, auch die des Vaters und Großvaters vom jetzigen Könige. In ihren Zügen zeigt sich noch Kraft und Energie, während diesen Gesichtern nur der Stempel des behaglichen Genusses und Wohllebens aufgedrückt ist.

Die zahlreiche Gesellschaft war an der langen Tafel so vertheilt, daß auf der einen Seite derselben die königliche Familie, Sr. Königl. Hoheit der Prinz Waldemar, die Großen des Reiches und der Hofstaat Platz nahmen, an der andern sämmtliche Engländer mit ihren Frauen saßen; eine wunderbar gemischte Tischgesellschaft. Zu Anfang war es eine Hitze zum Ersticken, weil die Punka nicht eher in Bewegung gesetzt werden durfte, als bis der König sich gesetzt hatte. Endlich wurde das Signal zum Essen gegeben. Der König hatte die Gnade, uns jedem eine große Schüssel voll Pillau zu schicken, eine Speise aus gelbgefärbtem Reiß mit vielem Fett und Pfeffer bestehend, dazu kochend heiß; bei kühlem Wetter müßte es ein sehr angenehmes Gericht gewesen sein, hier setzte schon der Anblick der dampfenden Schüssel in Transspiration. Die Herren Mohamedaner saßen uns steif gegenüber, ohne nur einen Bissen anzurühren; wir ließen uns dagegen einige der Gerichte vortrefflich schmecken; die meisten waren jedoch nicht zu genießen wegen des Ueberflusses von allen möglichen Farbestoffen, Gewürzen, Oel und Gold- und Silberschaum, mit welchem die künstlichen Pyramiden aus Reiß und Hammelfleisch reichlich überzogen waren. Die Lady's schienen unserm Beispiel rücksichtlich des Appetits nachzufolgen und thaten durchaus ungenirt in dieser fremdartigen Gesellschaft. Ich war glücklich genug, neben einer derselben zu sitzen, die es sich angelegen sein ließ, von Allem, was nur

den Gaumen reizen konnte, herbeizukommandiren mit einem Tone, als ob ſie im eigenen Hauſe wäre, und hatte alſo Gelegenheit, die Tafel des Königs von Aude nach Verdienſt zu würdigen.

Mir gerade gegenüber ſaßen drei kleine, allerliebſte Jungen, die jüngeren Prinzen, denen man den Appetit und die Luſt anmerkte, die vor ihnen ſtehenden Speiſen anzufallen. Auch ſchienen ihnen die ſchweren Goldturbane eben ſo läſtig zu ſein, als die gezwungene Mäßigkeit. Der König dagegen war in der heiterſten Laune. Er legte dem Prinzen ſelbſt vor und zeigte die Feinheiten der indiſchen Zuckerbäckerei, welche den Backwerken oft die ſeltſamſten Formen giebt. Es kamen Blumentöpfe auf den Tiſch, an denen Blumen, Zweige, Blätter, Erde, ſelbſt die Topfſcherben zu genießen waren, und aus einer kleinen Paſtete, die er dem Prinzen überreichen ließ, flogen beim Abbrechen der Spitze ein paar kleine, niedliche Vögel heraus, welche ſcherzhafte Ueberraſchung den wohlbeleibten Herrn in ein herzliches Lachen verſetzte.

Zum Schluß des Frühſtücks gab es ſogar noch Eis, was man hier wohl mit Recht einen Luxus nennen darf, da es nur auf eine ſehr künſtliche Weiſe hergeſtellt werden kann; doch war man froh, als die Tafel aufgehoben wurde und es erlaubt war, die eingeſchloſſene, heiße Luft des Saals mit dem Aufenthalte im Freien zu vertauſchen.

Die Thierkämpfe ſollten nun ihren Anfang nehmen. Man führte uns zu einer Gallerie, von welcher man in einen engen, von Mauern und Gitterwerk umgebenen Hof hinabſehen konnte. Dies war die Arena, auf welcher das Schauſpiel ſtattfinden ſollte. Leider war der Raum für die Zuſchauer durch die große Zahl der gegenwärtigen Lady's ſo beſchränkt, daß wir nur einen ſchlechten Platz zum Stehen finden konnten, wo man noch dazu durch die Sonne nicht wenig beläſtigt wurde; allein das Schauſpiel, welches ſich in der Tiefe des Kampfplatzes vor unſern Augen entwickelte, war von der Art, daß man leicht darüber alle Unbequemlichkeit vergaß.

Man erblickte dort ſechs gewaltige Büffel, nicht von der zahmen Race, ſondern kräftige Abkömmlinge des Arnibüffels aus den Bergen, bis zum Rücken wohl $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, mit mächtigen, weit ausgeſchweiften Hörnern von 3 bis 4′ Länge. Da ſtanden ſie auf

ihren plumpen, kurzen Füßen und bliesen unter heftigem Schnauben den Athem aus den weit vorgestreckten Nasen, als ob sie etwas von der herannahenden Gefahr ahnten. Welche mächtige Thiere, welche ungeheuere Kraft in dem breiten Nacken! Wenn dabei nur nicht solche Dummheit aus ihren Augen sähe.

Ein Klappern von Stöcken und der Schrei verschiedener thierischer Stimmen wurde gehört, welchen die Büffel mit dumpfem Gebrüll beantworteten. Plötzlich stürzte aus einer geöffneten Seitenthür ein gewaltiger Tiger hervor, wohl 10—11′ lang und an 4′ hoch. Ohne langes Besinnen fuhr er mit einem weiten Sprunge zwischen die Büffel, von denen er einen der stärksten, mitten zwischen den gefährlichen Hörnern hindurchschlüpfend, im Nacken mit Klauen und Zähnen packte. Das Gewicht des Tigers zog den Büffel fast nieder; es entspann sich ein gräßlicher Kampf. Unter Stöhnen und Brüllen schleifte der Büffel seinen mächtigen Gegner auf dem Kampfplatze umher, während die andern Büffel mit ihren spitzen schweren Hörnern ihm gefährliche Hiebe austheilten, um ihren Gefährten zu befreien.

Tiefe Stille herrschte unter dem Publikum, alle Zuschauer sahen mit gespannter Erwartung dem Ausgang dieses Kampfes zwischen dem Tiger und den Büffeln und dem Schicksal einiger unglückseligen Affen entgegen, welche, gleichsam zum Spott zu Zeugen des blutigen Auftrittes gemacht, mit unbeschreiblicher Angst zuerst von ihren Bäumen herabsahen, dann aber, als diese durch die Hörner der Büffel erschüttert wurden, wie todt herabfielen und auf allen Vieren ausgestreckt mit der größten Resignation ihr Ende erwarteten, ohne das Geringste für ihre Rettung zu thun.

Zwei andere Tiger von etwas kleinerem Wuchse wurden jetzt mit vieler Mühe hineingetrieben, während das Ringen noch fortdauerte. Sie waren jedoch nicht zu bewegen, irgend einen Angriff zu versuchen, sondern drückten sich nach Art der Katzen an den Wänden herum, wenn die Büffel, welche noch immer rücksichtslos mit den Hörnern auf ihren Gegner einhieben, sich ihnen näherten. Der große Tiger hatte jetzt einen Rippenstoß erhalten, der ihn von seinem Sitze lüftete, er stürzte herab und kroch feig in eine Ecke, wo er von dem durch den aufgerissenen Nacken wüthend gemachten Büffel ver-

folgt, verſchiedene Stöße hinnehmen mußte, bei welchen er nur ſchmerzlich das Maul verzog, ohne die geringſte abwehrende Bewegung zu machen.

Neue Kämpfer erſchienen nun auf der Arena; zwei Bären verſchiedener Art vom Himalayah wurden mit großer Anſtrengung auf den Kampfplatz gezerrt, gerade in den Winkel, in welchen ſich der Tiger zurückgezogen hatte. Mancher Klauenhieb, manche harte Ohrſeige wurde hier gewechſelt unter heftigem Knurren und Brüllen. Blut floß von allen Geſichtern. Während alle drei im fürchterlichſten Gemetzel begriffen waren, erneuerte der verwundete Büffel, der unterdeſſen mit einem der halb todten Affen ſich beſchäftigt hatte, ſeinen Angriff, verarbeitete ſie alle zuſammen in einem Haufen, und ließ nicht eher ab, als bis ihm ein kräftiger Klauenhieb ein großes Stück Fell von der Naſe geriſſen hatte.

Nun trat eine allgemeine Erſchöpfung ein; der erſte Tiger lag wie todt und zog ſchreckliche Geſichter, die andern hinkten lahm geſtoßen aus einer Ecke in die andere; auch die Bären verhielten ſich vollkommen ruhig, ſobald ſie nicht mehr die ſpitzen Stöcke der Thierwärter in ihren Rippen fühlten.

Es war ein ſchauderhaftes, aber für Damen und Herren nichts deſto weniger unterhaltendes Schauſpiel; doch hat nur der eine Büffel in Folge der erhaltenen Wunden ſein Leben verloren; die Tiger leben noch alle, nur einer hat eine Rippe gebrochen. Der König hat ſechzehn ſtarke Tiger in ſeiner Menagerie, welche zu dieſer Art Kämpfen beſtimmt ſind.

Wir verließen nun die Gallerie, um uns in die Ebene am Gumty zu begeben, welche ebenfalls zum Kampfplatz eingerichtet war, um von einer dort errichteten Tribüne das Schauſpiel in einer andern Weiſe fortgeſetzt zu ſehen. Hier traten nach einander Schaafböcke, Antilopen und Elephanten als Kämpfer auf; Alles wird hier zum Kampf abgerichtet, ſelbſt Wachteln und Rebhühner.

Der Elephantenkampf war, wie ſich leicht denken läßt, der großartigſte von allen. Zwei der größten Elephanten waren ausgeſucht und wurden, nachdem man ſie durch Gewürze und Branntwein in einen Zuſtand der Wuth verſetzt hatte, gegen einander geführt. Man

ſah ſie erſt lange einander gegenüberſtehen; endlich nahmen ſie einen kurzen Anlauf, fuhren mit fürchterlicher Heftigkeit gegen einander und ſchoben ſich in einem gewaltigen Ringkampfe mit den Zähnen und den verſchlungenen Rüſſeln auf und nieder, daß der Boden zitterte. Ihre Mahuts (die Treiber derſelben, welche auf dem Halſe ſitzen) blieben zu meinem Erſtaunen während des ganzen Kampfes auf ihren Plätzen und ſchienen ihn zu leiten.

Plötzlich ließ der eine Elephant den Kopf etwas ſinken; der andere drängte ihn rückwärts und trieb ihn zuletzt in die Flucht. Im vollen Trabe verfolgte der ſtärkere Elephant den flüchtigen. Es ſoll dabei gewöhnlich vorkommen, daß der Sieger dem Ueberwundenen, wenn er ihn erreicht, den Schwanz abbeißt, welches zu verhindern Raketen und Schwärmer zwiſchen ſie geworfen werden; doch ſchien das Mittel diesmal nicht zu helfen; denn der Sieger, welchem, wie man bei ſeinem nähern Vorüberlauf ſah, der eine Stoßzahn abgebrochen war und das Blut ſtromweis am Maule herablief, war außer ſich vor Wuth.

Der Flüchtling nahm jetzt eine raſche und unvermuthete Wendung nach dem Fluſſe zu, wodurch eine Menge Zuſchauer, die nicht mehr entfliehen konnten, genöthigt wurden, ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Noch lange ſah man die beiden Kämpfer ſich hin und her jagen, bis ſie endlich zwiſchen den Büſchen des Hintergrundes verſchwanden.

Während der ganzen Zeit hatten Gaukler, Fechter, Ringer und Tänzer nicht aufgehört, ihre verſchiedenen, wunderbaren Kunſtproduktionen zum Beſten zu geben, und der Widderkampf diſſeit des Fluſſes dauerte fort, während jenſeits die Elephanten mit einander rangen. Selbſt Kameele verſuchte man in Wuth zu verſetzen und zum Zweikampf zu reizen. Sie ſollen ein förmliches Ringen mit Hals und Beinen beginnen, höchſt lächerlich anzuſehen; diesmal wollte es nicht gelingen. Sie ſchäumten und krächzten, aber trotz alles Hin- und Herzerrens an den Stricken wollten ſie ſich auf nichts weiter einlaſſen.

Während der Dauer dieſer Vergnügungen ſaßen die Königlichen Herren, die Herren des Hofſtaats und die Engländer in ihren Uniſor-

men in bunter Gesellschaft zusammen, bis zuletzt das Gähnen Sr. Majestät ein Zeichen zum Aufbruche gab.

Am Abend desselben Tages besahen wir, nachdem die größte Hitze vorüber war, einen der größten der Palläste, Faruk Bam genannt. Er enthält eine endlose Reihe von Zimmern, alle mit sehr dunkler Malerei und wenig Fenstern versehen. Die Wände hängen voll Auctionsbilder, die Tische und Konsolen sind mit Spieluhren, chinesischen Automaten und Kunstwerken jedes Landes und Volkes beladen.

Wir sahen hier Thronsessel, welche zusammen wohl mehr Gold und Edelsteine an sich trugen, als in mancher großen europäischen Stadt zu finden wären. Einzelne von den Diamantrosetten sind von den wachehabenden Soldaten mit dem Bajonnette ausgebrochen worden; um sie zu repariren, wurden allein 2 Lak Rupien (134,000 Thlr.) verwendet. Doch sind diese Denkmäler aus früherer Zeit bei aller ihrer Pracht nicht schön zu nennen.

Von dem Hofe in der Mitte des Pallastes sieht man schöne Balkons und einige nette, wiewohl nicht im originell indischen oder maurischen Geschmack gehaltene Fronten. Vieles ist durchaus altfranzösisch.

Ein weit größerer Hof liegt an der entgegengesetzten Seite, in der Mitte mit einem großen Marmorbassin verziert. Von diesem Hofe aus empfängt die Mehalla (Harem) ihr Licht und ein anderer diesem entsprechend gebauter Seitenflügel.

Eine kleine Jagdpartie wurde am folgenden Morgen (den 28. März) veranstaltet. Wir rückten früh auf den Elephanten aus; auch hatte der König seine Dschita's *), seine Jagdluchse **) und seine Falken geschickt, um alle verschiedene Arten der hier zu Lande gebräuchlichen Jagd zu zeigen. Zuerst wurden Reiher, Schnepfen, Hühner in Freiheit gesetzt und von den Falken gebeizt; dann ließ man Ziebethkatzen laufen, welche von den Luchsen gefangen wurden. Zuletzt kam der

*) Eine Art hochbeiniger Leoparden aus Thibet. Bei Schreber ist das Thier Gepard genannt.

**) Der Caracal, eine kleine Art Luchs.

Dschita an die Reihe, welcher, auf einem Ochsenkarren mit verbundenen Augen sitzend, so lange hinter einer Antilopenheerde hergefahren wurde, bis wir einem Trupp von drei Stück auf etwa sechzig Schritt nahe gekommen waren. Hier wurde dem Thiere die Kappe abgenommen; es schlich sich niedergedrückt wie eine Katze bis auf dreißig Schritt heran, erreichte in wenigen Sätzen seine Beute und packte sie mit Blitzesschnelligkeit an der Kehle.

Die Antilope mit den zierlich gewundenen Hörnern, von isabellgelber Farbe, nicht viel größer, als ein starker Schaafbock, lebt in den Parken in einem nur halbwilden Zustande; ebenso sieht man dort die Pferdeantilope, den Nylgau, ein großes, schiefergraues Thier mit abschüssigem Rücken und kurzen Hörnern, von der Größe eines Ochsen. Mehrere derselben trabten bei uns vorüber.

Es wurden an demselben Tage zur Unterhaltung von Neuem Thierkämpfe angestellt, doch weniger blutige. Der Kampf einer Hyäne und eines Esels gehörte dazu, welcher als ergötzliches Schauspiel im Orient einen großen Ruf erlangt hat; doch fand ich die Art, wie man solche ganz heterogene Thiere, die nie mit einander in die entfernteste Berührung kommen, geschweige denn Veranlassung zum Streit finden, zusammenhetzt, eher grausam als belustigend. Mit Stricken werden beide gehalten und gegen einander gezogen, bis sie sich berühren; dann schlägt und trampelt der Esel, versucht auch wohl zu beißen, während die Hyäne nur das Maul aufreißt, ohne ihm viel zu thun. Das nennt man einen Kampf.

Die Kämpfe der Antilopen dagegen waren sehr hübsch anzusehen; es ist ein Ringen und Hin- und Herdrängen, wobei die zierlichen Thiere mit den Hörnern sich gegenseitig den Kopf seitwärts zu drehen suchen. Man benutzt diese Art des Kampfes auch, um vermittelst der zahmen Antilopen die wilden zu fangen, indem man an den Hörnern des zahmen Bocks eine Schlinge mit Bleigewichten befestigt. Bei dem Kampfe verwickeln sich die Hörner des wilden darin; der zahme aber steht still, sobald er merkt, daß die Schlinge zugezogen ist, und hindert die Flucht der gefangenen Antilope. Auch große schwarze Schaafböcke erschienen als Kämpfer und stießen sich tüchtig herum; ihre Hörner waren glatt polirt, und die Wolle bis auf eine

Mähne abgeschoren, was ihnen ein höchst komisches, löwenähnliches Ansehen gab.

Zurückkehrend statteten wir dem Maler Beechey, einem Engländer, der seit früher Jugend im Dienste des Königs von Aude ist, in seinem Atelier einen Besuch ab. Er hat manches recht gute Gemälde geliefert; doch scheint ihn der nachtheilige Einfluß des Klima's sehr angegriffen zu haben. Im Palais des englischen Residenten fanden wir den Minister, vom Könige mit reichen Geschenken gesendet; es waren kostbare Steine, reichverzierte Säbel und andere Waffen von Ispahanstahl mit brillanter Scheide und prachtvollem Griffe. Hakim Sahib, wie ich hier bezeichnet werde, bekam einen großen Foliobaud mit schönen, auf Goldgrund gemalten Arabesken auf dem Deckel. Es ist ein seltenes persisches Manuscript, welches das Heldengedicht des Hafiz, den Schah Nameh, enthält, reich mit den saubersten Miniaturbildern auf Goldgrund und mit schönen Arabesken in Blau und Karmin ausgestattet.

Eine Partie nach einem Landschlosse des Königs, welches jetzt ziemlich wüst steht, beschloß den Tag. Das Schönste davon war die Rückfahrt auf dem Gumty in des Königs prächtigen Gondeln, und Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", mit klaren Stimmen gesungen, klang nicht übel zwischen Amjud Ali Schah's Rosengärten. Leider wurde der Rosenduft durch das Verbrennen verschiedener Leichname am Ufer mit weniger angenehmen Gerüchen stark vermischt.

Mehrere Festessen folgten noch in den letzten Tagen, eines beim Colonel Willcocks, dessen schöne Sternwarte und astronomische Instrumente von großem Interesse für mich waren.

Das prachtvollste derselben fand am 1. April beim Könige statt. Schon um vier Uhr füllte sich der Hof und Garten unsers Quartiers mit den Lanzenreitern des Königs; um fünf Uhr fing man an zu kanoniren, welches ohne Aufhören bis um sieben fortgesetzt wurde. Gegen sechs Uhr kam der Minister mit dem Thronfolger zu Wagen an; letzterer hatte diesmal keinen Opiumrausch und sah erträglich hübsch aus. Die gewöhnlichen Ceremonien hatten ihren Verlauf; auch ich kam an die Reihe bei der Theaterumarmung, welche nach

einiger Uebung nicht sehr schwierig ist, nur muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht mit den Knöpfen des Fracks an dem Gewirre von Goldketten und Perlenschnüren hängen bleibt, wie es mir bei Matabar Singh in Kathmandu begegnete. Draußen wurden während der Begrüßung Fanfaren geblasen und drei verschiedene Musikbanden spielten alle zugleich. Unter diesem entsetzlichen Lärme, der durch fortdauernden Kanonendonner noch erhöht wurde, stiegen wir in die bereit stehenden Wagen und fuhren zum Schlosse, von einem zahlreichen Haufen der gelben Lanzenreiter begleitet.

Der große Hof des Schlosses und das Bassin mit den Fontainen in seiner Mitte war mit chinesischen Laternchen hell erleuchtet. Im Saale angelangt, wurden wir vom Prinzen empfangen; der König selbst ließ sich krank melden, weil er an einem bösen Fuße litt. Es war ein gewaltiges Gedränge von prachtvollen Kostümen im Saale, und die Schaar von schön gekleideten Bedienten war noch zahlreicher wie je vorher. Nur mit Mühe konnte man sich einen Weg zu der Tafel bahnen, welche im Saal in Hufeisenform aufgestellt war, um Platz zum Essen zu nehmen; auch die Speisen waren kalt und viele darunter nicht genießbar, desto besser war der Champagner und Claret.

Der Possenreißer des Königs und mehrere Tänzerinnen traten nun auf und begannen den gewöhnlichen Tanz mit Gesang begleitet; der Possenreißer tanzte als Dame unter fürchterlicher Verdrehung des Körpers und erschien späterhin in noch mehreren Verkleidungen, unter anderen als alter Mann mit einem Palankin auf dem Rücken, in welchem eine Dame lag. Nun begannen die Toaste auf den Prinzen Waldemar, auf den König von Preußen, den König von Aude und dessen Söhne, die Prinzen. Lange und schöne Reden wurden dabei gehalten, Mr. Shakespeare redete wohl eine halbe Stunde. Das „Hep hep hurra!" machte dabei den Muselmännern, die so trocken zusehen mußten, vieles Vergnügen, und sie konnten sich schwer erklären, was eigentlich damit gemeint sei.

Dem Diner folgte ein glänzendes Feuerwerk, welches bis in die späte Nacht dauerte. Ganze Reihen von menschlichen Figuren und Thiergestalten brannten im Brillantfeuer, hohe Paläste von Holz

und Papier gingen in Feuer auf; am schönsten waren jedoch einige zwanzig Luftballons, welche in hoher Luft Feuergarben sprühten. Hinten im Garten glänzten in bunten Lampen riesengroß die Schriftzüge: „Prince Waldemar of Prussia." Mit der hier üblichen Ceremonie, daß den Gästen, Damen und Herren, mit Silber überzogene Ketten umgehängt wurden, endigte sich das Fest, nachdem der letzte Kanonenschlag verhallt war.

Wir nahmen damit Abschied von der Pracht und den Vergnügungen am Hofe des Königs von Aude und der schönen Stadt Lucknow. Der Prinz reis'te am 2. April ab, und Mr. Fortescue und ich folgten ihm am andern Tage. Am 4. April passirten wir die Ruinen der berühmten alten Stadt Kanodsch (Kanodje) und erreichten nach einem drei Tage und drei Nächte fortgesetzten Marsche das prächtige Agra.

Die Stadt liegt an der Südwestseite des Jumna (Yamuna) und gewährt von Ferne mit ihren vielen schönen Kuppeln und Minarets einen wundervollen Anblick. Die Gegend umher ist nicht schön; schon seit Allahabad und Benares fanden wir nur eine wüste dürre Ebene. Die Zeit der Ernte ist vorüber, und die wenigen Felder, die man noch bestellt sieht (und kaum ein Drittel ist bebautes Land) tragen traurige, dürre Ricinusstrünke, Wicken und Farbekräuter. Das Opium fehlt hier und seit Lucknow sieht man auch keine Gersten- und Dinkelfelder mehr. Es ist die ungünstigste Jahrszeit, in welcher wir die Umgebung Agra's sahen, welche auf Meilenweite einem Schutthaufen gleicht. Nur die Akazienbäume mit ihrem zähen Grün widerstehen dem tödtenden Westwinde, welcher oft mit großer Heftigkeit weht und eine so furchtbare Gluth mit sich bringt, daß am Nachmittage gegen zwei Uhr das Thermometer im Schatten bis über 33° steigt. Einige den Akazien ähnliche Bäume, wie die schöne Sirismimose und der arabische Gummibaum, welche der Luft einen würzigen, süßen Geruch mittheilen, zeigen sich hie und da, und an den Brunnen findet man auch wohl noch Gruppen des eschenartigen Niembaumes; sonst ist weder Graswuchs noch irgend ein niedriges Kraut, weder eine Blume noch ein Schmetterling zu sehen. Blaugrüne Dornen- und Kapperbüsche umziehen allein die wellenförmig geschwungenen

Hügel, die Gräber alter Pracht und Größe. Der Boden ſieht überall röthlichgrau oder ſchwärzlich aus; kaum iſt irgendwo ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit zu erkennen; denn neue Trümmer haben ſich auf die alten gehäuft. Die Chauſſeen ſind das Einzige, was von Kultur und Bewohnung Kunde giebt, und gewiß zum erſten Male in meinem Leben freute ich mich, hier an der weißen Staubfläche eine glattgefahrene Chauſſee zu erkennen.

Wir waren am 7. April in Agra eingetroffen, froh, den böſen Einflüſſen der heißen Jahrszeit in dieſem Klima ohne Nachtheil entgangen zu ſein und in der künſtlichen Einrichtung der Wohnungen einen Schutz dagegen zu finden. Es iſt ſchwer, ſich in unſerm kühlen Deutſchland eine Vorſtellung von der Wirkung dieſer tropiſchen Sonnengluth zu machen. Wenn man ſich in Agra etwa durch die künſtliche Herabſtimmung der Temperatur im Innern der Gebäude verlocken ließ, nach Mittag einen Gang über die Straße zu machen, ſo war die erſte Wirkung eines Luftſtromes von 34—35° R., gegen den man anprallte, höchſt überraſchend; die Naſe ſchmerzt wie bei ſtarker Kälte und ein Schauer läuft über den Rücken herab; unwillkürlich wird man zum Laufen angetrieben, um den nächſten Schatten, die erſte Tettieluft zu erreichen. Sobald man wieder in ein bewohntes Zimmer oder vielmehr Gewölbe eintritt (denn alle ſind hoch und mit Kuppeln verſehen und laſſen das Licht nur durch ein kleines Deckenfenſter ein), iſt man in Gefahr, vom Schlage getroffen zu werden, denn von allen Seiten ſtrömt kalte Luft über den Eintretenden her. Ein Blaſebalg arbeitet geräuſchlos hinter jeder Thür, und über dem erhitzten Haupte, welches man doch zu entblößen genöthigt iſt, wird die ſchwere Punka hin- und hergezogen, daß alle Haare fliegen. In jedem Fall iſt das Ausgehen vor Abend nicht rathſam; den Sonnenſtich oder das Fieber bekommt man zwar nicht ſo leicht, allein Huſten, Schnupfen und Zahnweh ſind gewöhnliche Plagen, die daraus erfolgen.

Es war mir intereſſant, zu ſehen, wie erfinderiſch das Klima die Menſchen hier gemacht hat, um ſich durch die innere Einrichtung der Gebäude gegen die läſtige Hitze deſſelben zu ſchützen.

Ein Haus, wie es die vornehmen und reichen Engländer hier

bewohnen, ist gewöhnlich ein einstöckiges hohes Gebäude in Hufeisenform, in der Mitte mit einer Säulenhalle; Fenster fehlen gänzlich; man sieht nur Thüren an den Seitenwänden, welche auf einen Korridor führen und mit doppelten Decken von dickwattirtem Baumwollenzeuge verhängt sind, unter denen man hindurchschlüpft. Die Wohnzimmer in den Seitenflügeln empfangen ihr Licht von oben, oder durch kleine Badegemächer, welche beständig voll Wasserkrüge stehen und nur einen Eingang von außen haben; dieser ist aber mit einem Tettierahmen verschlossen, welcher durch beständiges Begießen mit Wasser feucht erhalten wird. Alle Zimmer, die nach Westen hin liegen, werden durch einen solchen Apparat abgekühlt, denn der heiße Westwind verwandelt sich durch die rasche Verdunstung des Wassers bei seinem Eintritt in das Zimmer in eine angenehm kühle, zuweilen selbst kalte Zugluft; daher ist es viel leichter, bei diesem heißen Winde in den Häusern Kühlung hervorzubringen, als wenn er nicht weht und die Hitze sogar geringer ist.

Die sogenannten Tetties, deren ich öfter erwähnt habe, sind hölzerne Rahmen von der Größe der Thür, auf welche mit dünnem Bambus dicke Bündel von den Wurzeln des Ivarankurgrases (Andropogon Ivarancura) in Reihen neben einander gebunden werden, ähnlich im Kleinen den Dornbuschwänden der Salinen. Diese Wurzeln sind sehr porös und saugen das Wasser stark ein, welches schnell verdunstet und einen eigenthümlichen Geruch entwickelt, der zuerst sehr unangenehm, ja Kopfschmerz erregend und betäubend ist, an den man sich aber bald so gewöhnen kann, daß man eine wahre Leidenschaft dafür bekommt.

Der mittlere und wöhnlichste Theil der Gebäude ist eine große Rotunde mit sehr hoher, aber flacher Decke, so daß die Wölbung derselben der Regelmäßigkeit der verschiedenen Zimmer, in welche sie eingetheilt ist, keinen Eintrag thut. Rund um dieselbe führt ein breiter Korridor, in welchem verschiedene Maschinen zur Abkühlung der Luft wie Geschütze aufgestellt sind. Einige solcher Maschinen mit breiten Windmühlenflügeln, den Kornklappern nicht ungleich, werden fortwährend gedreht, und der dadurch bewirkte Luftzug, welcher durch doppelte, kleine Tetties in das Zimmer eintritt, bringt schon eine recht

gute Wirkung hervor. Zugleich ist auch die Punka thätig, welche selbst die Nacht hindurch nicht ruhen darf, um nicht bloß abzukühlen, sondern auch die Mücken zu vertreiben, gegen welche man hier der zu großen Hitze wegen keine Vorhänge anwenden kann.

Eine andere sehr angenehme Einrichtung dieser Wohnungen sind die Bäder, große Wasserbassins mit Marmorstufen; doch findet sich dieser Luxus nicht überall, und man mußte sich oft damit begnügen, sich einige Wasserkrüge über den Kopf gießen zu lassen, welche ein eigens dazu angestellter Diener (Bietschi) aus seinem Ziegenfellschlauche immer wieder zu füllen bemüht ist. Dieser Mann hat begreiflicher Weise ein wichtiges Amt und findet immer leere Gefäße und durstige Kehlen. Seine Gehülfen sind einige große Ochsen, welche für ihn die schwerste Arbeit thun, indem sie neben einem tiefen Brunnen im Garten, auf einer geneigten Ebene herabschreitend, ein großes Faß Wasser hinaufwinden.

Das Trinkwasser wird mit Eis abgekühlt oder in dessen Ermangelung mit Salpeter; bei gewöhnlichen Wärmegraden reichen die porösen Gefäße von rothem Thone (Gailas) schon dazu aus, deren Wirkung durch Umwickeln mit nassen Tüchern noch erhöht wird. Diese Geschirre werden überall in Indien verfertigt, und sowohl ihre gefällige Form als die starke Beimischung von Glimmer in der Thonmasse geben ihnen ein hübsches Aussehen.

Die Herstellung des Eises ist nur bei einer gewissen Richtung des Windes an hoch gelegenen Orten im Anfang des Frühjahrs möglich. Es geschieht in großen Thonpfannen, welche auf klein geschnittenes Stroh gestellt werden; die kleinen Eisscherben, die sich darin bilden, werden sorgfältig gesammelt und fest zusammengepackt, und jedes Mitglied der Aktiengesellschaften, welche in Benares und Agra zu diesem Zwecke gebildet sind, erhält an bestimmten Tagen nach der Zahl der Loose seinen Antheil.

Die Lebensweise unter diesen äußerst künstlichen Verhältnissen ist sehr abweichend von der bei uns gewöhnlichen. Man kann es im Freien etwa nur bis neun, höchstens bis zehn Uhr aushalten; ein Engländer wenigstens wird nie mehr um diese Tageszeit sein Haus verlassen. Deutschen Naturen, die eben erst frisch aus Europa gekommen

ſind, ſchadet die Hitze eben nicht; ich habe öfter bis elf Uhr ohne Nachtheil im Freien gezeichnet, obgleich man die Gefährlichkeit eines ſolchen Unternehmens mit den grellſten Farben ſchilderte. Es liegt in dem engliſchen Charakter, an dem einmal hergebrachten Glauben feſtzuhalten; Niemand geht nach neun Uhr Morgens oder vor fünf Uhr Abends aus dem Hauſe; dagegen hält man es für ganz in der Ordnung, dreimal täglich eine ſehr ſubſtanzielle Mahlzeit zu halten und eine Menge des feurigſten Weines und Bieres zu trinken, als hätte man von dieſer Seite keine Gefahr zu beſorgen. Nach meiner Meinung könnte man ſich immer etwas mehr rühren, auch während der Hitze, ja es würde bei einer ſo wohlbeſetzten Tafel etwas mehr Bewegung um ſo dienlicher ſein.

Nach Sonnenaufgang alſo genießt man, was an Kunſt- und Naturmerkwürdigkeiten zu ſehen iſt, nimmt ein Bad und macht Toilette zum Frühſtück; nach dieſem findet man die Lady im Muſikzimmer, wo etwas Muſik genoſſen und über italieniſche und deutſche Komponiſten geſprochen wird. Das Piano iſt leider gewöhnlich verſtimmt und nicht im glänzendſten Zuſtande, da trotz dem dreifingerdicken Wattenüberzuge der Roſt in den Saiten wüthet. Dann ſchläft, wer Zeit hat, noch einige Stunden. Gegen ein oder zwei Uhr vereinigt man ſich wieder im Speiſezimmer zu einer zweiten Mahlzeit, welcher wieder ein Nachmittagsſchläfchen folgt, bis um fünf Uhr Pferde und Wagen zur Spatzierfahrt bereit ſtehen. Die Wärme iſt noch ſehr drückend und der Weſtwind bedeckt Wagen und Reiter mit dickem grauen Staube, ſo daß man ſich freut, vor dem Diner noch Zeit zum Bade und zur Toilette zu finden. Um ſieben Uhr geht man zu Tiſch, gewöhnlich ſind einige Damen anweſend, unter welchen jedem Herrn von Diſtinction im voraus diejenige angewieſen wird, welche er zur Tafel zu führen hat.

An Geſellſchaft fehlte es ſelten; denn die während des Tages durch die Hitze geſtörte Geſelligkeit hält ſich dafür am Abend ſchadlos, und man läßt ſich auch gern ſolche Diners gefallen, welche dem Klima ſehr angemeſſen erſcheinen. Aber was ſoll man zu den gerade in der heißen Jahrszeit ſo ſehr beliebten Bällen ſagen? Man tanzt viel und mit Leidenſchaft, und eben dieſe Bälle ſind es, wo ſich eine

viel größere Anzahl von Personen zusammenfindet, da die Auswahl bei den Einladungen weniger streng ist als bei den Diner's. Man sieht da die sonderbarsten Figuren; Lady's, welche über die erste Blüthe hinaus sind, die greisen Haare à la paysanne frisirt, bemühen sich etwas zu tanzen, was man hier zu unserm Verdruß Polka nennt; daneben junge Schönheiten von 13 bis 14 Jahren mit allen Ansprüchen einer vollendeten Dame, oft schon mit künstlichen Rosen auf den Wangen, da die natürlichen sehr früh in diesem Klima verschwinden.

Die Rosen läßt man gelten; aber wenn, um etwas indisches Blut zu verstecken, welches der Haut einen kleinen Anflug von Bronzefarbe giebt, ein Ueberzug von Eiweiß und Kreide angewendet wird, so ist die Kunst der Toilette nach europäischen Begriffen doch etwas zu weit getrieben, und gewiß würde ich dies für eine Verläumdung gehalten haben, hätte mich nicht ein genauerer Blick auf einige so präparirte, weiße Damen von der Wahrheit der Sache überzeugt.

Das schwelgerische Leben in der Stadt wurde am 13. April wieder mit dem staubigen heißen Aufenthalt im Palankin vertauscht.

Wir gingen zunächst nach Bhurtpur, wo wir am 16. eintrafen und fünf sehr interessante Tage bei dem Rajah von Bhurtpur zubrachten. Er hat zum Dank dafür, daß die Engländer ihn auf den Thron gehoben haben, seinen Freunden ein ganz nach englischem Geschmack eingerichtetes Palais bauen lassen. Es enthält alle Comforts, welche das Leben hier angenehm machen, die Kühlungsapparate, Eispfannen, ein großes Bassin zum Baden (im zweiten Stockwerk), einen guten Champagner- und Claretkeller. In diesem Palais wohnten wir während unseres Aufenthalts zu Bhurtpur, gingen früh Morgens auf die Antilopen- und Nylgaujagd. In den heißen Tagesstunden wurde gezeichnet, gemalt, gelesen und die erlegte Jagdbeute präparirt. Der Rajah veranstaltete außerdem zur Unterhaltung Ringerkämpfe, bei welchen wir bewundernswürdige Kraftleistungen sahen; auch die gewöhnlichen Kämpfe zwischen Elephanten, Tigern, Antilopen und Schaafböcken wurden hier wieder aufgeführt.

Der bedeutendste Ort auf dem Wege von hier nach Delhi war

Mattarah*), wo wir von Mr. Thornton, einem vorzüglich liebenswürdigen Manne, aufs Beste aufgenommen und bewirthet wurden.

Der alte Sitz des Großmoguls, Delhi, wurde am 26. April erreicht. Es ist ein großer aber trauriger Ort; die Umgegend eine völlige Wüste, von dem Schutt vergangener Pracht bedeckt. Der Aufenthalt wurde noch unbehaglicher dadurch, daß wir bei einem alten Gentleman einquartirt waren, der möglichst wenig für seine Gäste that. Seine Equipage war nur einmal angespannt und zwar zu einer Zeit, wo er wußte, daß der Prinz ausgegangen sei; sein prächtiges Marmorbad wurde nie aufgeschlossen, und wir erfuhren erst später, daß es existire. Man mußte daher, um die sehenswerthen Ruinen der alten Bauwerke bei Delhi, welche alle ziemlich entfernt von der englischen Station liegen, zu besuchen, die Elephanten besteigen, welche dem Gouvernement gehören. In der Hitze dieses Klimas ist das harte Schaukeln auf den Rücken der Elephanten fast unerträglich, und die Sonnengluth, welche man dabei aus der ersten Hand genießt, war besonders auf dem Rückwege sehr lästig, denn obgleich schon früh um fünf aufgebrochen wurde, war es doch nicht möglich, vor elf Uhr wieder zurück zu sein.

Es giebt hier Monumente reichlich eben so interessant, als die Pyramiden, und von hohem Alter. Die Reste einer riesenhaften Moschee, welche zu großartig angelegt war, um vollendet werden zu können, geben ein Bild der vergangenen Größe des alten Delhi. Ein Minaret steht noch; er ist 250′ hoch und hat 65 Schritt im Umfange; 398 Stufen führen zur Spitze hinauf. Er ist von außen kannelirt und die Stockwerke bestehen abwechselnd aus rothem Sandstein und weißem Marmor, eine Zusammenstellung, welche man viel in Indien findet.

Viel älter als der Kutab Minar, wie dieser Thurm genannt wird, ist ein aus Metall gegossener Pfeiler mit Sanskritinschriften, der sich etwa 40′ über die Erde erhebt und eben so tief darin vergraben sein soll. Timur Lenk ließ eine Kanone dagegen abfeuern, die Kugel machte einen Eindruck ohne die Säule zu verletzen. Die

*) Muttra — Mathura.

Stelle, wo er ſteht, iſt mit den Ruinen eines Hindutempels umgeben, welche dieſes räthſelhafte alte Monument überdauert hat, über deſſen Urſprung alle genügende Nachrichten fehlen.

Ich erwähne auch den vom Schah Jehan erbauten Pallaſt am Ufer des Jumna, welchen wir am erſten Mai in Begleitung von Mr. Metcalf beſuchten. Er liegt außerhalb der Thore und iſt von Wällen eingeſchloſſen, welche 5—6′ dick und 50′ hoch ſind. Seine Mauern aus rothem Sandſtein ſchimmern weit hin und ſchließen einen großen Raum ein, welcher eine eigene Stadt bildet.

Die Thore ſind halbrunde Vorſprünge, die Mauern oben kannelirt und mit zahlreichen, aber niedrigen Thürmen beſetzt. Ein gewölbter Gang (Tſchatta), welcher nur in der Mitte eine Oeffnung hat, führt vom Thore, in deſſen Rundung ſich die Wachen befinden, zum erſten Hofe, Nobob Chauner genannt. Er enthält die Pferdeſtälle. Der zweite Hof (Devan Am), der größte, ſchließt eine offene Halle ein, deren Fronte von neun Bögen aus Sandſtein mit Marmorſtuck getragen wird. Ein drittes ſchönes Thor führt von da in den Devan Koß, den dritten Hof mit der Marmorhalle, in welcher ehemals der Pfauenthron des Großmoguls ſtand. Dicke Pfeiler aus ſolidem Marmor tragen ſie; die Parquets ſind aus den koſtbarſten Steinen zuſammengeſetzt. Es waren Karneole vom größten Werthe darunter. Die eine Seitenwand der Halle enthält in großen goldenen Lettern die perſiſche Inſchrift: „Wenn ein Paradies auf Erden war, ſo iſt es dies, ſo iſt es dies, ſo iſt es dies.“

„Man zeigt hier noch die Tribüne, auf welche der Groß Mogul herauszutreten pflegte, um mit dem Volke zu reden; ſie iſt ebenfalls von Marmor. Die Wände ſind durchaus mit italieniſcher Marmormoſaik ausgelegt, und den deutlichſten Beweis für den europäiſchen Urſprung dieſer Kunſtprodukte liefern die darauf dargeſtellten Aepfel, Birnen und Kirſchen, ſowie die beliebten Dieſtelfinken und Dompfaffen auf ſchwarzem Marmorgrunde.

Zur linken Seite der Halle liegt die marmorne Privatmoſchee Moti Mosjid, in ſehr ſchönem Style gebaut, aber klein und einfach; zur rechten befindet ſich der jetzige Pallaſt des Kaiſers, wo er im

Schooße seiner Frauen lebt. Dieser besitzt noch sein vergoldetes Dach, während alle übrigen goldenen Dächer längst verschwunden sind.

Im Garten daneben befindet sich ein Marmorbad mit den prächtigsten Mosaikfußböden mit vollständigen Teppichmustern. Es ist leider sehr im Verfall; dicker Staub, altes Gerümpel, Trümmer von Marmorsitzen und Divans bedeckten den Boden. Ein süperbes Bassin mit einer Einfassung von seladongrünem Plasma und einer ausgezeichnet schönen Rosette von Karneolen und Blutjaspis in der Mitte war halb unter dem Schutt begraben; noch dazu hatte einer der kaiserlichen Barbaren einen großen Kasten voll Erde auf eisenbeschlagenen Rädern darüber rollen lassen, um seine Bogenschützenkunst an diesem Ziele zu üben.

Die schönen Bogengänge, welche den Hof umgeben, fallen aus Mangel an Reparatur einer nach dem andern in Trümmer; von den Marmorhallen verschwinden stückweise die schön gearbeiteten Geländer; halb verwitterte Fetzen von den großen Zeltlaken, welche ehemals Schatten gaben, hängen überall an den Dächern umher. Und doch erhält dieser Schattenfürst einen Gehalt, welcher die Einnahme der Königin von England übersteigt, um den Pallast im baulichen Stande zu erhalten. Nichts geschieht dafür; die vielen Schmarotzer und unnützen Tagediebe an seinem Hofe schlagen drei Viertel davon unter, und den Rest verzehren die zahllosen Weiber des Harems.

Am 2. Mai zogen wir früh auf schwerfälligen Elephanten durch einen Theil der Stadt am Fort vorüber. Das Ziel unserer Ausflucht waren die Grüfte der Baburiden-Kaiser, welche etwa vier Meilen von der Stadt entfernt liegen. Trümmer und Ruinen des alten Delhi bedecken den Boden, der mit einzelnen Mimosen und Feigenbäumen bewachsen ist.

Die Mauern, welche das grandiose Grabmal des Humayun einschließen, sind halbzerfallen; nur das äußere Thor, aus solidem, rothen Sandstein erbaut, ist noch gut erhalten. Ein Zwischenraum von etwa 100 Schritten, früher wahrscheinlich ein Garten, jetzt zum Tabaksbau verwendet, trennt das Hauptgebäude von den Mauern. Es hat eine breite Fronte mit siebenzehn Bogen, den mittlern, welcher als Thor dient, mitgerechnet. Die übrigen sechzehn sind bis auf kleine viereckige Thüren vermauert, welche den Eingang zu den Grab-

gewölben bilden. Das Ganze bildet ein vollständiges Quadrat, welches an allen Seiten die Grabzellen, 68 an Zahl, enthält. Steigt man die Treppe hinauf, so gelangt man auf eine große Plateforme, die dem Hauptgebäude, dem Grabe des Humayun, zur Grundlage dient.

Dieses letztere ist ein achteckiger großer Thurm mit drei Etagen und einer Kuppel, etwa 60′ hoch; acht kleinere Thürme umgeben dasselbe. Es ist von Humayun, dem Vater Akbar's, etwa im Jahre 1570 in einem einfachen, aber edeln Style erbaut und für sein hohes Alter wohl erhalten.

Noch weiter entfernt von der Stadt liegt das Grab des Heiligen Nisam Uddin. Um zu ihm zu gelangen durchzieht man eine ganze Stadt von Gräbern; kleine Grabgebäude von Moscheenform erheben sich ringsum, so weit das Auge reicht; überall eingestürzte Kuppeln, offene Gewölbe und Säulenreste alter Tempelplätze. Endlich erreicht man eine hohe graue Mauer; eine niedrige Thür öffnet sich, und man erblickt ein frisches Baumgrün im Innern. Ein schmaler Hof führt durch einen zweiten Eingang zu einem mit Gallerien und tempelartigen Gebäuden umgebenen Tank*). Es waren hier eine Menge Fakire und Priester, welche sich erboten von den Spitzen der Kuppeln herabzustürzen, wenn man sie honoriren wollte, was jedoch nicht geschah.

Das Heiligthum selbst, ein wunderschönes, zierliches Marmorgebäude, lag in einem anderen Hofe unter dem Schatten der Feigenbäume. Das Innere desselben war an den Wänden mit einer Menge Inschriften in goldenen, arabischen Buchstaben bedeckt; die Decke mit Seidenzeug verhangen; doch bekamen wir als Ungläubige den Sarg des Heiligen nicht zu sehen. Ein Priester nahte sich uns hier mit zwei kleinen irdenen Gefäßen in den Händen, deren Deckel er mit den Worten lüftete: „Dies ist die Gabe, welche Jedem gereicht wird, dem Armen wie dem Reichen, dem Könige wie dem Geringen.“ Damit bot er uns vom Inhalte der Töpfchen an, welcher in kleinem Zuckerwerk bestand.

*) Wasserbassin.

In der Nähe dieſes beſonders heiligen Platzes (denn Niſam Uddin war ein Prophet und heiliger Scheik) befanden ſich noch mehrere ausgezeichnet ſchöne Grabdenkmäler, welche, mehr den europäiſchen gleich, aus einem Sarkophage beſtehen und mit kunſtvoll ausgehauenen Marmorgittern eingeſchloſſen ſind; hier iſt das Grabmal der Jehan Arra (Jaharra), der Tochter des Schah Jehan, das des Mudſchewadſch; ein drittes mit ſehr hoher Marmoreinfaſſung, dem Sohne Akbar Schah's Gengri Medrih Baba errichtet.

Ein tempelartiges viereckiges Gebäude mit flachem Dache ſtand abgeſondert von dieſem großartigen und prachtvollen Gottesacker. Es beſteht aus 25 kleinen Gewölben neben einander, je fünf in einer Reihe, von denen die äußeren durch Doppelſäulen, die inneren durch einfache getragen werden. Gelber Sandſtein iſt das Material. Die Zwiſchenräume der äußeren Säulen ſind durch geſchmackvolle Arabeskengitter bis an die Säulenknäufe ausgefüllt. Es enthält die Marmorſarkophage der Schweſter, der Mutter und der Brüder des Erbauers, des Chaun Aſim Chan, welcher ein Milchbruder des Humayun geweſen ſein ſoll.

Eines der großartigſten der Baudenkmale ſahen wir auf dem Rückwege, die alte mächtige Feſtung des Schir Schah, Purana Killa. Ihre gewaltigen Mauern und Thürme, wiewohl ſehr zerfallen, ſind doch ziemlich wieder mit Backſteinen ausgeflickt, ſo daß keine große Breſche offen geblieben iſt. Die vier Thore dagegen ſind bis auf eins zugemauert; an einem derſelben ſieht man Elephanten aus Marmor in die aus rothem Sandſtein gebauten Seitenthürme eingeſetzt.

Wir gelangten auf einem großen Umwege zu dem noch gangbaren Thore und waren ſehr erſtaunt, im Innern Haus an Haus zu erblicken. Ein ganzes Dorf wird von den Ringmauern, die wohl 8 bis 900 Schritt an jeder der vier Seiten lang ſein mögen, eingeſchloſſen. Auch einige merkwürdige Gebäude aus alter Zeit ſtehen noch im Innern. Das erſte iſt ein achteckiger, hoher Thurm aus rothem Sandſtein, oben flach und ohne Kuppel, Schirmundel genannt, welchen Schir Schah ſich zu einem luftigen Sommeraufenthalt gebaut haben ſoll. Steile Treppen führen zu den beiden höhern Stock-

werken hinauf, welche außen von Gallerien umgeben ſind und im Innern hübſche Deckenmalereien und Moſaik von blau- und gelb-glaſirtem Sandſtein enthalten. Das andere iſt die wunderſchöne Moſchee, die dem Gori Allah Uddin zugeſchrieben wird. Sie iſt eine der flachen Moſcheen, hat wenig Tiefe und beſteht nur aus einem einzigen, einfachen Gebäude. Die Fronte hat fünf große Portale mit faſt hufeiſenförmigen Bögen, von denen der mittelſte ſich nur wenig als der Haupteingang unterſcheidet. Das Mittelgewölbe iſt ſehr hoch, aber mit einer ganz flachen Kuppel bedeckt; die Niſchen den Eingängen gegenüber enthalten ausgezeichnet ſchöne Marmorrahmen, voll der herrlichſten Arabesken.

Von hier ging es nach der Feſtung des Feroze Schah, deſſen Sandſteinmonolith (Feroze Kotelah) ſchon von ferne über den alten Mauern ſich zeigte. Er iſt rings von einer Maſſe kleiner über einandergebauter Gewölbe umgeben und hat zahlreiche Inſchriften, die oberen in Sanskrit, die unteren in Hindui-Charakteren.

Die Rückkehr zur Stadt gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten; denn die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und verbreitete eine verſengende Gluth. Zu Hauſe angelangt mußte ich eilig die Kiſten zur Abreiſe in Stand ſetzen; denn wir werden morgen Delhi verlaſſen und über Merut in die kühlen Berge des Himalayah gehen, um durch das Gebirge, wenn es die chineſiſchen Behörden nicht hindern, über einen der Gränzpäſſe in Tübet einzudringen.

Achter Brief.

Merut. — Moradabad. — Der Tacai. — Der zerbrochene Palankin. — Der Wald. — Die Ani-Luft. — Kali Dhungi. — Thal des Nibalganga. — Die Waldvegetation. — Der Hanuman. — Der Ghagerpaß. — Rainethal. — Zahlreiches Wild. — Der See. — Mondfinſterniß. — Der Koſilafluß. — Die Tempel bei Doca. — Der Kotelak. — Schmelzhütten. — Thal des Ramganga. — Lushington's Bangalo. — Adh badri. — Der Tillekanni- und Khoukalapaß. — Dhunpur. — Der Sanghe. — Duritthal. — Der Oberprieſter von Kedarnath. — Okimuth. — Mr. Wilſon. — Die Quelle von Ganrikund. — Der Fakir. — Der Tempel von Kedarnath. — Der Tſorikthal. — Ausſicht auf die Schneeberge. — Panali Danda.

Panali Danda, den 20. Juni 1845.

Wir ſind in kurzer Zeit aus der brennend heißen Wüſte auf die kühlen Höhen des Gebirges verſetzt. Schon in Merut, wo wir am 3. Mai ankamen und in einem ſchönen engliſchen Wirthshauſe, dem Albion Hôtel, einzogen, war die Hitze viel weniger läſtig. Das Wetter war zwar warm, doch ſtieg der Thermometer um Mittag nicht über 25°. Gegen zwei Uhr brach ein furchtbarer Sturm los; die Sonne verfinſterte ſich von dem gelben, emporgewirbelten Staube, bis ein heftiger Platzregen ſich in Strömen ergoß, der ſich nach und nach in einen ſanften Frühlingsregen verwandelte.

Die Luft war äußerſt lieblich und mild, als wir am andern Tage (den 4. Mai) unſern Weg fortſetzten. Am Abend erreichten wir den Ganges und ſetzten bei den heiligen Gangestempeln (Ganga deval) über den Fluß. Während der Nacht legten wir noch eine bedeutende Strecke des Weges zurück, ſo daß wir früh in die Nähe von Moradabad,

der letzten Station vor den Bergen, kamen. Ein vierspänniger Wagen nahm uns einige Meilen vor der Stadt in Empfang und führte uns rasch unserm Ziele zu. Mr. Wilson, ein sehr artiger und liebenswürdiger Mann, empfing uns in seiner Wohnung und bewirthete uns mit einem splendiden Diner, nach welchem wir, als die Tageshitze vorüber war, wiederum den Wagen bestiegen. Es war ein sehr angenehmer Weg, welcher durch doppelte Relais rasch zurückgelegt wurde. Bei einem kleinen Dorfe an der Grenze der niedern Waldregion, des Tarai, welche ihrer ungesunden Luft wegen sehr gefürchtet ist, machten wir Halt.

Hier waren für den Prinzen, den Grafen v. O. und Mr. Wilson Pferde bereit, um sie rasch zum Fuß der Berge zu tragen; der Graf v. d. G. und ich sollten in den von Moradabad vorausgeschickten Palankinen folgen. Es war anders beschlossen. Unsere durch die viermonatliche Reise stark angegriffenen Palankine fanden wir obenauf mit großen Wasserkrügen und Blumentöpfen schwer beladen, zu unserem nicht geringen Verdruß; denn das Gewicht beeinträchtigte die Schnelligkeit der Reise sehr. Mein Arzeneikasten machte meinen Palankin ohnehin schon besonders schwer; die schweren Wasserkrüge obenauf machten alle Fugen krachen. Auch war ich kaum im ersten Schlaf, als ein lautes Krachen mich wieder erweckte und der Palankin wirklich zusammenbrach. Die Träger standen still; ich stieg aus und fand, daß die Stange gebrochen war, ein Schaden, der sich durch Stricke und Zusammenbinden nicht heilen ließ.

Da saß ich nun in der dunkeln Einöde, ganz in die Hände des faulen tückischen Volkes gegeben, mit dem ich mich nicht einmal verständigen konnte. Gewaltmaaßregeln halfen auch hier. Erst verwetterte und verdammte ich Mr. Wilson's Wassertöpfe, dann wurden die vorhandenen Bambusstöcke in Beschlag genommen und mit Hülfe derselben die schwere Maschine wieder in Gang gebracht. Glücklich gelangten wir bis zum nächsten Dorfe; ein Mistri (Schreiner) wurde aus seinem Schlafe aufgestört, und eine Menge faulen Volkes versammelte sich um ihn, während er mit entsetzlicher Langsamkeit Löcher bohrte, zu denen er keine Nägel hatte. Zu den endlich herbeigeschafften Nägeln fehlten die Schrauben, zuletzt ging das Oel aus und die

Träger ſchlichen ſich davon. Kurz, es war 1 Uhr vorüber, ehe wir wieder in Gang kamen. Ich mußte trotz der Reparatur und trotz der Müdigkeit zu Fuße nebenher laufen.

Als der Tag graute, traten wir in den Wald ein; mächtige hohe Bäume (Saul und Ciſſu), Volkameriengebüſch mit Schlingpflanzen dicht durchwachſen, verſchloſſen durch ihr dunkeles, undurchdringliches Laub alle Ausſicht. Nur ein ſchmaler Weg war hindurchgehauen, oft von umgeſtürzten, ungeheuren Baumſtämmen verſperrt, die man durch Feuer zum Theil hinweggeräumt hatte. Die Sonne ſtieg höher, und die Hitze wurde immer drückender; die beklemmende, feuchte, heiße Luft (Aulluft) drückte ſchwer wie Blei. Endlich erreichten wir gegen 11 Uhr die Station Kali Dhungi am Ende des Tarai, wo die Reiſegeſellſchaft ſeit 5 Uhr unſerer wartete. Man ſtärkte ſich durch ein ſelbſtbereitetes Frühſtück; unterdeſſen kam auch der zum zweiten Male zerbrochene Palankin an und die bereit ſtehenden Bergpferde (Ghunts) wurden beſtiegen.

Zuerſt folgten wir etwa 6 Meilen lang einem breiten, faſt trockenen Flußbette, dem des Nihalganga, welcher in der heißen Jahrszeit nur als ein ſpärliches Bächlein fließt. Es war mit kurzem Geſträuch von Mimoſen und Bauhinien bewachſen und mit Geröll von Quarzfels und Grauwackenſchiefer bedeckt. Dann wand ſich der Weg an Hügeln mit ſchroffen Abhängen von eiſenhaltigem Thon und Gyps in die Höhe und ging von da beſtändig ſteil bergan. Das Bächlein, welches wir hin und wieder paſſirten, führte eine Menge Kalk mit ſich, der als Kalkſinter alle Kieſel überzieht.

Die öden Geröllwände der tiefern Hügelkette hatten wir nun hinter uns und erreichten die friſchbegrünten Kuppen einer zweiten Bergreihe, die wohl 400′ höher war. Ein kühlerer Luftzug kam uns hier entgegen, während die Luft im Thal unerträglich ſchwül und drückend war; hier blühten Roſen, hier dufteten Jasminhecken, und gelbe äußerſt wohlſchmeckende Himbeeren und Berberitzen mit blauen großen Beeren boten eine erquickende Speiſe dar.

Auf einem kahlen Bergrücken lagen die wenigen Strohhütten des Dorfes Simoria. Ein ſeltſames, hohes Geſtell, einem Galgen ähnlich, von dem verflochtene Ketten, die von Weitem wie Gerippe aus-

ſahen, herabhingen, zog nicht weit davon unſere Blicke auf ſich. Es war eine Schaukel. Das Schaukeln iſt nämlich hier eine Art Gottesdienſt und wird von den frommen Hindus mit eben ſo viel Andacht verrichtet, als ich die Nepauleſen ihre Gebeträder drehen ſah. Die Wege zum Himmel ſind verſchieden; doch hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß man ſich auch hineinſchaukeln könne.

Jetzt näherten wir uns der Ghagerkette, überſtiegen eine Reihe reizend ſchöner Hügel, welche mit hohen Fichten (Pinus longifolia) auf ihrer Spitze und mit Roſen, Sauerdorn, rothblühenden Granatbäumen und dem wohlriechenden Jasmin (Philadelphus Deutzia) an den Seiten bewachſen waren. Prächtige Guirlanden von einer Art Clematis rankten in den Weißdorngebüſchen neben hochſtämmigen Aprikoſen und Kirſchbäumen. Unſere Bergpferde kletterten auf dem glatten Thonſchiefergeröll noch manchen ſteilen Pfad hinan, ehe wir die Höhe des Paſſes erreichten, wo der Wald dichter und hochſtämmiger wird. Er beſteht hier aus hochwipfligen Eichen (Quercus tomentosa und semicarpifolia), deren krauſe Zweige ein dichtes Laubgewölbe bilden.

Schaaren von Hanuman-Affen erſchütterten die Aeſte, indem ſie ſich in gewagten Sprüngen von einem Wipfel zum andern ſchleuderten. Dieſes Thier (Cercopithecus Entellus) gleicht von Geſicht faſt einem alten Manne; es iſt hier ganz beſonders hell von Farbe, oft ganz weiß, und ſein ſchwarzes Geſicht nebſt dem langen Barte und dem Haarſchopf über den Augen geben ihm ein wunderliches Anſehen. Uebrigens hat man ihn verläumdet, indem man ihn als ſehr boshaft ſchilderte; er wirft weder mit Steinen noch mit Knütteln, ſondern macht höchſtens eine Grimaſſe von einem hohen Baumaſte herab, auf dem er ſich ſicher fühlt. Ein Klatſchen in die Hände treibt die ganze Heerde in die Flucht; man hört dann das Rauſchen und Knacken plötzlich in allen Zweigen; wohin man ſieht, ſchütteln die alten Eichen ihre Wipfel, und die großen, weißen, langſchwänzigen Thiere fahren mit großer Schnelligkeit durch die Luft von einem Baume zum andern, ohne je einen Fehlſprung zu thun. Die Eichen (Bhanſch) ſcheinen ſie vorzugsweiſe zu lieben.

Der Kamm des Paſſes, voll von Schluchten, Abhängen und

tief ausgewaſchenen Bachriſſen iſt ungemein dicht bewachſen. Hier gedeiht der Ahorn, die Eſche, der Buchsbaum, die Pappel, die Hainbuche, der Nußbaum und die Aprikoſe. Dichtes Gebüſch von Jasmin und zwei verwandten ſehr wohlriechenden Geſträuchen, die für die europäiſchen Gärten eine wahre Zierde ſein würden, bedeckt den Boden, und die köſtlichſte, von Blumenduft gewürzte, friſche Bergluft belebt die Kräfte. Der Epheu, Maiblumen und Erdbeeren in Blüthe, eine Art weißer Frauenſchuh und manche andere bekannte Formen erinnern an unſere deutſchen Berge.

Jetzt ging es wieder niederwärts, dann ſteil bergauf und nach einer kleinen Viertelſtunde erblickten wir zwiſchen den grünen Eichen und Rhododendron hindurch den dunkeln Spiegel eines Sees in der Tiefe. Ein kleiner Ort, aus vier ſteinernen Häuſern und drei Häuschen beſtehend, Nainethal, liegt am Ufer des Sees zwiſchen prächtigen Baumgruppen, da wo noch vor wenigen Jahren der Bär, der Leopard und Dſcherauhirſch allein herrſchten. Wir ſtiegen hinab und gelangten durch eine tiefe Schlucht zu dem Hauſe des Mr. Luſhington, welcher uns freundlich aufnahm.

Der Wald iſt hier reich an Wild. Am Tage vorher hatte ein Leopard den Hund unſers nächſten Nachbars faſt vor der Thür weggeholt. Auf den Klippen der umherliegenden Berge ſind zwei Antilopenarten, die eine Ghoral, die andere Sirau genannt (Antilope Ghoral und Thar) zu Hauſe. Oft vernimmt man das Gebell des kleinen Mundjakhirſches, hier Kakar genannt; auch den größern Dſcherauhirſch (Samwer in der Ebene genannt) bekommt man nicht ſelten zu ſehen. Eine Viertelſtunde von hier liegt eine große Bärenhöhle; doch ließ ſich kein Bär ſehen, auch war die Höhle leider zu tief, um ihn durch Schwefeldampf herauszutreiben. Selbſt die Tiger ſcheinen dieſe Berge gern zu ihrem Aufenthalte zu wählen und werden ihrer kühnen Raubanfälle wegen ſehr gefürchtet. Nicht weit von hier ſperrte vor vier Monaten ein ſolches Raubthier die Pilgerſtraße, wo er zehn bis zwölf Reiſende zerriſſen hatte. Es iſt merkwürdig, daß dieſes Thier bis an die Grenze des Schnees hinauf noch eben ſo gefährlich iſt, wie in der heißen Ebene, und den großen Unterſchied

der Temperatur für nichts achtet. Man erzählte mir, daß man im Pendschab die Tigerfußtapfen nicht selten im Schnee fände.

Der Name des Orts Nainethal oder Nainithal bedeutet „See der Naina," welche letztere eine Heroine gewesen sein soll. Der See liegt zwischen schwarzem Kalkstein, der in hohen Klippen auf der einen, und Thonschiefer, welcher in losen Geschieben auf der andern Seite ansteht, eingeschlossen und ist sehr tief; das Senkblei gab an verschiedenen Stellen sechzig bis fünfundsiebzig Fuß. Nahe der Mitte ist eine seichte Stelle, die von den nahen Berggipfeln gesehen smaragdgrün glänzt. Er ist mit seinem spitzen Ende nach Südwest gerichtet; nach Nordost endet er breit und das ist die einzige Stelle, wo das Ufer eine kleine Fläche bildet, die wenig über dem Niveau des Wassers erhaben ist. Nach den Messungen des Colon. Everest beträgt seine Höhe über dem Meere 6300′, und sein Umfang 3⅓ engl. Meilen. Der Kalksinter, welcher auf der höchsten Spitze der umgebenden Thonschieferfelsen aufsitzt, der Grünsteintrapp, der in einzelnen Blöcken an der westlichen Seite ansteht, endlich die zerrissenen, zackigen Ufer lassen auf eine vulkanische Entstehung des Sees schließen. Es liegen noch drei andere Seen in der Nähe, in einem Umkreise von etwa zehn bis funfzehn Meilen.

Unser Aufenthalt in diesem lieblichen Thale verzögerte sich von einem Tage zum andern, weil die nöthigen Vorräthe zur Bergreise nur mit großen Umständen von Almora herbeizuschaffen waren; es gab daher viel Zeit zum Sammeln. Die Jagd lieferte eine Ghoralantilope (die Engländer nennen sie Gemse), verschiedene Hirsche und Fasanen, deren Felle präparirt werden mußten. Die Bären ließen sich nicht blicken, und Leoparden wurden zwar häufig gesehn, aber keiner erlegt, da der felsige Boden die Verfolgung der schnellen Thiere unmöglich machte. Insekten gab es wenig; nur Schmetterlinge sah ich in größerer Zahl an den Jasminbüschen, meist aus der Gattung Hipparchia und Lycaena, auch eine Euprepia von den glänzendsten Farben, alle den unsrigen frappant ähnlich. Da so viele der Blumen und Sträuche ganz den deutschen gleichen, läßt es sich wohl denken, daß auch viele der vorkommenden Insekten dieselben sein werden.

Am 23. Mai beobachteten wir hier eine total-centrale Mondfinsterniß, bei welcher die Eingebornen einen furchtbaren Lärm mit Trommeln und Geheul machten, um den Drachen vom Monde zu verscheuchen, und einige Tage darauf (am 27.) sollten wir mit 74 Kulies (Träger), acht Pferden, einer Hammelheerde und vier Zelten ausgerüstet Rainethal verlassen. Der bestimmte Tag brach an, aber ein furchtbares Gewitter mit einer gewaltigen Regenfluth überschwemmte den Ort und brachte eine solche Wassermenge mit sich, daß Wasserfälle von allen Bergen in den See stürzten. Endlich gegen neun Uhr hörte der Regen auf. So konnten wir erst nach dem Frühstück unsere Pferde besteigen. Die Kulies waren vorausgeschickt.

Wir überstiegen zunächst einen Gebirgskamm; dann ging es wieder schroff bergab auf steilen, vielfach gekrümmten Wegen. Bald hörten die Bhanscheichen auf und ein dichter Fichtenwald begann, welcher die Luft mit balsamischem Dufte erfüllte und den Weg durch die abgefallenen Nadeln schlüpfrig machte. Auf einem Bergvorsprunge hatten wir eine weite Aussicht in die Bergthäler; man zeigte uns den Ort, wo wir am nächsten Tage Rast machen sollten.

Hier war die Grenze von Rainethal durch einen großen Steinhaufen bezeichnet. Der Weg zog sich, als wir von der Höhe hinabgestiegen waren, eine Zeitlang in einem trocknen, mit Himbeeren und Berberitzen bewachsenen Flußbette hin; doch mußten wir ihn bald verlassen, weil er nicht mit Pferden zu passiren war. Einige Dörfer mit reinlichen Häusern, die mit Schiefer gedeckt waren, wurden durchzogen. Hinter dem letzten derselben ging der Weg auf der Kante eines schmalen Bergrückens hin, welcher ganz mit Birnbäumen bewachsen war. Am Ende dieses Kammes sahen wir das Kosilathal von fern vor uns, und erreichten nach beschwerlichem Herabsteigen den Kosilafluß, welcher durch den Regen angeschwollen hier etwa 80 Schritte breit war und an der tiefsten Stelle 3′ Tiefe hatte. Jenseit desselben liegt Budschan, ein kleines Dorf von etwa 20 Häusern, unter grünem Gebüsch von Mongobäumen, Platanen und Granatbäumen. Hier wurden die Zelte aufgeschlagen, das Abendessen bereitet, die Kulies abgelohnt und von der Mühe des Tages ausgeruht.

Um acht Uhr früh am 28. folgten wir zuerst dem Thale des Usigacka Naddi, eines Nebenflusses des Kosila. Steile Wände von Thonschiefer mit dürftiger Vegetation schlossen das Thal an beiden Seiten, welches viele kleine, sehr einfach eingerichtete Mühlen enthielt. Zu meiner Verwunderung zeigten sich hier in einer Höhe von 4000′ noch einzelne Palmen (Phoenix humilis), unter denen ich eine bei dem Dorfe Tschukola wohl 30′ hoch schätzte. Hinter einem Thaldurchbruch, welcher hohe Wände von Glimmerschiefer und schwarzem Thonschiefer zeigte, stiegen wir an der Seite kahler, runder Bergrücken bis zum Dorfe Tipoli hinauf, welches mit wohl angebauten Feldern umgeben war. Der Weg begann hier wegen der Höhe der Kulturterrassen sehr schlecht zu werden; er bot außer einem kleinen Heiligthume, Dschulega Debi genannt, nichts Interessantes dar. Nach vierstündigem Marsche erreichten wir das Zeltlager an einem sanft geneigten Bergrücken zwischen Kiefern gelegen. Die Hauptleute (Pudwaris) der zunächst liegenden kleinen Orte Diuli und Thanda, die mit vielen ihrer Verwandten uns bei Diuli empfangen hatten, folgten dahin nach.

Am folgenden Tage (den 29.) durchsetzten wir den Gagasfluß, durchzogen mehrere freundliche Dörfer bis zum Thal von Dora Hath. Man zeigte uns hier eine Menge kleiner Tempel in der Nähe einer Palmengruppe, die wahrscheinlich gepflanzt ist. Sie sollen von dem Rajah von Kathura vor 700 Jahren errichtet sein, welcher sich ein Jahr dort aufhielt und an jedem Tage in diesem Jahre einen Tempel (Deval) vollendete. Es sind kleine thurmähnliche Gebäude verschiedener Höhe, vierseitig, oben pyramidenförmig zulaufend und mit einer knopfartigen Spitze verziert. Die Vorderseite enthält eine kleine Oeffnung, die durch einen ganz kleinen von vier Säulen getragenen Portikus verdeckt wird.

Ein weit ansehnlicheres Denkmal war ein Tempel von nicht unbedeutendem Umfange bei dem Dorfe Dora. Das halbeingestürzte Hauptgebäude ist vierseitig und mit ausgezeichneten Skulpturen geschmückt. Leider ist die Basis, welche Elephanten vorstellt, die dicht gedrängt die Köpfe vorhalten, von mohamedanischen Zeloten sehr verstümmelt; über diesen war eine Reihe männlicher und weiblicher Fi-

guren, jedoch keine vielarmige darunter. Im Innern waren mehrere zertrümmerte Bildwerke in halberhabener Arbeit. Das alte Denkmal ist von einem Butterbaume (Bassia butyracea) überschattet, und von Palmengruppen (Elate sylvestris) umgeben; dicht daneben befindet sich eine schöne Quelle, durch einen unterirdischen fest gemauerten Gang bedeckt.

Ein anderer Tempel, ein Bramanisches Heiligthum, welches jetzt noch von Priestern bewohnt wird, befindet sich nicht weit davon. Das bedeutendste seiner Gebäude ist ein uralter Deval von bedeutender Höhe, ringsum von einem Gehöft mit roth und weiß gemalten Mauern eingeschlossen, an welches sich zwei kleine hölzerne Tempelhallen anschließen. Es ist dem Mahadö von Kedarnath geheiligt, weshalb viele Pilger, die den weiten Weg scheuen, ihre Wallfahrt hier beendigen.

In den folgenden Tagen kamen wir, dem Laufe des Kotelalthals, welches am Fuße des hohen Duna Ghiri, eines breitrückigen, sanft abfallenden Berges, entspringt, folgend, durch eine ziemlich flache von den fleißigen Einwohnern gut kultivirte Gegend. Die Vegetation war sehr einförmig; einige Balsaminen, Himbeeren, Bauhinien, und hin und wieder ein Wollbaum, waren das Einzige, was ich bemerkte. Wir setzten über den Ramganga, mit welchem sich der Kotelal verbindet. Der erstgenannte Fluß ist etwa 80 Schritte breit, und sein mit Kieselgeröll angefülltes Bett mag wohl die doppelte Weite haben. Wir sahen an seinem Ufer Gruben, welche ein reichhaltiges Eisenerz zu Tage fördern; dicht daneben befinden sich auch die Schmelzhütten nahe beim Zusammenfluß des Kotelal mit dem Ramganga. Man zeigte uns hohe Haufen von Schlacken und kleine Heerde nicht größer als Kochstellen, in welchen das Erz ausgeschmolzen wird. Die Hütten daneben waren ganz kürzlich niedergebrannt; wir fanden dieselben noch glimmend. In einem dem Ramganga anfangs parallel laufenden Thale, dem Katscherrithale, welches nur einen kleinen Bach, aber sehr schöne Wiesengründe enthielt und mit flachen, ziemlich kahlen Bergen eingeschlossen war, fanden wir ebenfalls Bergbau nahe bei einem kleinen, aus Strohhütten bestehenden Dorfe.

Wir hatten hier Gelegenheit, das ſehr unvollkommene Verfahren bei dem Ausſchmelzen der Erze zu ſehen. Ein paar Blaſebälge mit angekittetem Mundſtück führen von oben in eine roh aus Steinen zuſammengeſetzte kleine Grube, unter welcher ſich ein vertiefter Raum befindet, der durch ein Zugloch mit ihr verbunden iſt. In die obere Grube wird das zerpochte Geſtein, mit einer gleichen Menge Holzkohlen vermiſcht, hineingethan und in Gluth gebracht. Die Schlacken fließen durch das Zugloch ab, und das zum Schweißen gebrachte Eiſen ſetzt ſich in Klumpen zuſammen, die abwechſelnd herausgezogen und gehämmert werden.

Man nennt die ganze Einbucht, welche das Thal ſchließt, Schimolteke; der Paß etwa 800′ höher als die Thalebene, der hier von uns überſtiegen wurde, heißt Ponduakhal. Hinter ihm gelangten wir wieder an das Flußbett des Ramganga, dem wir am linken Ufer oft in beträchtlicher Höhe über dem Fluſſe folgten. Eine Menge Pilger, meiſt Frauen, von Kedarnath kommend, begegneten uns hier; ſie gaben ſich für Bundelkundleute aus, und die Weiber waren alle in dunkelblaues Baumwollenzeug mit rothen Kanten und Verzierungen gekleidet. Die alten ſchrien uns an; die jungen ſtellten ſich in eine Reihe, uns den Rücken zuwendend.

Ein Wald von Rhododendron und verſchiedenen Eichenarten nahm uns bald in ſeinen Schatten auf; auch einzelne Fichten zeigten ſich wieder auf dem gegenüberliegenden Bergkamme.

Neben einem kleinen Dorfe, Agur, bei welchem wir wieder zum Fluß hinabſtiegen, fiel mir eine ſteile Felswand von grünblauem Geſtein auf; drei verſchiedene Schachtmündungen und eine Menge Erzſtücke und Schlacken zeigten, daß hier eine Kupfergrube bearbeitet wurde. Der ſchöne grüne Kupferſchiefer wird auf eine ganz ähnliche, einfache Weiſe behandelt wie das Eiſenerz im Katſcherrithale. Das Erz wird mit einem Zuſatz von zerklopftem Kalkſtein durch Holzkohlen geſchmolzen; die Schlacken werden jedoch hier oben abgeſchöpft, da der ganze Tiegel, wenn man das von unbehauenen Steinen eingeſchloſſene Loch von einem halben Fuß Durchmeſſer ſo nennen kann, kein Abzugsloch hat. Nur mit großer Schwierigkeit erlangte man es von den Hüttenleuten, ihr Verfahren zu zeigen und einige Stücke des ge-

wonnenen Metalls zu produciren; denn sie fürchteten, wir wollten sie berauben.

Ein sehr angenehmes Nachtquartier wurde uns nach diesem Tage (den 1. Juni) in dem Bangalo des Mr. Lushington zu Theil, welches auf einem schönen, flachen Rasengrunde gelegen, mit seinem kleinen Garten mitten zwischen den waldbewachsenen hohen Bergen sich reizend ausnahm. Die Gegend erinnerte lebhaft an manche Schweizerlandschaften, welches europäische Gepräge durch die zahlreichen, bei uns gewöhnlichen Zierpflanzen im Garten: Goldlack, Stiefmütterchen, Nelken, Rosen und Coreopsis noch täuschender wurde.

Von hier aus wurden die Ufer des Ramganga so steil und hoch, daß wir nur selten den Fluß sahen; liebliche Bachthäler, mit schönen Farrenkräutern dicht überwachsen, oft durch Wasserfälle belebt, unterbrachen die Gleichförmigkeit des Weges, der meist durch einen dünngesäeten Wald von Eichen- und Birnbäumen mit Rosen und Berberitzengebüsch führte. Im Grunde eines tiefen Querthals sah ich die ersten Kastanienbäume (Aesculus) in voller Blüthe, eben so hoch als die unsrigen, aber mit schmalern Blättern; auch Wallnußbäume kamen einzeln vor.

Endlich lichtete sich der Wald, das Thal ward freier und in der Ferne zeigten sich unsere Zelte und die Tempel von Adh badri unter hohen Maulbeerbäumen. Der Lagerplatz lag ungefähr 80′ tiefer und ein lieblicher, kleiner Fluß, der Narang, der aber hier auch Adh badri naddi genannt wird, voll von Forellen und kleiner Wasserfälle floß dicht daneben hin. Wir folgten dem Thale dieses Flusses am andern Tage aufwärts. Die Ufer nahmen bald an Höhe und Schroffheit zu; fast senkrecht fielen die Felswände von einer Höhe von 800′ bis zum Grunde ab mit dürftiger Vegetation hoch oben.

Hier verloren sich nach und nach die runden, sanft ansteigenden Bergkuppen mit den sorgfältig angebauten Kulturterrassen, wie wir sie bisher viel gesehen hatten; zum ersten Male zeigte sich ein großartiger Gebirgscharakter. Das Gestein war ein schiefriger, oft auch in glatten Klippen anstehender Sandstein; an einzelnen Stellen zeigte sich Grauwackenschiefer von dunkeler Farbe, auch wirklicher Tafelschiefer, jedoch seltener. Nach Uebersteigung eines Hügels traten wir in

ein anderes Flußgebiet ein, in das Thal des Kurſali naddi, welches anfangs dicht bewaldet war; weiter hinauf wand ſich der Weg bald rechts bald links am Ufer fort, treppenartig anſteigend. Beſonders unbequem war er bei dem Dorfe Kirſal. Die ſteil abfallenden Berge waren ſehr kahl; nur einzelne Rieſenbäume zeigten, welch ein Wald hier früher geſtanden haben muß, ehe ihn das Feuer vernichtete.

Zwei Päſſe, der Tillekannikhal und der Khonkalakhal wurden am 4. Juni überſtiegen. Ehe wir die Höhe des erſten erreichten, veränderte ſich die Vegetation merklich; der Wald wird dichter und dichter; Wallnuß, blühende Roßkaſtanien, Eichen, Weiden, und eine Art Maulbeerbäume bilden den hochſtämmigen Baumſchlag, Roſen das Untergebüſch. Der Khonkala-Paß iſt noch etwa 500′ höher und ohne Wald auf ſeinem höchſten Kamme.

Welch eine ſchöne Ausſicht hätte man hier haben müſſen, wäre nicht die ganze Atmoſphäre mit Dunſt erfüllt geweſen. Wir erblickten nur in ſchwindelerregender Tiefe das große Dorf Dhunpur; die Höhen waren verdeckt.

Der Boden war mit ſchönen, blühenden Pflanzen bedeckt, Frauenſchuh, eine blonde Anemone und Akelei viel zu ſehen, und weiter hinab eine neue Art Erdbeeren, mit reichen Früchten von ſehr angenehmem Geſchmack, ſtatt der indiſchen Erdbeere (Fragaria indica) mit gelber Blüthe und geſchmackloſen Früchten, welche ich bisher nur gefunden hatte.

Wir erreichten auf furchtbar ſteilen, felſigen Wegen unſere Zelte, welche nahe bei Dhunpur aufgeſchlagen waren, um elf Uhr. Das Dorf liegt ſehr ſchön und beſteht aus reinlichen, ſteinernen Gebäuden, die mit Schieferplatten gedeckt ſind. Es war Niemand darin, weil, wie man ſagte, die Bewohner ausgezogen waren, den Tokedar oder Dorfſchulzen zu verfolgen, welcher mit der ihm anvertrauten Kaſſe durchgegangen war; nach einem andern Gerüchte hatte der Tokedar den Arbeitern bei dem Kupferbergwerke, welches den Haupterwerbszweig der Einwohner bildet, nicht mehr die volle Hälfte des Ertrags haben zahlen wollen, und dieſe hätten deshalb die Gruben verlaſſen.

Ich besuchte eine dieser Gruben, deren Eingang durch eine natürliche Höhle mit vielfachen Verklüftungen gebildet wurde. Man rutschte über eine schmale Brücke ohne Geländer, die über eine unergründliche Schlucht führte. Kienspähne dienten zur Erleuchtung, durch welche eine Menge Fledermäuse und eine Art Cypselus aufgeschreckt wurden. Der Stollen oder vielmehr ein Loch, etwas über einen Fuß im Durchmesser haltend, führte nun schräg abwärts; es war außerdem so kothig, daß ich es vorzog die weitere Untersuchung aufzugeben, als auf dem Bauche kriechend in diese engen Gänge vorzudringen. Die Arbeiter sollen, auf dem Rücken liegend, mit einem Fäustel das erzhaltige Gestein losschlagen.

Ein Ruhetag (der 5. Juni) in Dhunpur wurde zur Jagd benutzt, welche ein junges Moschuskalb und einen Dscherauhirsch lieferte. Unterdessen hatten sich auch die Dorfbewohner, durch Geschenke zutraulicher gemacht, in größerer Anzahl wieder eingefunden; doch hielt es schwer, die nöthige Zahl der Kulies zusammenzubringen. Nur durch die gewaltsamen Maaßregeln der fremden Budwaris wurde es möglich.

Wir folgten von hier dem Flußthale des Dudegaon naddi, welcher weiter hinauf vor seiner Vereinigung bei dem Dorfe Sedoli mit einem andern kleinen Flusse der Sedolibach genannt wird. Viel Nadelholz, hochstämmiger Tarus besonders, zeigte sich hier auf den Berghöhen. Die Ufer des Dudegaon waren furchtbar wilde und steile Felsen von bedeutender Höhe, wir verließen sie vor dem Einfluß desselben in den Alacananda, und folgten einem kleinen Flüßchen mit starkem Gefälle, dem Djuleh, welcher sich ebenfalls in den Alacananda ergießt. Das Brausen dieses letzteren, welcher sein graugebliches, trübes Wasser durch die engen, hohen Ufer von schwarzgrauen Thonschieferfelsen hindurchzwängt, hörte man schon aus großer Entfernung.

Ein Sangho (Seilbrücke) führte hinüber, nicht weit von dem Dorfe Bamoth, welches am rechten Ufer des Flusses liegt. Diese im Gebirge überall gebräuchlichen Brücken bestehen aus zwei starken Grasseilen, welche straff über den Fluß von einem Ufer zum andern gespannt werden; an ihnen sind kurze fingerdicke Grasseile perpendi-

kulär aufgehängt, welche an ihren Enden Querstäbe tragen; über diese ist dann der Länge nach gespaltener Bambus gelegt, welcher die eigentliche Brücke bildet. Da die Breite derselben kaum einen Fuß beträgt und die Bambusstäbe durchaus keinen dichten Boden bilden, so darf man eben nicht an Schwindel leiden, wenn man hierüber gehen will.

Die Pferde mußten durch den Strom schwimmen, indem man ihnen ein Seil um den Hals band und sie an das jenseitige Ufer hinüberzog. Sie kamen alle glücklich an, obwohl der Strom sehr reißend und wohl 150′ breit ist. Nicht weniger Schwierigkeit machte der Transport der Sachen und der Zelte. Wir selbst folgten zuletzt. Am jenseitigen Ufer stieg der Weg steil bergan, immer am Rande der Felsen bleibend, welche hier aus reinem Sandsteine bestanden. Die Vegetation fing mit Palmen (Phoenix humilis) an, welche bis zur Höhe von 1000′ hinauf vorkommen und schmackhafte, den Datteln ähnliche Früchte von dunkelblauer Farbe trugen.

Wir wandten uns nach Nordost und gelangten in das Thal des Kunegarflusses, welches auf der einen Seite dichtes Waldgebüsch, auf der andern viel Kulturterrassen hat. Das rücksichtslose Abbrennen des Unterholzes und Grases und Entrinden der großen Bäume hat auch hier den Wald schrecklich verheert. Auf dem höchsten Punkte fanden wir im Gebüsch eine Schaar Bhotialeute gelagert, welche von Riti kamen und einige Zentner Salz, auf Schaafe und Ziegen geladen, mit sich führten. Die Ziegen waren sehr große, starknochige Thiere; jede trägt 12 Seer (24 Pfd.) in einem Quersacke, der wie ein Sattel über den Rücken gelegt wird, und schreitet mit dieser Last ganz munter vorwärts.

Nicht weit von dem hochgelegenen Orte Pokri, der mit vielen Kupfergruben umgeben ist, wurden wir von dem Pudwari und vielen weißgekleideten Leuten empfangen. Ein Bangalo, auf der Spitze des Berges gelegen, gewährte ein angenehmes Unterkommen.

Der heftige Regen nöthigte uns, einen Rasttag zu machen, ehe wir den hohen Paß, Sihalekhal, hinter dem Dorfe Matschkinda (Matschkanda) überstiegen. Oben war derselbe mit dem schönsten Walde von mächtigen, bemoos'ten Eichen, Tarusbäumen, schön grup-

pirten Lorbeeren und Weiden bedeckt. Bambus zeigte sich hier zum ersten Male im Gebirge; schöne Orchideen, ein wohlriechendes Polygonum und viele Erdbeeren bedeckten den üppig grünen Boden. Ein zweiter Paß, der Khallikhal oder Muckwakhal genannt (man findet gewöhnlich mehrfache Benennungen), den wir hinter dem Jaumenigharbache erreichten, machte durch die schlüpfrigen, mit vermodertem Laub bedeckten Wege die Uebersteigung sehr mühsam. Nur ein einziges, elendes Dorf Djude (Dude) lag am Wege, hinter welchem wir zum ersten Male von dem Lagerplatze bei Tschobeda die herrlichen, weißglänzenden Schneespitzen des Kedarnath erblickten, die vor dem dunkelblauen Himmel im Hintergrunde ganz nah erschienen.

Unsere Hindudiener versäumten hier nicht, die Erlaubniß zu benutzen, den drei Meilen weiter östlich gelegenen, heiligen Platz Tungnath zu besuchen.

Am folgenden Tage, am 11. Juni, erreichten wir nach sehr beschwerlichen, steilen Wegen am Ufer des Agasganga den schönen Seespiegel von Durithal, einem sehr hoch gelegenen Orte. Es zeigte sich, als wir den See umgangen hatten, ein Zelt unterhalb der Höhe des Kammes, vor welchem eine Gruppe reichgeschmückter, in gelbe Seide gekleideter Leute saßen. Der Oberpriester von Kedarnath war dem Prinzen hierher entgegengekommen, ihn zu begrüßen, und ließ anfragen, ob und wie er ihm seine Aufwartung machen dürfe. Bald darauf kündigte eine schreckliche Musik von langen, posaunenartigen Blaseinstrumenten seinen Besuch im voraus an. Eine halbe Stunde später erschien er selbst, ein schöner Mann in den besten Jahren, mit edlen Zügen, die ihn als einen Hindu von der reinsten Raçe kenntlich machten; eine Menge Geschenke, bestehend in Backwerk, Zucker, Kaschmirshawls, Yackschwänzen, Moschus und einer Schale voll Rupien wurden von ihm ausgetheilt. Sein prachtvoller Aufzug stach sehr gegen unser einfaches Reisekostüm ab.

Wir folgten ihm am andern Tage nach Okimuth, zuerst auf dem Kamme einer Bergreihe hinabziehend, von wo man links das Thal des Agas, rechts das Thal des Kaliganga überblickte, letzteres

voll von Dörfern und Kulturterraſſen. Ehe wir's dachten, lag Okimuth vor uns im Thale.

Ein großes viereckiges Gebäude mit einem Deval, in der Mitte des von Gallerien eingeſchloſſenen Hofes enthält die Wohnung des Oberprieſters. Er empfing uns am Thore, berührte den Hut des Prinzen wie zum Segen und führte uns über den Hof in eine offene Halle, wo ein Diwan und zwei Stühle aufgeſtellt waren, auf denen wir Platz nahmen. Ehe die Unterhaltung begann, wurden einem Jeden zwei Rohrſtöckchen überreicht, deren Enden mit Baumwolle bewickelt und in ein ſehr angenehmes Parfüm, das mit Sandelöl gemiſchte, grüne Roſenöl, getaucht waren. Er ſprach ſehr haſtig und lebhaft, und ſchien über das Gegengeſchenk, welches er erhielt, einen Ring, ſehr erfreut; ſeine Hände zitterten, als er denſelben zu vielen andern an den kleinen Finger ſteckte. Beim Abſchiede ſchien er in Verlegenheit zu ſein, ob er beim Gruße die Hand reichen ſollte oder nicht. Mir fiel dabei Martabar Singh ein mit ſeinen herzlichen Umarmungen, von dem wir ganz kürzlich erfahren haben, daß er auf Veranlaſſung des Rajah ermordet ſei.

Wir ſetzten bald unſern Weg fort und erreichten unterhalb Okimuth den wilden Kaliganga, der brauſend und rauſchend zwiſchen felſigen Ufern hinſtrömt. Ein ſehr lockerer und heftig ſchwankender Sangho aus dünnen, mit Grasſeilen verbundenen Rohrſtäben führte in einer Höhe von 40 bis 50′ über ſeine wildeſten Strudel hinüber. Bei Maſta erreichten wir das Flußthal des Mundagri, den wir hinter Narangkote, einem heiligen Orte mit einem anſehnlichen Tempel, mittelſt einer Brücke überſchritten. Die erſte Deodar-Ceder ſah ich hier nahe bei einem kleinen Orte im Mundagrithale, ſie war wahrſcheinlich dahin gepflanzt. Unſere Reiſegeſellſchaft wurde von hier ab durch einen Engländer Mr. Wilſon vermehrt, welcher in dieſen wilden Gebirgsgegenden von der Jagd der Moſchusthiere lebt, die ihm viel Geld einbringt. Es war ein faſt ſchwächlich ausſehender Mann, dem man weder die Bergluft, noch das Jägerleben anmerkte, durchaus nicht der Nimrod, wie wir ihn uns vorgeſtellt hatten. Hinter Jilmilputam macht der Mundagri, hier ein wildes Bergwaſſer, eine ſtarke Biegung; ſeine Ufer werden immer ſchroffer

und an vielen Stellen ſind wohl über 1000′ hohe, jäh abfallende Felſenwände. Bei ſeiner Krümmung nimmt er den Baſſughi naddi auf. Hier ſind auch die prachtvollen Waſſerfälle deſſelben, von deren betäubendem Donner im engen Thale die Luft erzittert. Den unterſten Sturz ſeines ſchäumenden Waſſers ſchätze ich auf 150′, welche es in mehreren Abſätzen mit furchtbarem Brauſen hinunterſchießt.

Weiter hinauf wurde der Weg, welcher ſtark bergan führte, immer ſchmaler und beſtand bald nur aus Treppen, von denen man mit Grauſen auf die in furchtbarer Tiefe brauſenden Wellen des Bergſtromes hinabſah. Das Thal iſt ganz eng und die Gneußwände deſſelben, unten zu ſchroff für jede Vegetation, ſind nur oben auf den Kämmen mit Rhododendron, Bhanſcheichen und Fichten bewachſen. Wir zogen lange am rechten Ufer des Mundragi in bedeutender Höhe fort; endlich ging es wieder bergab, eine Viertelſtunde noch und wir ſahen die Tempel von Gaurikund vor uns, welche nicht weit vom Flußbette entfernt liegen.

Eine Menge Pilger waren bei den heiligen Quellen dieſes Orts verſammelt, in welchen unter vielen Ceremonien gebadet wird. Ein Baſſin von 12 Q.′ mit drei Abſtufungen fängt das Waſſer der einen heißen Quelle (Toptakund) auf, welches aus meſſingenen Ausläufern reichlich herabſtrömt. Wir ſahen verſchiedene ſeltſame Badeſcenen. Das Waſſer hat eine Wärme von 41,5° und verurſachte den badenden Pilgern Schmerz auf der Haut; beſonders ſchien es vielen der Frauen zu heiß zu ſein. Sie ſteckten abwechſelnd einen Fuß um den andern hinein, ohne den Sprung zu wagen; ſelbſt manche der Männer machten im Waſſer eine klägliche Miene. Andere zeigten dagegen einen großen Heldenmuth und ſtellten ſich mitten unter den Sprudel der Quelle. Ein Fakir ſtieg hinein, ohne eine Miene zu verziehen; er blieb volle drei Minuten darin, rieb ſich dann den ganzen Leib mit Aſche ein, und kurze Zeit darauf ſah man ihn wieder völlig nackt, wie er war, in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Welche beneidenswerthe Haut! Ich ließ mich mit ihm in ein Geſpräch ein über ſeine Lebensweiſe. Folgendes waren ſeine Worte: „Ich verließ Juggernauth, Familie, Haus und Eigenthum und folgte dem Gotte,

der mir eingab, hierher zu wandern. Zwanzig Jahre bin ich Fakir. Der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte. Der Gott machte auch, daß ich die Kälte nicht empfand, daß der Hunger mich nicht drückte; wenn ich krank war, machte er, daß ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir Gott etwas gleich einem Mantel zusenden, etwas mich damit zu kleiden; wo nicht, so wird er nicht zugeben, daß ich der Kälte unterliege."

Haben die Pilger es über sich vermocht, ihr dreimaliges Untertauchen zu verrichten, so wird ihr Zeug im heiligen Wasser ausgewaschen unter fortwährendem Gebet. Dazwischen laufen Knaben und Männer an der Quelle ab und zu ohne alle Andacht, um sich ihre Füße zu waschen, oder andere Sachen zu reinigen; Flintenläufe und Leuchter wurden darin abgespült; dennoch wollte man mir nicht erlauben, hinabzusteigen und die Temperatur der heiligen Quelle zu messen. Sie entspringt etwa 15 Schritte vom Mundagri und das Wasser fließt aus dem Bassin dem Strome zu; dort bildet es einen heißen Sumpf an seinem Ufer, in welchem trotz der Temperatur von 36° die Nesseln und der Ampfer vortrefflich gedeihen. Sechzig Schritt von ihr und etwas weiter vom Ufer ab befindet sich die zweite kalte Quelle, Gaurikund genannt. Ihre Temperatur beträgt 17,7°; das Wasser enthält kohlensaures Eisen in stärkerer Beimischung als das der heißen Quelle. Auch in ihrem Bassin wird von den Pilgern gebadet.

Am 16. Juni erreichten wir das Ziel der Pilgerwallfahrt, den Tempelort Kedarnath, berühmt schon seit Jahrtausenden wegen seiner Heiligkeit. Dort soll der heilige Leib des Wischnu liegen, nachdem er von den fünf Pardik's oder heiligen Brüdern in der Form eines Stiers angegriffen und getödtet worden.

Wir hatten von Gaurikund noch 5000′ bis zur Höhe des Tempels zu steigen und brachen deshalb früh auf. Es war heiteres Wetter und die Sonnenstrahlen brannten bald auf dem beschwerlichen Wege, der immer an den Felsenwänden hinlief, oft nicht breiter als anderthalb Fuß. Eine neue Plage kam hier hinzu in einer unsäglichen Menge kleiner Stechfliegen (Ceratopogon), welche in das Zeug hineinkrochen und auf dem ganzen Leibe sich verbreiteten; es ist wohl

die einzige Fliege, die das thut. Die Stiche waren sehr bösartig und mehrere Tage fühlbar.

Wir folgten dem Laufe des Mundagrithals, dessen Tiefe hier wohl zweimal die der Roßtrappe am Harz übertrifft. Selten bekommt man einmal das Wasser zu sehn, obgleich man das dumpfe Brausen der Wasserfälle beständig hört. Ein prachtvoller Wald bedeckt die Abhänge und Kuppen der Gneußfelsen. Uralte Eichen mit sonderbar geformten Blättern, von deren zackigen Aesten langes, weißes Moos herabhängt, von Epheu und schönen Weinlaubguirlanden umschlungen; Wallnuß- und Kastanienbäume mit frischem Grün und die letztern in voller Blüthenpracht; Ahorn und Haseln von bedeutender Höhe stehen mit Lorbeeren und andern, den deutschen Forsten durchaus fremden, Formen in bunter Gesellschaft zusammen. Höher hinauf wird der Wald sparsamer und niedriger; Rosenhecken und Weiden herrschen vor, höhere Bäume vermißt man schon; nur der Tarus, der hier die Stelle der Tanne vertritt, wird noch baumartig. Bald sieht man das Waldgrün nur noch unten im Thale, und die Sträucher einer kräftig duftenden Syringe sind sammt den Rosen die letzten schönen Gebüschpflanzen.

Ein schöner Wasserfall in verschiedenen Absätzen von einigen 100′ Tiefe zog unsere Blicke auf sich, ehe wir den letzten Pilgerrastort Bhim Odiar erreichten. Dicht hinter demselben hebt sich das Thal bedeutend, der Weg bleibt aber ziemlich in gleichem Niveau, so daß wir bald das Flußbette berührten. Wir kamen hier an das erste Schneebett, welches wohl 800 Schritt lang sein mochte und ganz mit großen Steinblöcken und Geröll bedeckt war. Eine große Lawinenschütte überwölbte den Fluß. Von allen Seiten rauschten Bäche herab, aus den Schneelagern in den Senken entspringend, deren steile Ufer uns oft nöthigten große Umwege zu machen. Bei einem derselben überraschte mich ein höchst unangenehmer Geruch, den ich zuerst unsern schmutzigen Kulies zuschrieb; bald aber bemerkte ich hart am Flußbette eine weiße Stelle, kletterte hinan und fand eine schwefelhaltige Quelle, welche unter einem großen Felsblocke hervorquoll und einen starken Schwefelwasserstoffgeruch verbreitete.

Eine Alpenflor nahm von hier an die Stelle des Waldes ein;

Kaiſerkronen, Iris, vielfarbige Potentillen und Anemonen, Rhododendron mit dürren Stengeln bedeckten die Abhänge und Kuppen.

Ehe wir's dachten, hatten wir die Thalfläche erreicht, wo der Tempel von Kedarnath rundum von ſteilen Wänden eingeſchloſſen liegt. Im Hintergrunde nach Nordnordweſt iſt das Thal durch hohe Trümmerhaufen, von grau-braunem Schnee mit Steinen gemengt, welche zu Bergeshöhe aufgethürmt ſind, begrenzt; rechts davon ſtarrt der Kedarnath-Pik 21,500′ hoch. Trotz der Ermüdung und Kälte arbeiteten wir uns durch drei beſchwerliche Schneefelder hindurch, um den Felſen zu ſehn, von welchem fromme Pilger ſich herabſtürzten, ihr Leben der Gottheit opfernd. Die Luft war in dieſer Höhe ſo dünn, daß der Kopf ſchmerzte und mich der Schwindel auf ebenem Grunde anwandelte. Der Fels erhebt ſich ſchroff über die Schneebetten etwa 600′ hoch, und ein Waſſerfall, die Quelle des Mundagri, ſtürzt von ihm herab und verſchwindet unter dem Schneelager, aus dem der Fluß erſt eine weite Strecke tiefer unten wieder zum Vorſchein kommt.

Auf einer kleinen Erhöhung in der moorigen Sohle des Thals, die mit einer ſchönen Blumenflor, beſonders ſchönen, dunkelvioletten Aurikeln bedeckt iſt, liegt der berühmte Tempel von Kedarnath. Er iſt im Ganzen gut gebaut, aber nicht ſehr alt; von dem alten iſt außer der Grundlage, die der Sage nach von den Göttern erbaut wurde, keine Spur mehr vorhanden. Nur einige alte, ſehr verwitterte Säulenknäufe ſah ich rund umher, halb im Moor verſunken, liegen. In der Form, welche der Tempel jetzt hat, iſt er vor drei Jahren von dem Hohenprieſter von Okimuth errichtet. Die Fronte hat eine ſchmale, etwa 10′ hohe Treppe, eine Thür in der Mitte und neben derſelben jederſeits eine Niſche, worin links ein Hanuman, rechts der Tſchapraſſi des Mahadeo und über dieſem in einer kleinen Niſche der Flötenbläſer deſſelben, Kirkiſſi, ſich befindet. In der entſprechenden Niſche links iſt nichts enthalten. Eine kleine Quelle mit einem Häuschen überbaut liegt ungefähr 100 Schritt hinter dem Tempel; eine andere, Retikund genannt, mit ſtark kohlenſaurem Waſſer, entſpringt weiter am öſtlichen Abhange der einſchließenden Bergwand. Sie hat eine Temperatur von 4, 5°; noch mehrere andere,

nicht weit von einander höher an den Bergen hinauf liegend, zeigten nur 3,3° Wärme.

Der Platz, auf dem der Tempel liegt, hat eine Höhe von 11,800′ über dem Meere; seine Breite über dem Mundagri gemessen, welcher ihn der Länge nach durchschneidet, beträgt 480 Schritt. Die niedrigeren Seitenhügel vor den einschließenden Bergwänden an jeder Seite des Thales sind wahrscheinlich nur durch Schneeschurren aufgethürmte Schutthaufen. Sie gaben dem Thal einen höchst eigenthümlichen Charakter.

Wir blieben die Nacht oben; es wurde während derselben empfindlich kalt, so daß gegen Morgen das Thermometer nur 5,5° zeigte. Gegen 8 Uhr (am 18. Juni) kehrten wir auf demselben Wege zurück; doch wandten wir uns vor Jilmilputam südwestlich und gelangten durch einen schönen Eichenwald auf einen hohen Bergvorsprung, von dem wir eine prachtvolle Aussicht auf die Kedarnathgruppe hatten. Die Schnee- und Baumgrenze unterschied sich sehr scharf. Uns gegenüber, durch ein kleines Flußthal geschieden, lag der hübsche Ort Tirjougi, bei welchem ein ganz vortrefflicher Lagerplatz ausgewählt war.

Nach langer Berathung, auf welche Weise wir weiter kommen und in das Gebiet des Rajah von Ghurwal eintreten würden, da keine Kulies vorhanden waren, wandten wir uns mit Beibehaltung der bisherigen zuerst nordwestlich und traten unmittelbar in den Wald ein. Hin und wieder fanden sich noch einzelne Strecken, wo in dem halbniedergebrannten Walde der als Getreide benutzte Fuchsschwanz (Amaranthus Gangeticus) in die Asche gesäet war. Weite mit Farrenkraut bedeckte Abhänge wechselten mit solchen kultivirten Feldern und hochstämmigem Walde ab. Der Weg mit glatten Wurzeln und Laube bedeckt war sehr unbequem zu steigen; bis zum Paß hinauf, der Tsorikhal genannt wird, nahm die Bewaldung an Fülle der Vegetation immer zu und hinderte oben alle Aussicht. Links am Wege war eine große Tigerfalle angelegt, d. h. eine tiefe Grube mit einem aus schweren Bäumen zusammengefügten Fallgatter, welches obenein noch mit Steinen beschwert ist. Eine Stütze wird daruntergestellt, wie bei einer Mausefalle, und an diese, welche mittelst kleiner Hölzer sehr leicht beweglich ist, in der Grube eine lebendige Ziege

befeſtigt. Die Falle klappt zu, ſobald der Tiger an der erwürgten Ziege reißt, um ſie fortzutragen. Was die Eingeborenen hier Tiger (Scher) nennen, ſind jedoch meiſt Leoparden.

Ein zweiter noch höherer Paß folgte auf den erſten, und nach dieſem noch drei andere Bergrücken, ehe wir mitten in der Wildniß auf einem engen, unheimlichen, von dichtem Waldgebüſch umgebenen Platze die Ruinen eines Bangalo erreichten. Moos und Farrenkräuter von den zierlichſten Formen bedeckten den Boden, Alles vom Regen triefend. Von hier fingen die Bäume ſchon an krüppelhaft zu werden, die Eichen hörten auf, Birken und Rhododendron nahmen ihre Stelle ein.

Nie waren uns die im Norden liegenden Bergrieſen ſo himmelhoch erſchienen als an dieſem Punkte, wo ein weites Thal zu unſern Füßen lag. Wie kryſtallene Eispaläſte ragten ſie in die Luft, rechts der Pik von Badrinath mit glatten Schneeabhängen, links der Kedarnath, unſer alter Bekannter. Scharf zeichnen ſich die Gipfel gegen den blauen Himmel ab, und es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von ihnen der ſchönſte ſei. Zwei Schneebetten, an ihren Rändern mit ſchönen hellroſenrothen Aurikeln und ſchwefelgelben Primeln von lieblichem Geruch eingefaßt, waren zu überſchreiten, dann gelangten wir über eine ſteile Wand von Glimmerſchiefer, der durch Verwitterung an der Oberfläche feifenartig geworden war, aufwärts kletternd zum höchſten der Päſſe. Noch einmal zeigten ſich hier die prächtigen Berggipfel des hohen Himalayah, aber nur auf einen Augenblick; im nächſten Moment ragten nur noch glänzende Eisſpitzen über die dicken Wolkenwände hervor, ſo unermeßlich hoch, daß man ſie für eine Luftſpiegelung gehalten haben würde, hätte man nicht vorher die ganze Kette vom Grunde auf vor Augen gehabt.

Wir wanderten auf dem Kamme dieſes Paſſes wohl zwei Stunden lang fort, als ſich endlich unſere Zelte in ſüdweſtlicher Richtung auf einem fernen Bergrücken zeigten. Pilgerdenkſteine und ein Fakir am Wege zeigten, daß wir auf der Pilgerſtraße nach Gangotri uns befanden; auch war der Weg eben und breit und führte uns durch ein liebliches Thal mit grünem Eichenwalde bald unſerm Raſtorte Pauali Danda zu. Des Rajah Kulies warteten unſer. Eine

Reviſion des Gepäcks, das Repariren der Kiſten, Ablohnen der bisherigen Träger und Beamten machte einen Raſttag nöthig. Auch die Pferde wurden von hier als unnütz, da die fernern Wege zum Theil nur zu Fuß zurückgelegt werden konnten, auf einem anderen Wege nach Simlah vorausgeſchickt. Morgen geht es von hier weiter den Gangesquellen zu. Wir gehen zunächſt zum Flußthal des Billang hinab, weil der obere Weg (upper route), für den zuerſt entſchieden war, keine Brücken haben ſoll. —

Neunter Brief.

Die Kulies. — Abreise von Pauali Danda. — Gewanne. — Der Reisbau. — Kedarakhat — Gewalt. — Moschusthierfallen. — Die Leoparden. — Flußbett des Bhale Ganga. — Pinnari — Der Paß Kus. — Nadelholzwälder. — Thal des Bhagleathi (Ganges). — Seilbrücke. — Bithari. — Lager am Godh - Gadh. — Wasserfälle des Bhagirathi. — Brücke. — Sukhi. — Erster Cedernwald. — Dheeali. — Zusammenfluß des Djanevi und Bhagirathi. — Moschusthiere. — Der Monalfasan. — Flußbett des Bhagirathi. — Gangotri. — Der Tempel. — Rückweg. — Aussicht auf die Schneeriks. — Die Nilungbrücke. — Das Dorf Mukba. — Häuser desselben. — Bienenstöcke. — Ackerkultur. — Die Aprikosen. — Vorbereitung zur Abreise.

Mukba am Bhagirathi, den 7. Juli 1845.

Wir kommen nun immer tiefer in das Gebirge, und immer schwerer hält es, die nöthige Anzahl der Träger zur Fortschaffung des Gepäcks und der Zelte zu finden. Die Dörfer sind sehr klein und sehr weit von einander, und die unerbittliche Strenge, mit welcher die armen Leute von ihren Pudwaris oder Bezirksbeamten zu unserem Dienste gepreßt werden, ist oft schauderhaft. Der Trägerlohn ist sehr gering; ohne offenbare Gewalt würde man nicht einen einzigen Mann bekommen; denn sie haben alle ihre Felder oder ihr Gewerbe, von denen sie nur durch die Zwangsmaaßregeln des Pudwaris und seiner Tschapraſſis (eine Art bewaffneter Unterbeamten) fortgetrieben werden können. So zwingt uns die Nothwendigkeit, ohne Rücksicht diese armen Leute unter den schweren Lasten des Gepäcks die Berge hinaufkeuchen zu sehn. Die Zahl der Kulies ist jetzt von 74, mit denen wir von Nainethal auszogen, auf die Hälfte zusammengeschmol-

zen, und doch hält es ſchwer den hinreichenden Proviant in einem ſo armen Lande herbeizuſchaffen, obwohl die Leute äußerſt mäßig leben und mit ein oder zwei Händevoll Gerſten- oder Waizenmehl einen ganzen Tag bei ſchwerer Arbeit aushalten. Der Proviant wird auf Schaafen, die jedes einen kleinen Sattel tragen, fortgeſchafft. Natürlich kann einem ſo ſchwachen Thiere keine große Laſt aufgebürdet werden; die Ladung beträgt höchſtens 18 bis 20 Pfund.

Im Gebiete des Rajah von Ghurwal hatte ſich das ſeltſame Gerücht unter dem Volke verbreitet, dem Prinzen zögen 3000 Mann Soldaten voraus, überall würde geplündert und verbrannt. Nur mit Mühe wollte man ſich oft überzeugen, daß das plündernde Kriegsheer und der goldene Hofſtaat aus wenigen einfach gekleideten Reiſenden, die zu Fuße einher gingen, und den Gepäckträgern beſtand. Leider iſt die Geſellſchaft durch die Zurücklaſſung des Leibdieners des Prinzen, welcher wahrſcheinlich durch die heiße Luft der Thäler choleraähnliche Anfälle bekam, um ein tüchtiges Mitglied vermindert. Statt ſeiner begleitet uns der Engländer Mr. Wilſon, der Jäger, welcher alle Schliche und Stege im Gebirge kennt und auch in der Sprache der Pahari oder Bergbewohner bewandert iſt, welche ſelbſt unſer Interpret nicht verſteht.

Wir verließen den Raſtort bei Pauali Danda am 21. Juni. Es war ſehr naß und kalt (8,3°) und herbſtartiger Nebel verſteckte jede Ausſicht, als wir in das Thal des Billang fluſſes hinabſtiegen. Unten im Thale liegt das Dorf Gowanne, welches aus zwei kleineren, Mutegaon und Mullegaon (upper and lower) beſteht; unſere Zelte waren dicht daneben auf einem kleinen, iſolirten Hügel, um welchen ſich der Fluß mit einer ſtarken Krümmung donnernd und toſend herumzieht, aufgeſchlagen. Bei dem Orte iſt viel Reisbau. Der junge Reis, eben erſt umgepflanzt und in zierlichen Schneckenlinien oder im Zickzack auf den Feldern geordnet, giebt dieſen das Anſehen von Gartenanlagen im holländiſchen Geſchmack. Im ganzen Thal des Gowannaddi fiel mir dieſe ſeltſame Art der Reiskultur auf. Der Reis ſah ſehr ſchön ſammtgrün aus; es iſt die Art, welche Baſmutti genannt und in der Ebene ſehr hoch geſchätzt wird. Die Felder liegen tief in einem alten Flußbette, und in wenig Tagen iſt

die Zeit, wo man den Fluß, indem sein Hauptarm abgedämmt wird, zwingt, die jungen Reiskulturen zu überströmen. Der Reis ist hier die zweite Erndte; Gerste und Waizen waren schon eingebracht und die Stoppeln sammt den Wurzeln ausgezogen und verbrannt. In den Steinblöcken von grauem Gneuß sah man hin und wieder große Höhlungen auf der obern, flachen Seite. Sie dienen dazu den Reis, wenn er reif ist, durch Ausklopfen zu enthülsen.

Eine sehr schwankende, gebrechliche Brücke führte über den Fluß, welche wir am anderen Tage passirten. Der Weg von dort aus war wegen der steilen Thalwand, die mit großen Felsblöcken bedeckt und mit Erlen, Rasen und Weinreben bewachsen war, sehr beschwerlich. Es ging immer steil bergan bis zur Paßhöhe des Kedarakhal, welcher hoch über der Baumgrenze lag. Oft konnte man auf den durch Regen eingeweichten schwarzen, lehmigen Abhängen nur auf Händen und Füßen sich fortbewegen. Meine Messung ergab für den Gipfel des Passes eine senkrechte Erhebung von 10,580′.

Auf dem jenseitigen Abhange begann die Vegetation mit Rhododendron (Rh. campanulatum); dann folgte ein dichter Wald von Ahorn mit Unterholz von Rhamnusbüschen, und einer Art Birnbaum (Poppemull) mit sehr großen, herzförmigen, in der Mitte zusammengefalteten Blättern, was dem Baume ein höchst seltsames Ansehn giebt. Eine Art Bambus reicht bis an die Baumgrenze hinauf. Abwechselnd kamen wir mitten im Walde auch durch einzelne Plänen, die ganz mit hohen Kräutern bewachsen waren; Sauerampfer, Knöterich, Taubnessel und Doldengewächse waren die vorherrschenden Pflanzen, aber von so üppigem Wuchse, daß man kaum mit dem Kopfe darüber hinaussah. Diese Felder waren öfter über eine halbe Stunde lang. Weiter unten begannen unermeßliche Erdbeerfelder, und zuletzt mußte ein dichter Wald von Bambusrohr passirt werden, ehe die Kulturfelder des kleinen Dorfes Gewali, mit Tabak, Gurken und verschiedenen Hirsearten bestellt, sich zeigten.

Das tiefe Thal des Bhalegangа wurde am 25. Juni überschritten, hinter ihm ein waldiger Paß, dessen Namen wir nicht erfahren konnten.

Es giebt hier viel Bären und anderes Wild. Wir sahen einen

Mann ohne Naſe, der von der ſchwarzen, hier lebenden Bärenart ſo verſtümmelt war. Einige Moſchusthierfallen waren dicht am Wege angelegt. Sie beſtehn nur aus einem niedergebogenen jungen Baume, deſſen Spitze zwiſchen zwei Stückchen Holz am Boden ſo feſtgekeilt wird, daß er bei der leiſeſten Berührung in die Höhe ſchnellt. Eine ſtarke Schlinge iſt daran befeſtigt, und alles wohl mit Laub verdeckt. An beiden Seiten werden Hecken dicht in einandergeflochten, welche nur einen ſchmalen Weg freilaſſen. So wie ein Moſchusthier beim Vorübergehen die Keile berührt, ſchnellt der Baum mit der Schlinge in die Höhe. Auch Monolfaſane und ſelbſt Leoparden ſollen ſich darin fangen. Dieſe letzteren, von denen das Land voll iſt, obwohl man höchſt ſelten mehr als ihre Spuren ſieht, haben wunderliche Eigenheiten. Sie ſcheinen die durch Menſchen betretenen Wege zu lieben, und durchfurchen die Rinde der daran ſtehenden Bäume, beſonders des Rhododendron arboreum, mit ihren Krallen nach allen Richtungen. Man ſieht gewöhnlich fünf Striche neben einander gezogen, von denen die in der Mitte immer etwas höher anfangen als die übrigen, was nicht der Fall ſein würde, rührte die Spur von einem Bären her. Sie ſcheinen vorzugsweiſe Bäume mit weicher Rinde ſich auszuſuchen; denn jeder einigermaßen dicke Stamm des Baumrhododendrons war mit dieſen Furchen an allen Seiten bedeckt.

Nach einem angeſtrengten Marſche von ſieben Stunden, bei welchem wir auf einem wieſenähnlichen Plateau, an zwei kleinen Seen, Muſſarnag und Muſſarinagin, vorbeikamen, gelangten wir zum Flußbette des zweiten Bhaleganga, die letzte Strecke meiſt rutſchend, und gleitend; denn die Bambusſtöcke und das Laub der Bhanſcheiche machten den lemigen Weg faſt ungangbar. Man mußte ſich von einem Bambusſtock zum andern mit den Händen forthelfen. Der Bhaleganga, welcher ſich mit dem Strome gleichen Namens bei dem großen Dorfe Kathur vereinigt, iſt nur zehn bis zwölf Schritte breit, aber furchtbar reißend und ſo tief eingeſchnitten, daß das Thal faſt dunkel erſchien unter dem prächtigen Laubſchmuck des umgebenden Waldes von Ahorn, Eſchen, Weißbuchen und Wallnußbäumen. Unter den Eichenarten zeichnet ſich die Morueiche durch ihre dicken, kugelrunden Früchte, von der Größe eines kleinen Apfels, aus, die

grau oder braunroth von Farbe ſind, und auf einem ſehr flachen Näpfchen ſitzen, welches nicht mit der Eichel abfällt.

Unterhalb des Dorfes Pinnari (es wurde auch Pinsari oder Pinnauer genannt, je nachdem man verſchiedene Leute fragte) fanden wir im Schatten ſchöner Wallnußbäume unſern Lagerplatz. Die Bäume hingen voll reifer Nüſſe, die aber ſo hart und ſo ſchwer aus der Schale zu bringen ſind, daß man ſie wenig achtet. Sie ſind kugelrund und ſpringen beim Zerſchlagen in vier Stücke. Es ſoll jedoch noch eine Art mit dünnſchaligen Früchten geben, die kultivirt wird.

Der Menſchenſchlag iſt hier wie in Gewali, groß und ſtark; die Männer mit ſtarken ſchwarzen Bärten, in weiten Röcken und Hoſen von brauner Wolle; Weiber ließen ſich nicht ſehen. Die Häuſer des Dorfes, welche weiter am Berge hinauf lagen, waren reinlich und nett aus Stein gebaut, mit hölzernen Treppen auswendig und einer gepflaſterten Tenne vor dem Eingange. Rothe Amaranthfelder umgeben das Dörfchen.

Wir überſtiegen von hier aus zunächſt einen Paß von 10,500′ Höhe und traten in das Pelangthal, ein tiefes Nebenthal des Pillgaonthales, ein. Der Weg ging im dichten Walde fort, in welchem mir ein gewaltiger Haſelnußbaum, von der Dicke einer Eiche, merkwürdig erſchien. Bald erreichten wir den reißenden Pillgaonfluß ſelbſt, wo man eben mit dem Bau einer Brücke fertig geworden war, einer ſolchen nämlich, wie ſie hier im Gebirge gebräuchlich ſind. Ueber die reißendſte Stelle des Fluſſes waren drei Baumſtämme gelegt, ein Geländer fehlte, und dabei ſchwankten die langen Bäume in der Mitte auf eine höchſt unangenehme Weiſe.

Am 28. Juni erblickten wir zuerſt von einer hohen Bergkante jenſeit des 10,700′ hohen Paſſes Kus das Gangesthal mit den Dörfern Reithal, darunter Malle und Bithari, ſüdweſtlich Siutſchi, Gerſolli und noch einige andere auf einem großen Abhange am rechten Ufer des Ganges gelegen, der ganz baumlos erſchien. Deſto dichter und ſchöner war der Wald, den wir beim Herabſteigen durchzogen. Hier begann das Nadelholz vorzuherrſchen, und es zeigten ſich Bäume von unglaublicher Stärke und Höhe darunter; eine Mo-

rindatanne (Abies Pindrow), die sechs Fuß im Durchmesser und wohl 200′ Höhe hatte, ein Tarusbaum hatte 5 Fuß in der Dicke. Tiefer unten fängt die Roitanne (Picea Morinda) an, die ebenfalls einen ungeheuren Umfang erreicht. Selbst die Spiraen und ein Xylosteum, welche zwischen dem Laubwalde vorkommen, werden hier baumartig. Die Roitanne ist unserer Rothtanne sehr ähnlich; sie hat sehr dünne und spitze, einen halben Zoll lange Nadeln, und ihre Aeste stehen in einem rechten Winkel vom Stamme ab, während die der Morinda herabhängen. Die letztere hat zweizeilige Nadeln von zwei Zoll Länge, oberhalb glänzend dunkelgrün.

Der Wald wurde lichter; bald begann wieder die Region des Bambusrohres, und das Rauschen des Wassers kündigte die Nähe des heiligen Stromes an, obwohl wir uns noch einige tausend Fuß über ihm befanden und ihn noch nicht sehen konnten. Die letzte steile Strecke bis zu seinem Ufer war mit hartem, langen Grase bewachsen, auf dem man beständig ausglitt und in Gefahr war, unaufhaltsam am schroffen Abhang hinunter zu gleiten. Im Flußthal des Bhagirathi, wie der Ganges hier genannt wird, war eine durchaus verschiedene Vegetation. Alle schroffen Klippen sind von Weinreben umschlungen; dichtes Gebüsch von Aurantiaceen, Berberitzen, Cissus und Himbeeren mit grauen, wohlschmeckenden Früchten steht dazwischen.

Ein einfaches Seil von dünnen Bambusstreifen geflochten und quer über den etwa 50 Schritt breiten Strom gespannt, dient als Brücke. Auf diesem Seile ruht ein krummes Holz, an dessen Enden man mittelst eines Stricks um die Mitte des Leibes festgebunden wird. Nun bekommt man ein Zeichen, sich mit Händen und Füßen an dem Seile hinüberzuwinden, was im Anfang ziemlich rasch geht, weil man bergab fährt, am jenseitigen Ufer aber um so schwieriger wird, so daß man alle Kräfte aufbieten muß, um das Ende des Seils und das feste Land zu erreichen. Es dauerte fünf Stunden, bis auf diesem Wege alle unsere Effekten hinübergeschafft waren. Unsere Zelte wurden am jenseitigen Ufer, welches weder sehr hoch noch steil ist, aufgeschlagen, und wir hatten trotz der bedeutenden Wärme doch eine ziemlich ungestörte Nachtruhe, da die Stechfliegen (Cerato-

pogon) in weit geringerer Anzahl vorhanden waren, als auf den früheren Stationen, wo man ihretwegen kein Auge schließen konnte.

Die Flußufer des Bhagirathi bestanden hier aus einer weißen Mischung von Feldspath und Quarz mit schwarzem Glimmer durchzogen; an der Stelle, wo das Seil hinübergezogen ist, treten 2 große Felsblöcke in den Fluß hinein und verengen das Bett desselben. Das Wasser braust und brandet dagegen wie die Wellen am Meeresufer. Eine seltsame Färbung des Flußwassers war mir hier besonders auffallend. Es erscheint nämlich opalisirend, vielleicht von den feingeschlämmten Glimmerblättchen, die darin schweben.

Eine neue Schaar Kulies war hier angeworben, die sich diesmal sehr willig zeigten, weil ihnen ein Tikedar gestattet war, d. h. ein Mann, der sie beaufsichtigt, führt und in ihren Rechten unterstützt; dennoch dauerte es am folgenden Morgen (den 29. Juni) sehr lange, ehe wir uns in Gang setzten. Der Weg war steil, aber nach Möglichkeit gut angelegt. Den meisten Aufenthalt veranlaßten verschiedene kleine Flüsse und Bächlein, deren ersten wir bei dem Dorfe Bithari unterhalb Reithal passirten, weil wir ihretwegen von den hohen Felsen auf treppenartigen Pfaden oft 1000′ tief hinabklettern und eben so hoch wieder hinaufsteigen mußten, noch dazu in der brennendsten Sonnenhitze. Lämmergeier und schwarze Krähen umkreis'ten uns; sonst gab es weder an Pflanzen noch an Thieren viel zu sehen. Dürre, verkümmerte Kiefern (Pinus longifolia), einzeln stehend, ohne Schatten, dienten nur dazu, den Weg durch ihre abgefallenen Nadeln glatt und schlüpfrig zu machen; einzelne kleine Primeln, der weiße Cyperus, einige Farren und dürres, langes Gras war die Flora der mit Erde bedeckten Abhänge.

Die Felsen zu beiden Seiten des Ganges fallen schroff ab; man sieht nur wenig Dörfer in seiner Nähe, weil die meisten höher hinauf liegen. An einzelnen Stellen zeigte sich die Schichtung des Gesteins an dem gegenüber liegenden Ufer in gerade entgegengesetzter Richtung als am diesseitigen; auch die Farbe war verschieden, hier schwarz und dort weiß.

Nach fast fünfstündigem Marsche erreichten wir unsern Rastort an dem Flüßchen Godh-Gadh. Oberhalb lag das Dorf Tiarri,

welches Hodgſon Tewarri nennt. Der Fluß Uar (bei Hodgſon unrichtig Saar genannt) ſtrömt von dort herab dem Ganges zu, und ein kleiner See, Brnal oder Nagh geheißen, liegt zwei Stunden von dem Orte entfernt.

Der Weg am Gangesufer hin blieb ſich auch am folgenden Tage (den 30. Juni) ziemlich gleich; Abhänge, mit Rhododendron und Tſchilkiefern (Pinus longifolia), Bambus und Indigoferen bewachſen, wechſelten mit ſteilen, tief eingeſchnittenen Flußthälern. Unten am Ganges ſelbſt waren die Felſen mit einer kletternden Feigenart bekleidet; das Flußbett lag voll fortgeriſſener Tannenſtämme.

Weiter hinauf kündigte uns ein dumpfes Brauſen in der Ferne die Waſſerfälle des Ganges an. Mit Mühe kletterten wir über das Geröll zum Strome herab, um ſie in der Nähe zu ſehn. Es ſind mehrere hintereinander. Der erſte ſtürzt in einer Breite von 80′ etwa 16′ tief herab, an der linken Seite weniger ſteil; aber der Waſſerſturz prallt dort gegen einen unter dem Waſſerſpiegel liegenden Felſen und hebt ſich als eine breite Waſſerſäule hoch in die Luft. Der zweite Fall iſt etwas tiefer, der dritte am tiefſten, wohl 30′. Alles iſt in Dunſt und den feinzertheilten Regen der herabſtürzenden, donnernden Waſſermaſſe gehüllt, und der Boden zittert. Mehrere Stromſchnellen und Fälle von geringerer Höhe lagen höher hinauf, wo der Strom, von den Felſen auf eine Breite von 20′ zuſammengedrängt, ſich mit furchtbarer Gewalt einen Weg bahnt. Die Muſik des tobenden und rauſchenden Fluſſes, welche uns von hier an beſtändig begleitete, hatte den Einfluß, daß man nur in lautſchreiendem Tone mit einander reden konnte; in der Nacht ließ mich trotz der Müdigkeit ſein Donnern und Brauſen, in unſerem gewöhnlich dicht am Fluß aufgeſchlagenen Zelte, oft nicht zum Schlafen kommen.

Nahe vor dem nächſten Lagerplatze führte uns eine Brücke aus über den Strom gelegten Baumſtämmen an das linke Ufer hinüber, wo wir in einer kleinen Ebene ein halb zerſtörtes Bangalo fanden.

Hohe Granitwände und Geröllbänke, die der Fluß durchbrochen hat, machten uns bei der Fortſetzung unſers Weges am 1. Juli viel zu ſchaffen. An einer Stelle, wo wir das Flußbett ſelbſt erreichten, ſahen wir eine ſteile Felswand von 1000′ Höhe, welche durch die

darüber herabfließenden, kalkhaltigen Quellen in ihrer ganzen Ausdehnung bis unten hin mit gelbweißem Kalksinter überzogen war. Herabgestürzte Blöcke von Tuff über 2′ dick, lagen im Flußsande; das Wasser der Quellen, welches in viele Kaskaden zertheilt, herabkommt, schmeckte herbe und schwach nach Kohlensäure.

Eine Zeitlang zog sich der frischreparirte Weg dicht am Flusse hin; er war so locker, daß er an einzelnen Stellen unter uns einstürzte, und führte zu einer Balkenbrücke über den 60 Schritt breiten Fluß, die sehr morsch und wie immer ohne Geländer war, mir indessen angenehmer als das einfache Seil erschien; denn man gewöhnt sich an das Schwanken der langen Bäume und den Anblick des tiefen Abgrundes zu den Füßen leichter, als an die verzweifelte Lage, in welche man bei dem Hinüberrutschen über eine Seilbrücke eingezwängt wird.

Dicht hinter der Vereinigung des Goldsand führenden Lunegadhflusses mit dem Bhagirathi, hat man Schutthaufen eines ungeheuren Felseneinsturzes zu passiren, welcher vor acht Jahren stattgefunden hat. Große, 10—20′ dicke Blöcke sind bis zu 300′ über dem Flußbette aufgethürmt. Der Weg hinüber ist ein schweres Stück Arbeit; man hat fast senkrechte Wände zu erklettern, und an manchen Stellen, wo der glatte Fels keinen Halt bietet, sind lange, schmale Dielen von Cedernholz, mit ihren Enden auf Pfähle gestützt, an der Seite desselben entlang gelegt. Ein Wäldchen aus Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen, Ulmen und einzelnen Roitannen, hin und wieder durch kletternde Weinranken geschmückt, begleitete uns bis zu dem Abhange hin, an welchem das Dorf Sukhi liegt. Weiter hinauf brannte die Sonne sehr; nur hin und wieder gaben schön gruppirte Wallnuß- und Aprikosenbäume Schatten, ehe wir die mit Amaranth und Waizen bestellten Felder erreichten.

Das Dorf war wie ausgestorben; wir sahen nur einzelne Männer, welche mit Strickkörbchen am Arme Wolle spannen, und häßliche Weiber mit dickem Turban in schmutzig braunen Wolljacken und Hosen. Der Lagerplatz war in der Mitte des Dorfes, welches aus etwa dreißig wohlgebauten hölzernen Häusern besteht. Manche derselben hatten zwei bis drei niedrige Stockwerke; die Fenster sind nur kleine Löcher,

und die Dächer bestehen, wie im Wallis, aus derben Planken. Das Baumaterial liefern meistens die vom Fluß herabgeschwemmten Deodarcedern. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt zum ersten Stockwerk, wo man durch eine Thür, gerade hoch genug, um gebückt hindurch zu kriechen, in das Hauptgemach gelangt. Dunkle Schlafzimmer und Vorrathskammern sind daneben.

Jenseit des netten Dörfchens Dschalla unterhalb Purali begann der erste Wald von Deodarcedern (Cedrus Deodara). Er war zum Theil niedergebrannt, doch fanden sich noch viele herrliche Bäume. Es ist das schönste Nadelholz, was man sehen kann, mächtige, kerzengrade Stämme oft von 100′ Höhe und einzelne bis zu 40′ Umfang. Die Aeste stehen in regelmäßigen Absätzen und breiten sich dachförmig aus. Sie sind mit aufrechtstehenden Zapfen besetzt. Ihre Nadeln, welche den Boden dicht bedecken, ersticken alle Vegetation.

Der breite Seanegadh (Sian) und der größte aller Nebenflüsse, der Gumti, endlich der Herfile (Hursil) wurden auf schwankenden Cederbrücken überschritten; hinter diesem letztern auch der Ganges selbst. Hier hörte der Cedernwald auf und wurde durch die Roitannen ersetzt.

Der Wald wurde lichter und bald zeigte sich das Dorf Dherali, fast zu gleicher Zeit mit dem gegenüberliegenden Mukba an der schroffen Thalwand. Nach vierstündigem Marsche erreichten wir das erstere. Ein Thurm, aus sechs Stockwerken bestehend, diente als Festung, wie man sagt, gegen die Schafräuberhorden für das Dorf, welches aus netten Schweizerhäuschen besteht. Oberhalb desselben mußte ein hoher Bergkamm von Granit überstiegen werden; dann begann der Cederwald wieder. Selbst an den schroff aufgethürmten, mauerähnlichen Uferwänden des Flusses wurzelten hie und da einzelne Cedern.

Ein Sangho führt von hier auf den Nilungweg über den Bhagirathi, etwa 70′ hoch über dem Wasser schwebend. Man nennt hier auch die Holzbrücke so, deren wir vier Stunden weiter wieder eine andere über den Bhairogathi, den rechten Zufluß des Djanevi (Djahnavi) zu überschreiten hatten. Ein Baum mit eingehauenen Stufen führt hinab zu einigen platten Felsblöcken am Uferrande des tosenden Flusses, der kaum zwanzig Fuß breit zwischen den

ſchroffen Felſen ſich hindurchdrängt; zwei andere Bäume, durch darübergelegte unbehauene Holzſtücke verbunden, bilden eine ſehr holprige Brücke, die ſich noch dazu ſchief nach der einen Seite geſenkt hat. Durch die Lücken derſelben ſieht man 60′ tief den Strom unter ſich. Dicht neben der Brücke liegt an der Felswand ein ovaler Stein, etwa 1′ lang und roth angemalt. Das iſt der Leib des Gottes, der als Bhairam verehrt wird.

Unſer Lagerplatz, wenn gleich etwas unbequem gelegen, gewährte eine prachtvolle Ausſicht in das wilde, zerriſſene, von zertrümmerten Felſen bedeckte Thal und den Zuſammenfluß des Bhagirathi und Djanevi. Die beiden Flüſſe vereinigen ſich gerade zu unſern Füßen; einer ſcheint den andern mit ſeinen wilden Wellen hinwegdrängen zu wollen. Es war eine ſchauerlich wilde Gegend. Ihr entſprach der Weg, der über die Brücke hinaus im Zickzack bald auf ſchwindelerregenden Treppen, bald auf Brettern, die über die Klüfte und Abgründe gelegt waren, uns zur Höhe hinaufführte. Wir kreuzten den Fuß des Dekani Pik, welcher wieder den ſchönſten Cederwald trug. Hier liegt das Heiligthum des Bhairam, der als Gott des Fluſſes verehrt wird, von aufgerichteten Steinhaufen und Fahnen oder vielmehr Lappen, die an Stöcke gebunden, aufgeſtellt werden, umgeben. Auch unſer alter, vom Rajah mitgegebener Simundur, ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, ſeine Frömmigkeit durch Aufſtellung einer Fahne an den Tag zu legen.

Hin und wieder war ein ſtarker Moſchusgeruch bemerkbar, die Fährte der Moſchusthiere bezeichnend. Sie ſollen hier in Menge ſein; denn das Moſchusthier iſt ein Waldthier, welches die Klippen und Felſen liebt. Der Cederwald iſt recht eigentlich ſeine Heimath. Auch friſche Spuren von Bären zeigten ſich häufig; dieſe ſcheinen ziemlich friedliche Thiere zu ſein, die vorzüglich von den Schoten der Leguminoſen und im Herbſte von Baumfrüchten leben. Auch die Heuſchrecken, welche auf die Schneefelder niederfallen, ſuchen ſie begierig auf.

Von Vögeln war außer einer Art Rebhuhn und dem Monalfaſane wenig zu ſehen. Der letztere iſt ein prachtvoller Vogel von der Größe eines kleinen Truthahns mit dunkelblau und grün metalliſch

glänzendem Gefieder. Man hört nicht selten sein gackerndes Geschrei, wenn er auffliegt, und sieht den blendenden Glanz seiner Federn durch die Zweige der Cedern hindurchscheinen.

Jeder Ort, jeder offene Platz, jeder Steg hat hier seinen Namen, der im Munde der Pilger lebt. Man zeigte uns einen wüsten Trümmerhaufen an einer Stelle, wo früher ein Dorf gelegen haben soll. Ein Bergsturz hat es verschüttet und spurlos vertilgt.

Mehrere kleine Flüsse strömen vom linken Ufer in den Ganges, der Siurigadh, der Mianigadh und der Buddigaddi, ehe man den letzten und größesten vor Gangotri, den Kedarganga, erreicht. Der Bhagirathi selbst wird immer mehr in die Felsen eingeengt; vorher wohl noch 80′ breit, mußte er sich hier hin und wieder durch ein schroff eingeschnittenes Flußbett von 12′ Breite hindurchwinden. An einer Stelle war er durch Felsblöcke überbrückt, dicht neben einer hohen Schneewand, die nie fortschmilzt. Zuweilen ist er unter den Schneebetten versteckt. Nahe vor Gangotri wird er wieder breiter, strömt aber dessen ungeachtet mit einer furchtbaren Heftigkeit, und wälzt beständig mit dumpfem Donner große Steine und Felsblöcke in seinem Bette fort.

Wir hatten fast sein Niveau erreicht, als wir den niedrigen Tempel von Gangotri vor uns sahen. Die wilden, tiefen Felsenkessel lagen hinter uns; allerdings waren auch hier die das Thal begrenzenden Felswände noch steil und hoch genug und mit spitzen Zacken und Kronen versehen, allein doch zum großen Theil mit Birken und Cedern bewachsen; und die Hauptsache, der erhaben schöne Hintergrund der weißen Schneespitzen fehlte, weil ihn die Thalwände verdeckten.

Es stellt bei weitem nicht das furchtbare Bild der Verwüstung vor die Augen, wie die unendlichen Massen der mannigfaltig geformten Schneepiks, die wir auf dem Wege gesehen hatten, und die alle erschienen, als wären sie erst eben aus der bildenden Hand einer ungeheuren, vulkanischen Kraft hervorgegangen. Diese schroffen Eisnadeln oder runden Kegelformen, diese dünngeschliffenen, überhängenden Krystallwände mit messerscharfen Kanten auf breiten Unterlagen ruhend, die Burgen und Festen mit tausend Zinnen, die wir tiefer

unten, wo die höheren Bäume aufhören und das Rhododendron beginnt, jenseit des Fluſſes so nahe und klar vor uns hatten, daß die Grenze des ewigen Schnees wie eine weiße Decke erſchien, die in vielen Zipfeln und Ausläufern ſich in die Waldregion hineinzog; der dunkele Cederwald, welcher Alles umhüllte, was nicht dürre Klippe iſt, von breiten kahlen Streifen durchzogen, welche wie eine Rieſenſpur bis zum Fluß hinabgehn, den Alles zerſtörenden und zertrümmernden Sturz einer Lawine andeutend; der brauſende Strom in der Tiefe mit ſeinen zahlreichen Stromſchnellen und ſchäumenden Waſſerfällen: Alles dieſes fehlte hier. Genug man mußte ſich eingeſtehen, daß man von Gangotri mehr erwartet hatte, als zwei halbzerfallene Bretterhäuschen, ein Tempelchen und ein paar vom Sturm zerzauſ'te alte Cedern zu ſehen. Von Ausſicht war nicht die Rede.

Der Tempel, ein ſteinernes Häuschen ohne allen äußeren Schmuck, hat kaum vierzig Schritt im Umfange mit ſeiner ganzen Ummauerung. Fakire hocken rund umher unter den vielen überhangenden Klippen. Einige dicke Cedern, Pappeln und Birken ſtehen nahe am Tempel. Um in das Innere deſſelben eingelaſſen zu werden, muß man im Fluſſe baden. Das Waſſer des Ganges hat hier nur 3, 2° Wärme und war mir zu kühl, um dieſe Ceremonie des Untertauchens mitzumachen, auch ſoll im Tempel außer einem kleinen ſilbernen Bilde der Ganga und einigen rohen Steinbildern nichts zu ſehen ſein. Der Schiva, der Bhairam und die Ganga ſind die Götter, denen das Heiligthum geweiht iſt; Ganes wird nur nebenbei verehrt.

Es iſt für die Prieſter ein einträgliches Geſchäft hier den Dienſt am Tempel zu verwalten; gegenwärtig ſtand ihm der nämliche alte Prieſter vor, welcher ſeit Dherali uns begleitet, da der Rajah dieſen Dienſt ſeiner Familie zum Geſchenk gemacht hat.

Am 6. Juli ſtiegen wir wieder bergab von ſchönem heitern Wetter begünſtigt. Dieſem hatten wir es zu danken, daß wir im Nord-Oſt die himmelhohen Eiszacken des Rudruh himaleh, den man hier auch Sitpurikanta nennt, und weiter gen Süden, als der erſte bei Weitem höhere unſern Augen entſchwunden war, den glatten, ſcharfkantigen Udagrikanta erblickten. Dieſer muß der Ironſidepeak Hodgſons ſein; er erhebt ſich als ein einziger glatter,

schroffer Eiskamm in die Luft. Weiter gegen Südwest zeigte sich durch die Schlucht am Mianikanta ein glatter, abgerundeter, wunderschön klarer Schneepik an allen Seiten mit Gletscherwällen bedeckt. Leider verschwand er bald wieder hinter andern näher liegenden Höhen. Einen durchaus isolirten, kastellartigen Bergkegel nahe am Dekanipik nannte man uns als den Bhairam jump.

Der Weg ging wieder über die gefährliche Brücke von Bhairamgath. Wir warfen von einer hohen Klippe noch einen Blick auf den Djanevigangа (Jahnu auch Jahdi genannt) und seinem brausenden Nachbar an ihrem Zusammenflusse, um auf längere Zeit dem Donnern und Brausen der wilden Bergwasser Lebewohl zu sagen.

Nach anderthalb Stunden waren wir an dem Abhange, über den die Nilungbrücke gelegt ist; der Strom ist hier etwa 30 Schritt breit und zwischen senkrechten Ufern eingeengt; die Brücke, aus drei sehr dünnen Balken angelegt, führt in einer Höhe von 70′ über den Wasserspiegel hinüber. Auf der andern Seite windet sich der Weg steil in die Höhe, und man gelangt bald zu einem hölzernen Thore, welches den Pilgern, die von Dschalla und Mukba kommen, andeutet, daß dieses der Weg nach Gangotri sei. Der nördlich ziehende Weg führt nach Tübet.

Auf einer Strecke, wo wir aus dem Cedernwalde ins Freie kamen, hatten wir wieder eine prächtige Aussicht auf die Piks des hohen Himalayah nach allen Seiten, den Ubagrikanta, den Rudruhimaleh, und einen vielleicht mit dem Moira identischen Bergkegel, dann in der Richtung von Dherali über die Uferhöhen hinweg den Tschurikanta*). Der letztere ist nicht sehr spitz, sondern sieht dickbäuchig aus, sein Gipfel wie eine Schlafmütze.

Bis in die Nähe von Mukba blieb das Gestein reiner Granit, dort erst erschien wieder schiefriges Gestein, meist sehr verwittert. Kleine Bäche, deren klares Wasser in schönen Kaskaden vom Felsenkamme herunterstürzte, lieferte zum ersten Male wieder ein langentbehrtes, reines Trinkwasser; denn das Wasser des Bhagirathi war

*) Nicht Srikanta, wie auf Berghaus' Karte steht.

gar nicht zu genießen, und das des Jahdi war zwar ein wenig beſſer, aber ſehr ſchwer zu bekommen.

Im Dorfe ſelbſt auf einer ſonnigen, mit Steinen gepflaſterten Terraſſe waren die Zelte aufgeſchlagen. Solche Plätze, die als Dreſchtenne dienen, finden ſich gewöhnlich in der Mitte der Dörfer und haben das Anſehen von Marktplätzen. Man nennt ſie Djoka oder Patang. Des Abends verſammeln ſich dort die Einwohner, es werden Tänze aufgeführt und geſungen.

Eine Menge hübſcher, kleiner Kinder von ſanfter Phyſionomie ſpielten vor den Häuſern; die Frauen ſahen dagegen in ihren dicken Turbanen und plumpen, ſteifen Wolljacken abſcheulich häßlich aus. Die Männer mit ſtattlichen Bärten und hochgewachſen haben ein kriegeriſches Anſehn; ihre Mützen mit ſteifen Spitzen gleichen einem mazedoniſchen Helme, und der unbiegſame dicke Wollſtoff ihrer Kleidung einer Rüſtung.

Es ſind hier viele ſolche Häuſer, welche Hodgſon fünfſtöckig nennt; man könnte ihnen eben ſo gut zehn oder zwölf Stockwerk zuſchreiben; denn ſie ſind von einer bedeutenden Anzahl querübereinandergelegter Balken gebaut, deren Zwiſchenräume mit Steinen ausgemauert ſind. Zwiſchen je zwei Querbalken befindet ſich eine ſchmale Spalte, als einziger Zugang für das Licht. Die beiden oberen Stockwerke ſind diejenigen, welche die Wohnzimmer enthalten; hier ſieht man zuweilen ein paar Fenſterchen, wie an einem Taubenhauſe. Auch iſt wohl die dem Eingange gegenüberliegende Seite mit Balkons geſchmückt. Bei manchem dieſer Thurmhäuschen läuft eine Gallerie rund umher dicht unter dem Dache, welches ziemlich flach aus glatten Brettern zuſammengeſetzt iſt, über deren Fugen dreikantige Leiſten liegen, damit der Regen nicht eindringen kann. Da keine Träger und Ständer beim Bau angewendet werden, ſo hat man bei hohen Häuſern der größern Feſtigkeit wegen im obern Theil hölzerne Klammern angelegt, die über drei bis vier Querbalken fortlaufen und ſie zuſammenhalten. Schornſteine ſah ich nirgend. Das Erdgeſchoß, gewöhnlich von dem breitern, erſten Stockwerk überbaut, enthält die Viehſtälle und den Bienenſtand. Dieſer nimmt die eine Seite des Hauſes ein, an welcher die Fenſter zugemauert ſind bis auf die Flug-

löcher für die Bienen, welche sich am untern Rande derselben befinden. Sonst ist Alles mit Kuhmist zugeschmiert. Der Eingang zu demselben ist an der entgegengesetzten Seite, und es hielt sehr schwer, ehe mir der Eintritt gestattet wurde, da man fürchtete, ich möchte den Honig in Beschlag nehmen. Ich fand eine 3′ hohe, völlig finstere Kammer, in welcher auf einer hölzernen Unterlage die Bienenkörbe, aus vier Brettern zusammengesetzte Röhren, ruhen, vorn mit den Fluglöchern verbunden, nach dem dunkeln Raume zu offen. Will man den Honig ausnehmen, was im Juli oder August geschieht, so wird Kuhmist im dunkeln Kämmerchen angezündet, dessen Rauch die Bienen aus den Fluglöchern hinaustreibt; sie kehren indessen bald zurück und bauen von Neuem.

Neben den Wohnhäusern stehen ganz kleine viereckige, hölzerne Häuschen, kaum 6′ lang und eben so hoch, mit drei Pfählen vor dem Eingange. Diese dienen als Vorrathskammern, ihre Thüren werden mit einem großen sichelförmigen Stück Eisen, das anstatt eines Schlüssels dient, geöffnet und verschlossen.

Die Kultur des Bodens war die in der ganzen Gegend am oberen Gangeslauf gewöhnliche. Von dem Cederwalde wird ein Stück niedergebrannt, und so auf die einfachste Weise in urbaren Boden verwandelt. Die mächtigen Baumstämme widerstehen freilich vermöge ihrer Dicke der gänzlichen Vernichtung durch das Feuer, und der Landmann giebt sich auch keine weitere Mühe sie wegzuräumen, sondern säet an ihre Wurzeln eine Art rothen Fuchsschwanz, dessen Blätter als Gemüse (Lal Sag) und dessen Samen als Mehl zum Brote (Martsche) dienen. Die Kornerndte (Gerste oder Waizen) ist hier oben erst im Beginn, und man kann keine zweite mehr machen, oder doch nur in ganz ausgezeichnetem Boden. Reis kommt nicht mehr fort, dagegen werden drei verschiedene Arten Hirse (Kaoni und Kodhe) gebaut.

Als Fruchtbäume werden viel Aprikosenbäume angepflanzt, und in der Regel liegen die Dörfer in der Mitte eines Aprikosenwäldchens; doch ist das nicht der bei uns cultivirte, sondern der wilde Aprikosenbaum, welcher gerade das umgekehrte Verhältniß seines Wuchses zu der Größe seiner Früchte zeigt. Die Bäume sind hoch und stark wie

Apfelbäume, zuweilen 3′ dick, die Früchte dagegen sind, obwohl sehr zahlreich, nicht größer als Kirschen. Es giebt auch eine zweite Art, die weiter unten bei Reithal wächst; diese trägt Früchte von der Größe einer kleinen Pflaume, welche eine ganz glatte Haut haben. Der Pfirsichbaum wächst ebenfalls hier überall wild und trägt ähnliche Früchte, klein, aber von angenehmen, säuerlichem Geschmack.

Es wurden hier in Mukba alle Vorbereitungen getroffen zur Fortsetzung unserer Reise über den nächsten Grenzpaß, den Nilung, nach Tübet. Provision von Mehl und Reis und Lastschafe zum Transport derselben sind eingehandelt, und die hinreichende Zahl von Kulies in Accord genommen. Es heißt freilich, der Hauptmandarin des Bezirks, den wir zunächst berühren werden, habe Befehl ertheilt, die Brücken in der Umgegend der ersten Dörfer abzubrechen; allein solchen Gerüchten schenken wir keinen Glauben. Bis jetzt hat man uns überall gern aufgenommen, diejenigen Dörfer vielleicht abgerechnet, wo der geringen Einwohnerzahl wegen die Beitreibung der Kulies zur Erndtezeit sehr drückend war; sonst waren die Leute überall erfreut, etwas zu verdienen und dabei ihre Neugierde zu befriedigen, indem sie so fremdartige, nie gesehene Gestalten unterwegs recht mit Muße betrachten konnten.

Zehnter Brief.

Verzögerung der Abreise. — Unmöglichkeit nach Tübet zu kommen. — Abreise. — Das Hersilethal. — Die Birken. — Gebrauch ihrer Rinde. — Fulal Daru. — Wilde Schafe. — Das Thal des Gumti. — Schneedetten. — Schlechter Lagerplatz. — Die Quelle des Gumti. — Schneefelder. — Die Bergkrankheit. — Der Lama Kagapaß. — Gefährlicher Weg vom Passe. — Do Sumda. — Gletscher am Baspaflusse. — Das Baspathal. — Die Geröllwände und Steinschnurren. — Das Dorf Tschetkul. — Bauart der Häuser. — Tracht der Einwohner. — Ackerbau. — Abreise. — Ragsam. — Schöner Wald. — Sangla. — Der Mukdiar und sein Sohn. — Die Gedetcylinder. — Der Harangpaß. — Mebbar. — Die Urnen. — Gewinnung des Cederöls. — Die Trägerinnen. — Das Sutledschthal. — Rogi. — Barang. — Lavinenschütte. — Die Neozakiefer. — Puari. — Lamatempel. — Gesang der Lama's. — Seilbrücke. — Kongi. — Tempel. — Der Tschopal. — Koti. — Seltsamer Fischteich. — Große Ceder. — Die Dakstraße. — Weintraubenhandel nach Simlah. — Die Mühlen. — Der Bangalo. — Tempel und Tschopal.

Tschini, den 28. Juli 1845.

Unsere Abreise von Mukba zögerte sich durch schändliche Intriguen von einem Tage zum andern hin. Der Proviant wurde nicht geliefert, die Kulies wurden widerspenstig und erklärten zuletzt offen, sie würden nicht nach Nilung gehen. Es entstand im ganzen Dorfe ein förmlicher Aufruhr. Man sprach von Verträgen, nach welchen kein Fremder den Paß überschreiten dürfe; es hieß auch, der Rajah habe strengen Befehl gegeben, Niemand über die Grenze zu lassen. Genug es fanden sich so viele Hindernisse, daß Sr. Königl. Hoheit sich endlich entschloß, über einen der Gebirgspässe nach Kunauer zu gehen, statt über den Nilungpaß in Tübet einzudringen und auf einem Wege durch dies Land Kunauer zu besuchen.

Wer hätte geglaubt, daß unser Begleiter Wilson bei diesem är-

gerlichen Handel ſeine Hand im Spiele hatte und, während er offen unſere Partei nahm, hinter unſerem Rücken heimlich unſeren Abſichten entgegen wirkte. Er wurde ſogleich abgedankt.

In höchſter Entrüſtung verließen wir am 11. Juni das Dorf nach mancherlei Schwierigkeiten und Unterhandlungen mit den Kulies. Der Tindal wurde verabſchiedet, dann wieder angenommen und abermals ſeiner Unverſchämtheit wegen abgeſetzt. Endlich um ein Uhr war der Zug in Bewegung; aber ſchon nach Verlauf von anderthalb Stunden an einem Raſtorte im Herſilethal wollte Niemand weiter gehn. Wir hatten unterdeſſen durch Spione erfahren, daß zwei Hauptleute aus Mukba und der verabſchiedete Tindal (Kulieaufſeher) beabſichtigten, uns unſere Kulies ſämmtlich abſpenſtig zu machen und zum Ausreißen in der Nacht zu bewegen. Die drei kamen auch richtig zwei Stunden ſpäter heran, und wir ſahen, wie ſie einem Kulie nach dem andern winkten, um ihr hinterliſtiges Vorhaben auszuführen. Durch ein raſches Einſchreiten von unſerer Seite wurde indeſſen der Plan gänzlich zerſtört; die beiden Hauptleute aus dem Dorfe entflohen, aber der Tindal wurde ergriffen und windelweich geſchlagen. Er gab die beſten Worte und geſtand den ganzen ſchändlichen Plan ein. Da uns ſeine Begleitung von großem Nutzen ſein konnte, ſo behielten wir ihn bei uns; doch wurde er an den erſten Abenden ſtets mit Stricken angebunden, um ſeiner ſicher zu ſein. Um auch den Kulies alle Möglichkeit zum Entlaufen zu nehmen, wurde in der Dunkelheit noch die Brücke über den Herſilefluß, den wir am Tage paſſirt hatten, abgebrochen, ſo daß jeder Rückweg abgeſchnitten war. Am andern Tage (den 12. Juni) fand ſich auch richtig die volle Zahl derſelben zuſammen und wir legten an dieſem Tage eine bedeutende Strecke zurück.

Ein böſer Berg machte uns gleich zu Anfang viel zu thun, den wir erſteigen mußten, um in das Thal des Gumti zu gelangen. Die Cedern bedeckten als dichter Wald den ganzen Oſtabhang des ſteilen Bergrückens, weiter oben auf dem Kamme kamen wir über die Region der Cedern hinaus. Der Wald wurde lichter und große Grasflächen mit Erdbeeren und Cheiranthus vermiſcht, bedeckten den Boden. Beide Kämme, welche den Herſilé begränzen, ſind von gleicher Höhe, nur

daß auf dem linken Ufer die Cedernwaldung dichter erscheint. Der Weg führte schräg am Abhange hinab nördlich in das gleichlaufende Thal des Gumti. Dicht unter dem Kamme hörten auf dieser Seite die Cedern ganz auf, und die Birke (Butsch oder Boj) begann zuerst einzeln, mit Philadelphus, Roitannen und verschiedenen Himbeerarten gemischt, dann in großen Massen, welche zuletzt einen dichten Wald bildeten. Das Ansehen dieses Baumes ist viel schöner als das unserer Birke; denn selbst die alten Stämme, deren ich jedoch keinen über 1′ dick gefunden habe, behalten ihre weiße Rinde, wenn auch rissig und spröde. Sie erscheint immer weiß und bei den jungen Bäumen fast silberfarbig. Das Blatt ist viel dicker und runder, und die Spitze kürzer als an den Blättern der europäischen Birke. Die Rinde, Butschpuṭṭe genannt, wird benutzt, um darauf zu schreiben. Man gewinnt dieses Schreibmaterial auf eine sehr einfache Weise, indem man an dem glatten, astlosen Stamme eines halbwüchsigen Baumes einen Längsschnitt macht und mit Vorsicht die einzelnen Lagen der dünnen Rinde abzieht. Sechs bis sieben derselben sind brauchbar, doch sind die äußeren die besten, weil sie weißer gebleicht und dünner sind, Man erhält auf diese Weise Stücke von drei Fuß Quadratfläche.

Wir zogen nun am linken Ufer des Gumti bergan, eine Menge von kleinen Bächen überschreitend, die alle sehr reißend waren. Viel glatte Gerölwände von verwittertem Granit erschwerten das Steigen sehr. Wir sahen von einer derselben zum letzten Male den Ganges; dann wurde der Wald wieder dichter und der Boden ebener. Haselnußbäume, von 3 bis 4′ im Durchmesser waren nebst den Birken die vorherrschenden Waldbäume. Die erstern werden hier Scheroli genannt und tragen kurze, wenig zugespitzte, dickschaalige Nüsse. Man sah Spuren der reichen Nußerndten, welche die Bergbewohner hier gehalten hatten. Eine Art Wachholder (Tarn), aus dessen Beeren ein berauschendes Getränk bereitet wird, bilden das Unterholz. Nachdem wir eines der größeren Nebenthäler verfolgt hatten, machten wir auf einer Wiese mit dichtem, 2′ hohem Grase, einem reizend schönen Platze, Bankara genannt, Halt. Doch genügte dieser Ruheort noch nicht. Man verließ den lieblichen Schatten der Birken und stieg in das Thal des Buttu Gadh hinab. Es ist ein

reißender Fluß voll Gerölle. Sein eiskaltes Waſſer ſpülte uns beim Durchwaten bis an die Knie. Dicht hinter ihm erreichten wir oberhalb einer ſteilen Gerölwand die Region der Alpenwieſen, welche mit hohem Graſe und ſchönen Doldenpflanzen bedeckt waren. Eine derſelben (Giallach) war von äußerſt gewürzhaftem Geruche. Ihr ſaftiger Stengel wird gegeſſen und ſchmeckt ſehr angenehm.

Unſer Raſtplatz wurde endlich auf einer hoch gelegenen Bergwieſe oberhalb der Baumgrenze aufgeſchlagen, die hier jedoch erſt in einer Höhe von 8000′ der Alpenvegetation Platz macht. Rings um unſere Zelte lag ein wahrer Blumengarten, prächtige Anemonen, Potentillen, Weidenroſen, Lilien, Aſtern, und etwas höher auf dem Felſen der ſchöne himmelblaue Alpenmohn des Himalayah. Ein hoher ſanft anſteigender Bergrücken, von welchem eine Menge Quellen und Bäche herabrieſelten, begrenzte den Wieſengrund, der Fulal Daru genannt wurde. Kaum waren wir angekommen, als ſich auf dem von der Sonne beleuchteten Berge, an deſſem Fuße wir lagerten, eine große Heerde wilder Schaafe (Bharal), wohl 80 Köpfe ſtark, ſehen ließ. Sie ſprangen ſehr munter umher. Es waren einzelne Widder darunter mit gewaltigem Gehörne. Nicht lange darauf bemerkten wir noch eine zweite etwas kleinere Heerde, noch höher am Bergrücken weidend. Sie ſchienen durchaus nicht ſcheu und ließen die Jäger nahe herankommen. Leider wurde keines erlegt und der Knall der Schüſſe, den ſie wohl noch nie in ihrer Wildniß gehört haben mochten, machte die ganze Heerde flüchtig; raſch wie der Wind waren ſie hinter dem Kamme verſchwunden.

Dieſe Thiere, nach denen ich mich bisher vergeblich umgeſchaut hatte, leben nahe der Grenze des ewigen Schnees und kommen nur zu Zeiten tiefer herab. Sie haben eine ſehr dichte, rothbraune, vor der Bruſt ſchwarzzottige Wolle und gerollte Hörner, die bei den alten Männchen weit zur Seite abſtehen. Der Prinz erzählte mir, daß er eins der Schaafe, welches ein Junges bei ſich hatte, die entſetzlichſten Sprünge habe machen ſehen, um einen Adler, der einen Angriff auf das Lamm machte, zu verjagen.

Wir waren hier vom Wetter ſehr begünſtigt; die Luft war klar,

und hell ſahen wir nach Sonnenuntergang die Gipfel der Eisberge glühen; doch wurde es bald empfindlich kühl.

Die Thermometermeſſung ergab für dieſen Platz eine abſolute Höhe von 11,272 engl. Fuß.

Morgens den 13. Juli brachen wir bei ſtarkem Nebel und kühler Luft (5,8°) auf. Kahle, mit ſchlüpfrigem Graſe bewachſene Bergrücken und ſteil abfallende Alpenwieſen, an denen man ſeitwärts hinabſtieg, ermüdeten ſehr; dabei war der Nebel ſo ſtark, daß die Kulies ſich von einander verloren, und löſte ſich zuletzt in einen feinen Regen auf, der den ganzen Tag anhielt und die Beſchwerlichkeit, im naſſen, hohen Graſe oder auf dem glatten Thonboden fortzukommen, außerordentlich erhöhte. Wir kletterten an den Gerölwänden hinauf und herab, und hatten dabei die vielen Nebenflüſſe des Gumti, den wir immer zur linken Hand behielten, zu durchwaten, weil nie Stege oder auch nur Bäume, ſie herzuſtellen, vorhanden waren. Das Waſſer derſelben war eiskalt und oft ſo reißend, daß man Mühe hatte, ſich im Strome auf den Füßen zu erhalten.

Endlich erreichten wir, einen ſteilen Abhang aus bröcklichtem Thon und Granittrümmer hinabgleitend, das erſte Schneebette, welches den Gumti ſtundenweit bedeckt. Wir gingen hinüber und eine Zeitlang am rechten Ufer auf dem Schnee fort. Die Schneebrücken der Nebenflüſſe, welche wir eingeſtürzt fanden, nöthigten uns jedoch bald wieder auf das andere Ufer zurückzukehren; dort wand ſich der Weg, nachdem wir einige Bergwieſen durchſchritten hatten, an einem felſigen Abhange in die Höhe.

Man glitt beſtändig auf dem naſſen Graſe zurück und es dauerte wohl eine Stunde, ehe wir auf halber Höhe eine ſcharf überhangende Granitwand fanden, die, obwohl der Raum ſehr beſchränkt war, doch einen geringen Schutz gegen den eiſigkalten Regen gewährte. Wir machten Halt. Die nackten Kulies kauerten um uns her, vor Kälte zitternd und zähneklappernd. Doch war es nicht möglich, auf dieſem Raume von 10 Q.' mit den Kulies und dem Gepäcke zu übernachten. Zum Zeltaufſchlagen war hier durchaus kein hinreichender Platz, und in der Umgegend kein Fleck, der einer Ebene nur im Entfernteſten glich, lauter ſchroffe Abhänge und Klippen.

Der Graf O. war indeſſen ausgegangen, einen beſſern Lagerplatz zu ſuchen. Immer kälter und ſchneidender wurde der Wind, unſere Glieder erſtarrten, und immer kam noch keine Botſchaft von dem Auffinden eines Zeltplatzes. Faſt eine ganze Stunde verging in der ſchrecklichſten Unbehaglichkeit, ehe einer der Führer zurückkam, der uns zu dem endlich aufgefundenen Platze leiten ſollte.

Es war faſt dunkel vor dichtem Regen. Wir ſtolperten dem Führer nach an beſchwerlichen Geröllwänden hin, ſo ſteif vor Kälte, daß, wenn man ausglitt, es faſt unmöglich war, ſich wieder aufzurichten. Kaum konnte man den Stock mit den erſtarrten Händen feſthalten. Endlich erreichten wir den zum Raſtplatz ausgewählten Ort, einen etwas weniger ſteilen Abhang an dem tiefen Thale des Quellfluſſes vom Gumti. Die Zelte wurden aufgeſchlagen, ſo gut es gehen wollte; doch floß der Regen überall durch. Ehe die Betten mit Hülfe großer Steine aufgerichtet waren, vergingen wiederum anderthalb Stunden, und man war immer noch nicht von den naſſen Kleidern befreit. An Herſtellung eines behaglichen Aufenthalts war für dieſe Nacht nicht zu denken; denn das mitgenommene Holz war naß geworden und wollte nicht brennen. Endlich nach vielen vergeblichen Anſtrengungen flackerte ein kleines Feuer auf, auf welchem wir ſelbſt unſere Schokolade kochten, da der Koch vor Kälte krank und unfähig zur Arbeit war. Doch vermochte ſie eben ſo wenig als der in Menge genoſſene Branntwein vollkommen die natürliche Wärme des Körpers wiederherzuſtellen.

Kaum war ich im Stande, die Höhenmeſſung mit dem Thermometer zu machen. Sie ergab 11,719′ ſenkrechte Erhebung über dem Meere.

Die Nacht verging nicht auf die angenehmſte Weiſe. Endlich dämmerte der Morgen und der Regen ließ nach. Wir ſahen, daß wir uns am rechten Ufer eines großen, durch Schneelager überbrückten Fluſſes befanden. Es war der mittlere Quellfluß des Gumti; der rechte Zufluß deſſelben kommt von den Schnee-Seen (Snow lakes). Auch dort führt ein Weg hinüber; doch wurde er nicht gewählt, weil er der weitere und unbequemere ſein ſoll. Was dieſe Snow lakes

eigentlich sind, darüber konnte ich nichts Bestimmtes erfahren; vielleicht versäumten wir viel, indem wir sie nicht besuchten.

Ein heiterer Tag mit einem in dieser Höhe sehr angenehmen Sonnenscheine begünstigte die Uebersteigung des Passes, den wir vor uns hatten. Bald erreichten wir die Schneebrücke des reißenden Flusses und stiegen von da beständig bergauf über kahle Gerölfelder, die vorherrschend aus einem von Eisen gefärbten Thonschiefergestein bestanden, welches reichlich mit Quarz- und Granitstücken gemengt war.

Für Pflanzen fand sich nur noch an den zahlreichen Bachrieselstellen ein wenig Erdreich. Dort standen gelbe, niedrige Potentillen und Ranunkeln; Moose und gelbe Flechten mit schwarzem Rande überkleideten die Steine.

Kein lebendiges Wesen war hier in dieser todten Wüste zu sehen, kein Vogel belebte mit seiner Stimme diese einsamen, öden Geröllflächen. Nur einzelne Käfer sah ich fliegen, aber ihr eintöniges Summen verschwand bald in der tonlosen Luft und ließ um so stärker den Eindruck der Abgeschiedenheit empfinden.

Schon nach einstündigem Marsche kamen wir an das erste breite Schneefeld; hinter demselben war ein Geröllhügel zu übersteigen, von welchem man einen Ueberblick über das durchwanderte weite Thal hatte. Rechts und links lagen schmutzige Gletschermassen, die mit einer Menge Thon- und Steinbrocken bedeckt waren.

Nun traten wir in ein weites, glänzendes Schneefeld ein. Es war an vielen Stellen so weich, daß wir bis an die Knie hineinsanken, ein sehr ermüdender Marsch. Die Trümmerhaufen eines eingestürzten Felsens erschienen wie eine Oase, in welcher wir ausruhen konnten, um frische Kräfte zu sammeln.

Der Nebenfluß des Gumti, dessen Laufe wir folgten, war schon lange unter der Decke der ungeheueren Gletscher- und Schneemassen verschwunden. Nur an einzelnen Stellen, wo tiefe Risse und gefährliche Spalten zu überspringen waren, hörte man ihn in unabsehbarer Tiefe brausen.

Wir kamen glücklich über alle diese Hindernisse hinweg; aber bis zur Spitze des Passes war noch ein weiter anstrengender Weg zurückzulegen. Eine steile Gletscherwand mußte erstiegen werden, während

der Wind von den daran liegenden, hohen, verwitterten Felszacken zu unſerer Rechten beſtändig Schauer von kleinen Steinen auf uns herabſchüttete. In vier Stunden erreichten der Prinz, der Führer und ich die Höhe, ohne ſehr an den Beängſtigungen und von Uebelbefinden der Bergkrankheit zu leiden. Ein hervorragender, kahler Trümmerkegel von weißem Granit bildet die höchſte Spitze, zu der wir auf einem großen Umwege um einen hoch aufgethürmten Schneegrath hinaufkletterten. Er beſtand aus lauter Felstrümmern und Brocken von 3 bis 4′ im Durchmeſſer; Waſſer rieſelte überall an demſelben hinab, obgleich oben kein Schnee lag. Man zeigte uns von hier den Weg, welchen der Engländer Bailey genommen hatte; er liegt mehr nach Weſten hin und folgt der Richtung des weſtlichen Zufluſſes des Gumti. Der Punkt dagegen, auf welchem wir uns befanden, war bisher noch von keinem europäiſchen Reiſenden berührt. Nach meiner Meſſung betrug die Höhe des Paſſes, welcher Lama kaga genannt wird, 15,355′; der Granitkegel mochte wohl noch 300 bis 400′ höher ſein.

Es vergingen faſt noch anderthalb Stunden, ehe die erſten Kulies mit unſerem Gepäcke auf der Höhe des Paſſes anlangten. Sie waren in einem bejammernswerthen Zuſtande und litten eben ſo wie unſer Dolmetſcher, Mr. Brown, an Kopfſchmerzen, die ſie als unerträglich ſchilderten. Kraftloſigkeit, Beängſtigung und Uebelkeit ſind die Symptome des Uebels, welches man hier Bies (Gift) oder Mundara nennt. Es tritt gewöhnlich bei den Reiſenden auf den Berghöhen, welche die Grenzen des ewigen Schnees überſteigen, ein. Bei den Kulies zeigte ſich die Krankheit ſchon auf dem halben Wege zum Paß. Sie genießen als Gegenmittel eine Paſte*), die aus den ſauren kleinen Aprikoſen (Dſchoaru) und den zerſtoßenen Kernen derſelben bereitet wird und einen widerlich ſauern Geſchmack hat.

Als die Kulies endlich alle auf dieſem Punkte verſammelt waren, kamen die Führer, welche unterdeſſen nach dem Wege geſpäht hatten, zurück und erklärten, es ſei unmöglich, nach dieſer Richtung weiter zu kommen, weil friſche Lawinen dort einen ſenkrechten Abſturz von

*) Sie wird Khalai (ſauer) genannt.

500—600′ gebildet hätten. Wir überzeugten uns auch selbst durch den Augenschein, daß sie Recht hatten; das Schneefeld fiel dort schroff nach dem entgegengesetzten Thale ab. Aber wie nun in diesen tiefen Abgrund hinunterkommen mit unsern halbtodten Kulies? — Es blieb kein anderer Rath, als westlich über den höchsten Trümmerkegel zu klettern und von dort über furchtbar steile Schnee- und Eisbänke das Hinabsteigen zu versuchen.

Wir setzten uns in Marsch und hatten kaum die höchste Spitze erreicht, als ein feuchter und kalter Nebel, der sich allmälig in ein Schlossenschauer auflöste, uns einhüllte, und zwar so dicht, daß die Ersten im Zuge von den Uebrigen gänzlich abgeschnitten wurden.

Dennoch kam Alles darauf an, sobald als möglich hinunterzugelangen, denn der Tag neigte sich schon zum Ende, und im Finstern wäre es völlig unmöglich gewesen, den an sich so gefährlichen Weg zurückzulegen. Eben so wenig konnten wir ohne Lebensgefahr die Nacht auf diesen Höhen zubringen. Unsere Führer, die selbst ungewiß und ängstlich schienen, wurden vorwärts getrieben.

Wir gelangten glücklich an der ersten Schneewand hinab, hier aber zeigte sich, daß der untere und gerade der steilste Abhang derselben aus einer glatten Eismasse bestand, worauf wir durchaus nicht gerechnet hatten. Wir fingen an, mit der Art in der Hand, Stufen hineinzuhauen. Es dauerte peinlich lange, und man mußte sich während der sauren Arbeit über einem schwindelnden Abgrunde schwebend mit Händen und Füßen anklammern, um nicht auszugleiten und hinunterzustürzen. Fast wäre dies dem Prinzen widerfahren; sein Stock, mit einer sehr starken eisernen Spitze versehen, hielt jedoch den Fall auf. Auch ich glitt aus und fuhr eine Strecke hinab, konnte mich aber glücklicherweise mit meinem Alpenstocke, obgleich dessen Spitze abbrach, noch aufrecht erhalten. So erreichten wir mit den Führern glücklich das Ende des Eises und eine weniger gefährliche Schneefläche; aber Niemand war uns gefolgt, auch hinderte das dichte Schneegerieſel jeden Rückblick auf die Reisegesellschaft. Der eine der Führer wurde zurückgeschickt; es zeigte sich, daß die Kulies sich geweigert hatten, auf diesem Wege hinabzusteigen. Weder Geld noch Stockprügel schienen zu helfen.

Endlich ließ der Schneeregen etwas nach, der Nebel zerriß auf einen Augenblick, und wir ſahen auf dem Kamme, den wir vor einer Stunde verlaſſen hatten, die ganze Reihe der Kulies. Keiner konnte ſich entſchließen, den Weg anzutreten; ſie ſchauten verzagt hinab. Als ſie uns unten gewahr wurden, bequemten ſich endlich einige der muthigſten, durch die Stimme und den Stock des Grafen O. angetrieben, uns zu folgen. Es ging ziemlich gut bis zur Eiswand; hier aber verloren mehrere den feſten Grund und fuhren mit dem ſchweren Gepäck auf dem Rücken in die Tiefe herab. Es ſah gefährlich aus, doch kam keiner zu Schaden; auch Mr. Brown, deſſen Herabfahren von der höchſten Stelle uns wirklich mit Schrecken erfüllte, weil er wohl 100′ tief und in eine Eisſpalte hinabglitt, die ihn zu verſchlucken ſchien, wurde geſund und einiges zerriſſene Zeug und die geſchundene Haut abgerechnet, heil wieder zu uns gebracht. Eine halbe Stunde Zeit koſtete es jedoch, ihm an ſeiner Eiswand eine Treppe zu hauen. Während dem ſtanden wir unten bis an die Knie im Schnee bei einem eiskalten Winde und fortdauerndem Schneeregen wohl eine Stunde lang; doch war ich ſehr froh, als alle unſere Leute, ohne Hals oder Beine gebrochen zu haben, bei uns verſammelt waren. Sie gaben es zuletzt ganz auf, über die verhängnißvolle Eiswand herabzuklettern, ſondern rutſchten herab, ſich ihrem Schickſal überlaſſend.

Der übrige Weg im halbgeſchmolzenen Schnee ging ziemlich gefahrlos hinab bis zu einer Gerölliſchurre von 300′ Tiefe, an der wir hinabſteigen mußten, um in die Thalebene zu gelangen. Hier verließ der Muth die Kulies gänzlich; einige heulten laut, andere warfen ſich mit dem Geſicht platt auf den Boden. Was ſollte man thun? Wer hätte ſich entſchließen können, auf die armen Teufel mit Stöcken loszuſchlagen? Das letzte Mittel, ſie wieder auf die Beine zu bringen, war, daß wir ihnen das Gepäck abnahmen und auf unſere eigenen Schultern luden. Es war nicht ſehr ſchwer; denn das läſtigſte Stück, unſer Zelt, hatten wir, weil es naß und ſehr ſchwer geworden war, auf der Höhe des Kammes zurücklaſſen müſſen. Dies gute Beiſpiel wirkte; ſie ſchritten wieder munterer vorwärts mit Ausnahme einiger,

die ſich ſehr krank fühlten, und wir gewannen die frohe Ausſicht, ein Nachtquartier unterhalb der Schneegrenze zu erreichen.

Das Thal war durch einen Gletſcher ausgefüllt, der mit einer Menge Geröll von buntem, ſandſteinartigem Schiefer, welcher alle Schattirungen vom Violett bis zum Gelbroth hatte und oft wie faules Holz ausſah, bedeckt war. Die Seitenwände des Thales hatten ein grauſenerregendes, zerriſſenes und wüſtes Anſehen. Wir ſchritten auf einer etwas geneigten Ebene hinab, bald über feſten oder halbgeſchmolzenen Schnee, bald über Eismaſſen, die durch unergründlich tiefe Spalten und Schründe durchfurcht waren. Waſſergerinne liefen zwiſchen unſern Füßen auf der Oberfläche, während wir tief unter uns das dumpfe Brauſen von Flüſſen vernahmen. Merkwürdig waren mir hier die Maſſen von todten Heuſchrecken, die allenthalben zerſtreut lagen; ſie mochten wohl ſchon vom vergangenen Jahre oder noch älter ſein, denn vergebens ſuchte man eine beſtimmte Farbe an ihnen zu erkennen.

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir an eine Wendung des Thales, wo wir an einer mit Steintrümmer bedeckten Eismauer hinabrutſchend den feſten Boden erreichten. Es war hier das Ende des Gletſchers und wir entdeckten den Fluß, der unter demſelben fortſtrömend hier aus einem niedrigen Gletſcherthor in einer Breite von 10 Ellen tobend und brauſend hervorſchoß. Wir folgten ſeinem Laufe am linken Ufer, welches noch hin und wieder Schneebrücken trug. Endlich machte der Fluß eine zweite Krümmung. Das klippige Biſſahirthal lag in der röthlichen Beleuchtung des Sonnenunterganges vor uns; die Schneepiks ſtanden in Nebel und Dunſt gehüllt, durch welchen ſie in undeutlicher Form golden glänzten.

Unſere Station war erreicht. Sie lag unmittelbar an einem großen Gletſcher, der nur einen ſchmalen Theil des linken Thalrandes frei läßt und den Fluß wiederum verbirgt, der weiter unten in zwei breiten Strömen von Neuem hervorbricht, die ſich bald nachher wieder vereinigen. Der Platz heißt Do Sumba wegen des Zuſammenfluſſes der beiden Gletſcherflüſſe. Von einem Orte Namens Barſini wußte keiner unſerer Führer etwas; doch müßte er nach den Karten nicht weit von hier liegen. Die niedrigen Cypreſſen und Weiden

lieferten durch ihre langen, unter dem Geröll fortkriechenden Wurzeln Brennholz genug, um ein tüchtiges Feuer anzünden zu können; wir empfanden deshalb den Mangel des Zeltes nicht eher, als bis die Nacht hereingebrochen war. Diese gehörte freilich nicht zu den angenehmsten, da wir mit den schmutzigen Hindudienern zusammenhocken mußten.

Am folgenden Tage (den 15. Juli) wurde Rast gemacht, um das zurückgelassene Zelt vom Passe herunterzuschaffen. Es kam ganz zusammengefroren an, so daß man kaum im Stande war, es aufzuschlagen.

Wir hatten nun zunächst den reißenden Baspafluß*) bei unserem Aufbruch am folgenden Morgen zu umgehen; denn es war kein anderes Mittel möglich, um an das jenseitige Ufer zu gelangen. Es wurde deshalb ein Weg über den thurmhohen Gletscher, aus dem er hervorströmt, mit vieler Kunst gangbar gemacht. Alle mußten Hand anlegen, um Stufen zu hauen und das Gepäck hinüberzuschaffen. Der Uebergang kostete drei Stunden Zeit und war nicht ohne Gefahr, vorzüglich an der höchsten Stelle, unter welcher der Hauptarm des Baspaflusses hervorbraust, weil das lockere Steingeröll von den glatten Eisabhängen bald hinabgetreten war, und man nur rutschend an den kleinen Abhängen hinunterkommen konnte. Bald darauf begann der Regen wieder, der für Niemand beschwerlicher wurde als für die Träger, welche das von Nässe schwere Zelt fortzuschaffen hatten. Nach einstündigem Marsch über kahle Trümmerflächen hielt uns ein neues Hinderniß auf. Ein stark angeschwollener, reißender Nebenfluß strömte von den höheren Schneelagern am rechten Ufer herab und schnitt uns den Weg ab. Drei Stunden gebrauchten wir, um über die schroffen Steinschurren seiner Thalwände bis an die Schneebrücke zu gelangen, welche ihn oberhalb bedeckte, und wieder zum Baspa zurück zu kommen. Das Zelt war auf diesem Wege nicht fortzubringen, es mußte an Stricken durch den Fluß geflößt werden, und was bisher der Regen daran trocken gelassen hatte, wurde bei diesem Ue-

*) Baspa heißt der Fluß auf den Karten; die Führer nannten ihn Kerzom nadbi.

bergange völlig durchnäßt. Auch die acht Kulies, welche es trugen, wurden auf dieſelbe Weiſe durch den Fluß gezogen.

Das Thal wurde nun etwas breiter, das Flußbett ſandig und flach; dagegen geriethen wir in ein Netz von kleinen Bächen, deren eiskaltes, reißendes Waſſer oft knietief durchwatet werden mußte. Sie gehören alle einem Quellgebiet an, welches Nittal Naddi genannt wird. Ein größerer Bach wurde mittelſt einer aus vorgefundenen Bäumen raſch erbauten, ſehr ſchwankenden Brücke überſchritten. Hinter ihm weitete ſich das Thal zu einer Breite von mehreren tauſend Schritt aus, an den Seiten von ſanft anſteigenden Bergen, deren Spitze noch Schnee trugen, eingeſchloſſen. Geröllſchütte von unabſehbarer Ausdehnung zogen ſich daran hinab, deren unfruchtbare Oede der Gegend einen ſchaurigen Charakter verlieh. Der Thalgrund, auf dem wir fortzogen, beſtand aus einem ebenen Thonlager mit friſchem Graſe bewachſen. Er eignete ſich bei einer Krümmung des Fluſſes, wo ein vorſpringender Bergabhang Schutz vor dem Winde verlieh, ganz vorzüglich zum Lagerplatze. Auch am folgenden Morgen (den 17. Juli) hatten wir Anfangs einen gemächlichen Weg durch ſchönen Wieſengrund; aber plötzlich änderte ſich die Scene. Das Flußthal verengerte ſich in ſteilen Geröllwänden, die mit ſtarren, furchtbar zerriſſenen und zerklüfteten Felſen gekrönt waren. Der Schnee und das Eis haben hier furchtbare Verwüſtungen angerichtet; die Bergkuppen ſehen aus, als ob ſich die gewaltigſten Naturkräfte an ihrer Zerſplitterung verſucht hätten.

Wir kletterten an der ſteilen Uferwand hinauf; plötzlich zeigte ſich ein jäher Abſturz von faſt 1000′ Tiefe zu unſeren Füßen und ſchnitt jede Ausſicht zum Weiterkommen ab. Augenſcheinlich war hier eine ganze Wand in die Tiefe hinabgerutſcht. Es ſchien unmöglich, ohne Lebensgefahr hinabzugelangen, denn nirgend gab der Fels dem Fuße einen Anhaltspunkt. Eine Gemſe hätte den Weg gefährlich gefunden. Doch was half's, wir mußten hinüber. Der Führer verſuchte es zuerſt, den Fuß auf hin und wieder vortretende Steine ſetzend; wir folgten ihm Einer nach dem Andern mit großer Vorſicht und kamen ohne Unfall hinunter, obwohl beſtändig die losgetretenen Stücke

des Gerölls unter unſeren Füßen hinabrollten, und jeder Windſtoß Schauer von kleinen Steinen auf uns herabſchüttete.

Es iſt keine Form des Geſteines im Gebirge für den Reiſenden ſo ſchwer und unbequem zu überſchreiten, als dieſes loſe Geröll, wo Granit, Schiefer und Kieſel mit ganz lockerer Erde zuſammengebacken, hohe Wände bilden. Felſen mögen noch ſo hoch und ſteil ſein, ſobald man von Schwindel frei iſt, geht man ſicher darüber hinweg; aber an ſolchen Höhen, wo jeder ſichere Grund fehlt, wo jeder vorſtehende Stein unter dem Fuße weicht und hinabrollt, iſt jeder Uebergang ein Wageſtück.

Das Gepäck hinunterzuſchaffen koſtete große Mühe; die Zelte mußten abermals zurückgelaſſen werden, weil ſie durch den Regen zu ſchwer geworden waren.

Die böſeſte Stelle ſtand uns indeſſen noch bevor; es war eine Steinſchurre, faſt eine Viertelſtunde lang, an welcher wir etwa 400′ über dem Fluſſe entlang kletterten unter beſtändiger Gefahr, entweder mit den loſen Steinen in den Fluß hinabzufahren, oder unter den ſenkrechten Wänden von zerbröckeltem Thon und Geſtein, die bei der leiſeſten Berührung einzuſtürzen drohten, begraben zu werden.

Wie erfreulich war es, endlich das erſte Birkengebüſch und einen betretenen Fußpfad zu erreichen. Freilich war noch eine große Anzahl kleiner, aber tiefer Bachthäler zu überſchreiten, die entweder durch mühſam herbeigeſchleppte Baumſtämme überbrückt, oder wo ſich kein Holz fand, durchwatet werden mußten; doch waren dieſe Hinderniſſe mehr zeitraubend als gefahrvoll.

In der Ferne zeigte man uns auf einer Alpenwieſe weidendes Vieh; unterhalb der Wieſe ſollte das erſte Biſſahirdorf Tſchetkul liegen. Wir erreichten die Weide; aber von bewohnten Orten und der Nähe der Menſchen war noch keine Spur zu entdecken. Nur Bärenfährten in Menge und Krähen mit gelbem Schnabel zeigten, daß es hier lebende Weſen gäbe. Endlich ſahen wir Roſengebüſch am Wege und bei einer Biegung des Fluſſes die erſten hohen Bäume, Tſchilkiefern und Roßtannen; dann in der Ferne den thurmähnlichen Holztempel von Tſchetkul. Prachtvoll grüne Waizenfelder auf den hohen Uferterraſſen wurden mit Freude begrüßt als die Nähe des

Orts verkündende Zeichen, und ehe die Dunkelheit einbrach, war die Höhe mit dem großen Dorfe gewonnen.

Tschetkul ist ein freundlicher Ort, von fruchtbaren Terrassen, die mit Waizenfeldern bedeckt sind, umgeben. Es hat schon einen ganz chinesischen Charakter in Baustyl der Häuser und der Tempel, und viel Verkehr mit Tübet. Die Tempel sind dem Lamaeultus geweiht. Derjenige, bei welchem wir unser Lager aufschlugen, stand auf einer Steinerhöhung und hatte ein, von schön geschnitzten Säulen getragenes, breites Portal; viel Holzschnitzwerk, besonders Drachenköpfe verzierten die Dachkanten und eine Menge der gewundenen Gehörne des Bharalschaafes hingen an den Wänden. Vor dem Tempel stand ein kleineres auf 9 Säulen ruhendes Gebäude mit einem hölzernen Götzenbilde, welches man aber bei Seite schaffte, als wir uns dort niederließen. Die übrigen Häuser, etwa 12 an Zahl, sind fast ganz aus Holz gebaut, nur die schmalen Zwischenräume zwischen den Balken, nicht breiter als diese selbst, waren mit Steinen ausgefüllt. Die Dächer sind platt. An der Seite führt ein Baum mit eingehauenen Stufen zu einem Balkon, welcher mit buntem Holzschnitzwerk eingefaßt ist. Hier ist der Eingang zu den Wohnzimmern. Die meisten Gebäude hatten ein Souterrain mit kleinen, niedrigen Thüren, welche wahrscheinlich zu den Vorrathskammern führen.

Auf dem Balkon der ersten Etage sah man gewöhnlich die Frauen sitzen, welche sich hier nicht wie überall im Gangesthale verbergen. Sie trugen ein äußerst seltsames Kostüm. Ein runder Filzhut deckt den Kopf; daneben haben sie aber am Hinterkopfe einen großen Busch von rother Wolle befestigt, unter welchem eine Fülle dicker Flechten, jedoch nicht von ihrem eigenen Haare, sondern ebenfalls aus der rothbraunen Wolle geflochten, hervorquellen. Es ist eine Art Perrücke, der ähnlich, welche die Fakire tragen. Auf dem Hute steckt ein Immortellenstrauß. Ein Stück rothes, braunes, oder weißes, von ihnen selbst gewebtes Wollenzeug wird über die linke Schulter und zweimal um den Oberkörper geschlagen und bildet auf dem Rücken über der Taille einen Knoten, von wo es in Falten wie eine Schärpe bis zu den Knöcheln hinabfällt. Die rechte Schulter bleibt bloß; eine seltsam gefonnte, messingene Spange befestigt das Zeug an der linken.

Das untere Ende wird, mehrfach zusammengelegt, mittelst eines Bandes um die Taille befestigt. Der ganze Anzug ist eben so anständig als elegant; man kann nicht mehr mit so einfachen Mitteln bewirken. Er gleicht fast einer altfranzösischen Schäfertracht. Die Gesichtszüge sind sehr tartarisch, bei den Weibern sehr häßlich; unter den Männern fanden wir einige, die mit dem schwarzen, lang herabfallenden Haare und Bärten ganz erträglich aussahen. Nur die letztern spinnen Wolle und gehen wie in Mukba mit dem Körbchen am Arm und der Spindel in der Hand umher. Die Frauen widmen sich mehr dem Ackerbau und der Wartung des Viehes. Es wird hier nämlich eine Art Halbschläger von dem wollschwänzigen Yackochsen und der gewöhnlichen Kuh gehalten, eine hübsche Race, etwas hoch im Nacken und schwarz von Farbe. Welch ein Genuß für uns, einmal wieder frische Milch zu genießen.

Die Kultur der Felder ist sehr sorgfältig; sie sind alle mit niedrigen Steinmauern eingezäunt, und haben ausgezeichneten Boden. Zwei Arten Waizen (Dschog und Dgong), Buchwaizen (Mabua), eine Kohlart, vielleicht Brassica napus (Scheaia), dem sie wenigstens ungemein ähnlich ist, sind die Früchte, die hier gebaut werden. Hin und wieder sah man auch Tabak; den bedeutendsten Theil der Felder nimmt jedoch der Buchwaizen ein, dessen grüne Blätter man auch als Gemüse verzehrt.

Wir blieben 4 Tage an diesem Orte; der Regen hörte leider während dieser ganzen Zeit nicht auf, und nur einmal erblickten wir die hohen Schneespitzen, die als Hintergrund dem Thal eine große landschaftliche Schönheit verleihen. Zuerst war die beste Aussicht, von hier aus nach Tübet vorzudringen; der Führer war schon bestellt und Provision angeschafft; aber die Bedenklichkeit des Dorfoberhauptes vereitelte wieder den ganzen Plan. Das Volk ist durchaus unzuverlässig; während man uns die besten Worte und Versprechungen gab, wurde hinter unserem Rücken Alles aufgeboten, unsere Absichten zu hindern. So konnten wir denn, als endlich die längst erwarteten Kulies und die Lebensmittel wenigstens zum Theil herbeigeschafft waren, nur sehnsüchtig in die Thalöffnung hineinschauen, in welcher der

Weg nach Tübet ſich hinaufzog, der durchaus nicht ſchwierig und gefährlich erſchien.

Unſer Weg, den wir am 22. Juli fortſetzten, führte zwiſchen grünen Buchwaizenfeldern am rechten Ufer des Fluſſes hinab, an welchem die Tſchilkiefern, hier Limm genannt, viel ſpäter beginnen als auf dem gegenüberliegenden; ſie ſind wahrſcheinlich durch die Kultur verdrängt.

Nach der zweiten Stunde unſeres Marſches ſenkte ſich der Weg bedeutend und wir kamen faſt bis zum Niveau des Fluſſes hinab, während wir bisher einige hundert Fuß oberhalb deſſelben fortgewandert waren. Nur ein bedeutender Fluß, der Lingnara kam auf der Hälfte des Weges uns in die Quere, ehe wir unſere Station, den Ort Ragſam, ein Dörflein von 20 Häuſern, in der Mitte feuchter Wieſen gelegen, erreichten. Der Baſpafluß war hier ſehr eingeengt und hat einen ſtarken Fall; unſer Lagerplatz war dicht an ſeinem Ufer auf einem offenen, friſchen Wieſengrunde, 100′ hoch über einem Waſſerfall des Fluſſes. Die Höhe des Ortes beſtimmte ich nach dem Kochpunkte des Waſſers auf 9,750 engl. Fuß.

Das klare Wetter des folgenden Tages begünſtigte die freie Ausſicht auf die ſüdlich liegenden Bergrücken mit ihren Eisſpitzen. Der Weg war zuerſt ſchwierig durch eine zuſammengehäufte Maſſe großer Granitblöcke, welche öfter durch Brücken mit einander verbunden waren. Späterhin kamen wir in den Schatten eines ſchönen Waldes von Tſchilkiefern und Pappeln; auch die Cedern begannen wieder hinter dem Berſen naddi, jedoch einzeln und zerſtreut. Sie heißen hier Kjelmáng. Bei einer Biegung des Thals, wo eine große Klippe weit in daſſelbe hineintrat, machte der Granit einem grauen Gneuß Platz, der aufwärts immer mehr mit Glimmer gemengt endlich ganz in Glimmerſchiefer überging, doch nur auf eine kurze Strecke; dann trat wieder der weiße Granit auf.

Ein reizender Wald von Aprikoſen und Wallnußbäumen, unter welchen viele einzelne Hütten zerſtreut lagen, kündigte die Nähe des Dorfes Sangla, an deſſen Ackerkultur ſich ſehr weit ausbreitet. Wir erreichten es nach einem dreiſtündigen Marſche. Ueber den Fluß, der hier etwa 90 Schritt breit iſt, führt ein Sangho nach dem jenſei-

tigen Ufer. Das Dorf ist groß und hübsch gebaut; die Häuser mit platten Dächern und Schornsteinen sind mit Schnitzwerk reich verziert. An einem freien Platze in demselben liegt der ganz chinesisch aussehende Tempel, ringsum von einer Säulengallerie mit den künstlichsten Holzverzierungen eingefaßt, und mit krumm ausgeschweiften Dachspitzen. So niedlich und reinlich das Dorf ist, so erschien es doch vom gegenüberliegenden Ufer, wo unser Zeltplatz aufgeschlagen war, nicht so pittoresk wie Tschetkul, weil hier der schöne Hintergrund fehlt.

Es liegt auf einer vorspringenden Terrasse, welche durch Bäche, die vom Berge herabströmen, in vier Theile zerspalten ist. Hoch über Sangla liegt an demselben Ufer des Baspa, aber weiter abwärts auf einem Felsenvorsprung das Dorf Kamero.

Ein Spaziergang in's Dorf brachte uns mit den Bewohnern in nähere Berührung. Die vornehmern derselben waren am Abend auf dem freien Platze vor dem Tempel versammelt, unter ihnen der Mukdiar (das Oberhaupt des Dorfes) mit seinem Sohne, die sich durch Eleganz ihrer Kleidung auszeichneten. Beinkleider von blaugestreiftem Baumwollenzeuge, über dem Knöchel stark verengt, ein langer Rock von weißer Wolle mit umgeschlagenen Schößen, die unterhalb roth besetzt waren, ein breiter Gürtel, zierliche Schuh und die braune Mütze bildeten ihr hübsches und sauberes Kostüm. Die Weiber trugen sich ganz auf dieselbe Weise wie in Tschetkul nur in Allem etwas feiner und hübscher. Ein kleines, seltsames Dachgebäude mit weitvorragenden, drachenförmigen Eckspitzen nahe bei dem Tempel enthielt zwei Kasten mit Tragstangen, wie die Bundeslade gestaltet; ein anderes weiter zurückstehendes Gebäude zeigte wunderbare Malereien an den Wänden, die in matten braunen und grauen Farben allerlei symbolische Figuren darstellten. Der Fisch und der Drache waren vielfach angebracht. Am Wege zum Sangho steht ein roh aus Steinen errichtetes Bethäuschen; eine Fahne steckt darauf, sonst enthält es weiter nichts als eine Nische, in welcher sich ein Beteylinder, gerade wie eine Kaffeetrommel gestaltet, befindet. Man nennt solch ein Ding, welches mit Fell überzogen ist und auf einer beweglichen Are ruht, Manneh oder Lamake Manneh. Häufig sieht man die Vorübergehenden dabei stille stehen und den Cylinder drehen, um ihre Andacht zu

verrichten in ähnlicher Weise, wie sie auch wohl Schnüre von Holzperlen von chinesischer Arbeit, eine Art Rosenkränze, zum Gebet durch die Finger laufen lassen.

Wir verließen Sangla am 24. Juli nicht sehr früh, denn es war neblig. Der Weg führte anfangs am Ufer des Baspa hinab; wir überschritten eine eisenhaltige Quelle, die zwischen den Phapar- oder Maduaseldern am Grunde eines mächtigen Granitblockes hervorquoll. Der dichte Nebel hinderte jede Aussicht, sodaß wir auf der Höhe eines Bergkegels, Stellindjuti pah genannt, die Umrisse der gegenüberliegenden Schneepiks nur schwach hindurch schimmern sahn. Viele ausgewaschene Felsenrisse, welche tiefe Einschnitte in den Berg bildeten, erschwerten nebst den zahlreichen herabrieselnden Quellen den Weg und das Gehen auf dem Granitgeröll. Bei jedem Einschnitt stieg man bedeutend bergan; drei dergleichen waren zu passiren, ehe wir den Harangpaß erstiegen. Ein Vorsprung des Berges, Toka genannt, lag dazwischen, von welchem man den Bruangpaß, die hohen Schneeberge jenseit des Flusses und zahlreiche Dörfer erblickte, wenn die Nebelwolken hie und da sich einmal zertheilten. Auf dem höchsten Kamme des Passes fand sich ein kleines Plateau, fast ganz von Steinpyramiden eingefaßt, die zum Theil von sehr zusammengesetzter Bauart und mit kleinen Vorbauten zum Sitzen versehen waren. Eine reiche alpine Flora von blauem Mohn, gelben und rothen Potentillen, schönen Gräsern und Rhododendron bedeckte den Platz.

Wir stiegen nach Nordost hinab und gelangten fast unmittelbar von der höchsten Spitze in einen dichten Wald, der mit Tschilkiefern und Pinus excelsa begann; etwa 600′ tiefer mischte sich eine neue Art Tanne mit auffallend kurzen Nadeln ein, hier Kuruz genannt (Abies Webbiana), welche mit der Edeltanne sehr nahe verwandt ist. Sodann wieder 500′ tiefer tritt die Morindatanne (Abies Pindrow) auf, jedoch nur einzeln. Ungeheure Cedern stehen hier und dort dazwischen und bilden hinter dem Dorfe Mebbar (Mebur), welches wir am Fuße des Berges erreichten, einen schönen Wald.

Das Dorf liegt auf einer Anhöhe über dem Sutledsch, in welchen der Baspa sich nicht weit von hier ergießt; doch muß man,

um den Sutledſch zu ſehn, noch eine felſige, zum Theil mit Buſchwerk bewachſene Höhe überſteigen.

Es ließ ſich Niemand im Dorfe erblicken, ſelbſt die Felder, die mit ſchöner in Aehren ſtehender Gerſte und Phapar prangten, waren wie ausgeſtorben. Der Mukdiar des Dorfes wurde jedoch endlich aufgefunden und faſt mit Gewalt herbeigeſchleppt. Er machte viele Entſchuldigungen und verſorgte uns zuletzt noch nach beſten Kräften mit Mehl, Butter, Reis und Milch. — Der Tempelplatz mit einer offenen von ſechs Säulen getragenen Halle diente auch hier als Lagerplatz. Eine Art Altar mit Schaafhörnern darauf und eine Urne, einem Todtenaſchenkruge nicht unähnlich, ſtand nicht weit davon.

Mir waren dieſe plump aus Thon geformten, dickbäuchigen Urnen, welche mit weißer Farbe angeſtrichen und mit einem Dache verſehn ſind, ſchon öfter aufgefallen; doch hielt es ſehr ſchwer, über ihre Bedeutung Aufſchluß zu erhalten. Die Leute wollten nicht gern Rede ſtehn, wenn man ſie befragte, und gaben lächelnd ausweichende Antworten, wie z. B. die, daß die Knaben dieſe Urnen gemacht hätten. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie eine Art Lamaiſchen Götterleib vorſtellen ſollen.

Die Söhne des Mukdiar von Sangla, welche uns hierher begleitet hatten, zeigten hier die Art und Weiſe, das ſehr geſchätzte Cederöl zu gewinnen. Kieniges Cederholz, in viele kleine Stücke zerſpalten, wurde ſorgfältig in einen runden neuen Topf hineingeklemmt, ſo daß nichts davon herausfallen konnte, wenn man den Topf umdrehte. Dieſer wurde nun umgekehrt über eine kupferne Schaale in eine kleine Grube geſtellt, und jede Oeffnung mit Steinchen und Moos genau verſtopft. Um den Topf her errichteten ſie einen Haufen Holzſcheite, der denſelben ganz bedeckte und wohl zwei Stunden lang brannte. Am andern Morgen wurde die Grube eröffnet und das Kupfergefäß herausgenommen, in welchem ſich das Cederöl als eine dünnflüſſige, theerartige Maſſe geſammelt hatte. Es ſteht hier in einem hohen Preiſe und wird innerlich und äußerlich bei Unterleibskrankheiten und Hautausſchlägen als Arzenei angewendet.

Es war hier Mangel an Kulies und gab viel zu ordnen, weshalb wir am 25. Juli nicht allzufrüh unſern Marſch antraten. Eine

Anzahl ganz hübscher, junger Mädchen waren zum Transport der schweren Lasten gestellt, die wir uns anfangs als Träger anzunehmen weigerten; allein man versicherte uns, daß dies hier so Sitte sei. So ließ man sich denn dieses ungewöhnliche Geleite gern gefallen, welches im Gegensatz zu dem frühern schmutzigen Kuliehaufen sehr viel Romantisches hatte. Einige derselben hatten sehr hübsche Augen, und ihre eigenthümliche Tracht, die langen Haarzöpfe mit dem rothen Wollbusch, die kleine braune, inwendig rothe Filzkappe, kokett zur Seite geschoben, das hinten in einem Bausch zusammen genommene Gewand mit den blanken Messingzierrathen, welches sie auf der bedeckten Schulter befestigten, stand ihnen gar nicht übel.

Wir zogen unsers Wegs durch einen hohen Wald von Cedern und Tschilkiefern, und hatten an mehreren Stellen eine offene Aussicht auf den tief unten brausenden Fluß, den Sutledsch. Jenseits zeigte sich am hohen Ufer das Dorf Rogi, welches wie ein Schwalbennest über einer 500′ hohen, fast senkrechten Wand gebaut ist, und dessen Getraideterrassen so gefährlich angelegt erschienen, als könne man keinen Fuß darauf setzen, ohne in den Abgrund hinabzugleiten. Das diesseitige Ufer war eben so hoch, aber weniger steil und zum Theil mit Graswuchs bedeckt. Wir stiegen eine bedeutende Strecke davon abwärts und jagten unterwegs eine Heerde Rhesusaffen auf, lange nicht gesehene Gäste, welche die Cedern plünderten.

Bei einer Wendung des Weges erschienen die ersten Neozakiefern (Pinus Gerardiana), Bäume von ästig gebogenem Wuchse mit bleigrauem Stamme und dreizähligen Nadeln. Ihre runden, hellgrünen Früchte sind von der Größe eines Kindskopfes; die vorjährigen hingen noch zwischen den jungen grünen, welche erst in zwei Monaten ihre volle Reife erlangen.

Wunderlieblich war die Umgebung des nächsten Dorfes Barang; eine warme Frühlingsluft wehte hier, und schöne Rebengelände drängten sich an die mit rothen Früchten prangenden Aprikosenbäume. Die platten Dächer der hohen Häuser lagen voll von aufgeschütteten Aprikosen, welche man zur Bereitung des Khatai trocknen wollte. Immer trug man noch frisch geschüttelte Früchte hinzu; wir durften so

viel nehmen, als wir Luſt hatten. Die rothbackigen Mädchen, welche ſie trugen, ſchütteten uns die Hüte voll.

Es herrſcht hier dieſelbe nette Tracht der Frauen, wie wir ſie ſeit Mukba ſahen. Die Männer ſind hübſch und von ſtattlichem Wuchſe.

Das Dorf ſelbſt ſcheint ſehr groß zu ſein und liegt recht mitten in der Region der Neozakiefer. Etwa eine halbe Stunde hinter demſelben erblickt man die Spuren eines großen Lawinenſturzes, welcher das ganze Thal verſchüttete und einen kleinen Fluß, der ſich in den Sutledſch ergießt, abdämmte. Die ganze Wand des hoch oberhalb gelegenen Berges iſt dadurch von Wald entblößt, und das Thal vollgeſtopft von einem etwa 50′ hohen Walle von mehreren tauſend dicken Bäumen oder Stämmen, die oft in der Mitte abgeknickt ſind. Man erkennt darunter Tſchilkiefern, Birken, Pappeln, aber vorzugsweiſe Cedern. Unter dieſer mit Steinen und Erde zu einem dichten Ganzen verbundenen, etwa 10′ hohen Schicht liegt noch 40′ Schnee. Man ſteigt darüber fort zum andern Ufer. Von der Seite, wo Barang liegt, ſtürzt ein toſendes Bächlein über die Schneeſchütte herab und hat einen tiefen Durchſchnitt in derſelben ausgewaſchen, in welchem man ſieht, wie die ganze Schneemaſſe durchaus mit Baumſtämmen geſpickt iſt.

Wir ſtiegen über die Lawinenreſte zum jenſeitigen Ufer des Flüßchens hinüber und zogen an demſelben zum Flußbett des Sutledſch hinab, welches hier ſandig und voll Kieſelgeröll iſt. Das Waſſer des Fluſſes ſieht gelb und trübe aus. Es ſcheint hier am ſandigen Ufer der vorzüglichſte Standort der Neozakiefer zu ſein, die nur in einem ſehr beſchränkten Bezirke vorkommt. Die Neoza iſt von keiner ausgezeichneten Größe in Vergleich mit den anderen Baumrieſen der Gebirgswälder; die ſtärkſten Stämme maßen höchſtens $1\frac{1}{2}$′ im Durchmeſſer. Auch hat ſie keinen ſo ſchönen ſchlanken Wipfel wie die andern Tannen des Himalayah; dennoch iſt es ein ausnehmend ſchöner Baum, die ſilbergraue Rinde, welche ſich nie in eine rauhe Borke verwandelt, die großen elegant geformten Aepfel, mit denen die Zweige beladen ſind, geben ihm ein fremdartiges Anſehn von eigenthümlicher Schönheit.

Etwa nach vier Stunden erreichten wir den Fuß einer Granit-

klippe, bei welcher ein Seil über den Sutledsch als Brücke gezogen ist. Wir überstiegen die Anhöhe und sahen die Weingärten und Tschinefelder des Dorfes Puari vor uns liegen. Eine dichte Weinlaube mit ellenlangen Trauben führte uns auf einen freien, grünen Platz, zwischen hohen Pappeln und Nußbäumen eingeschlossen. Leider waren weder die Trauben noch die Nüsse reif. Aber welche gewürzige Luft, welch ein liebliches Thal!

Die Lage des Dorfes, das überall von Weinbergen umgeben ist, deren Reben man hochstämmig zu Lauben gezogen hat, ist höchst romantisch. Es ist auf den einzigen kahlen und unfruchtbaren Fleck einer in den Fluß vorspringenden Klippe gelegen, etwa 150′ hoch über dessen Spiegel. Die hohen Häuser, aus Balken und zwischengesetzten Steinen nett gebaut, eines dicht neben dem andern, lassen nur ganz enge Gäßchen zwischen sich frei; Balkons zieren die oberen Stockwerke, und die Thüren sind durch lange Ketten verwahrt, welche man von den Balkons aus festhalten und anziehen kann. Am Eingange in das Dorf liegt ein großer Lamatempel mit dem kleinen offenen Hause daneben, worin Pauken und eine Art ungeheurer Posaunen, Instrumente, die zu religiösen Feierlichkeiten dienen, aufbewahrt werden. Große Gebetrollen (Mannel's) sieht man aller Orten; sie waren hier aus Kupfer getrieben und mit Lamacharakteren beschrieben. Auch hier fanden sich wieder in großer Anzahl die weißen, rohen Lehmkuppeln, vor denen die Bewohner als Lamaiten ihre Gebete verrichten. Es sollen Schriftrollen vom Lama darin befindlich sein. Hier nannte man sie Tschosden oder auch Tschochden.

Die Aecker umher waren mit Tschine und Kaoni (Panicum) bestellt, beides noch vor der Erndte. Aus dem Wein wird ein berauschendes Getränk durch Kochen des Saftes zubereitet, Rak genannt, welches einen sehr eigenthümlichen süßen Geschmack hat, etwa wie Trefterbranntwein.

Von einer Klippe, die derjenigen, worauf Puari gebaut ist, gegenüber liegt, genossen wir lange den freundlichen Anblick auf die netten Häusergruppen, die lachenden Weinlauben und die starren Felsen im Hintergrunde mit den schwarzen Cedernwäldern auf ihrem Gipfel, die leichten Wolken, welche vor den im Abendroth glühenden

Schneespitzen des Raldang (Reildang) vorüberzogen und sich jagten, und labten uns an der lauen, duftigen Sommerluft. Schon war das Thal in Abenddämmerung gehüllt, als die Lamas (Priester) des Tempels erschienen in ihren langen, rothen feierlich umgeworfenen Mänteln und einen melancholischen Gesang zu Ehren des Prinzen anstimmten, zuerst ein Vorsänger, als ob er ein lateinisches Gebet absänge, dann antwortete der ganze Chor drei und vierstimmig, wie bei dem Responsorium in einer katholischen Kirche. Die Scene machte einen wunderbar feierlichen Eindruck. Wir konnten uns lange nicht entschließen, den schönen Platz zu verlassen und erst spät kehrten wir zu den schattigen Wallnußbäumen, unter denen die Zelte aufgeschlagen waren, zurück.

Der nächste Tag (der 26. Juli) begann mit dem langwierigen Uebergange mittelst der einfachen Seilbrücke über den Fluß, welcher hier etwa 90 Schritt breit ist. Man wurde mit einem wollenen Strick um die Hüfte an das Krummholz festgebunden und fuhr damit längs des Seils dem andern Ufer zu. Wir selbst kamen ziemlich rasch hinüber, aber das Gepäck auf diesem Wege fortzuschaffen nimmt viel Zeit weg. Jämmerlich war es anzusehn, wie die unglücklichen Hammel, unser lebender Proviant, nur an einem Beine hängend, über das brausende Wasser gezogen wurden. Auch ein großer Hund, der uns in Barang zu gelaufen ist und uns seit der Zeit begleitet, wurde auf demselben Wege unter furchtbarem Geheul hinübergeschickt; Scenen, wobei es viel zu lachen gab. Die Unverschämtheit des einen der hinüberziehenden Kulies war mir indessen gar nicht lächerlich; denn ich mußte, ohne es hindern zu können, zusehn, wie er jenseit des Flusses von meinem Blechkasten den neuen Strick abknüpfte und einsteckte. Die Entfernung war aber so groß, daß ich wohl die Handlung, nicht aber das Gesicht des Diebes erkennen konnte.

Nachdem Alles am jenseitigen Ufer angelangt und den Trägern aufgeladen war, ging der Weg am steilen Ufer im brennenden Sonnenschein in die Höhe. Nur wenige Weinlauben sah man noch neben einem kleinen Dorfe zur Linken; dann gab es nichts als Geröll von grauem Thonschiefer, auf welchem der Weg kaum zu erkennen war. Da ich weit voraus war und mich allein sah, fürchtete ich mich ver-

irrt zu haben und ſtieg die eben erkletterte Höhe wieder hinab; zu meinem Verdruſſe mußte ich denſelben Weg wieder hinauf und erreichte endlich eine alte Mauer, hinter welcher ſich ein Dorf zeigte, deſſen Häuſer alle ſo platt waren, daß man ſie erſt in größter Nähe über die Anhöhe weg erblicken konnte. Es heißt Kongi. Der Weinbau hörte hier auf; dagegen bedeckte der ſchönſte Waizen, der eben anfing gelb zu werden, die kleinen Terraſſenfelder, welche mit Aprikoſenbäumen voll reifer Früchte umgeben waren.

Das anſehnlichſte Gebäude war ein Deval oder Tempel, von der eigenthümlichen Bauart, wie ſie ſich im höheren Gebirge, das nur von Lamadienern bewohnt wird, überall finden. Hohe Mauern umgeben einen viereckigen Hof; an dieſe ſchließen ſich die eigentlichen Tempelgebäude ohne Fenſter, aber mit zierlichen Säulen aus Cederholz verſehn, welche das flache Schieferdach tragen. Beim Gottesdienſt, wenn man den Geſang der Prieſter ſo nennen kann, iſt das Innere der Tempel durch Lampen erleuchtet. Das Volk ſelbſt nimmt keinen weitern thätigen Antheil daran, auch habe ich bei demſelben außer dem Umdrehen der Gebetcylinder keine eigentliche religiöſe Ceremonien bemerkt.

In der Mitte des Hofes ſteht ein hölzernes Tempelchen von ganz chineſiſcher Bauart, welches im Kunauer gewöhnlich Tſchopal genannt wird. Es hält etwa 15—20′ im Quadrat und iſt 15′ hoch. Acht bis zwölf zierlichgeſchnitzte, vierkantige Säulen tragen das Dach mit breit überſtehendem Rande, deſſen vier Ecken in Form von Drachenköpfen oder andern wunderlich geſtalteten Ungeheuern ſich in die Höhe krümmen und hölzerne Glocken tragen. Der Fußboden iſt gerade ſo hoch über dem Boden erhaben, daß man ſich bequem darauf ſetzen kann. Es iſt dieſes Häuschen ein bequemer Raſtort für Reiſende, welcher wenigſtens vor dem Regen ſchützt und man verwehrte uns nicht, es in Beſchlag zu nehmen; dagegen bleiben die Tempel dem Fremden ſtets verſchloſſen. Auf dem Hofe ſtand ein großer Baldachin von rother Seide; viel Gold- und Silberflitter hingen daran umher und auf der Spitze prangte ein großer weißer Yackſchwanz*). Im

*) Die Engländer nennen dieſen Luxusartikel „Kuhſchwanz". Man denkt dabei

Innern ſchien das Zelt weiter nichts als die ſilbernen Tempelgefäße zu enthalten.

Wir hatten von hier an noch über 1000′ zu ſteigen, ehe das nächſte Dorf, faſt auf der Kante des Berges gelegen, erreicht wurde. Der Weg führte zwiſchen Hecken von weißblühenden Spiräen hin, an welche ſich eine lange, ſchattige Allee von Aprikoſenbäumen anſchloß. Am Ende derſelben lag Koti, eins der reizendſten Dörfer, welche ich im Gebirge geſehn habe. Ein großer freier Platz, von rieſengroßen Nußbäumen umgeben und mit dem üppigſten Raſen bewachſen, öffnete ſich; auf einem kleinen Plateau zur Linken ſtanden die zierlichen Häuſer des Dorfes, zur Rechten zog ſich eine Waſſerleitung, von dichtem Blumenflor eingefaßt, hin und verlor ſich unter dem Geſträuch, welches die Felder begrenzt, zu deren Bewäſſerung ſie ſich in vielen Armen ausbreitet.

Nahe dem Nußbaumhaine erhob ſich eine große Mauer mit zierlich kannelirtem Rande und einem Thore im chineſiſchen Geſchmacke, durch ein ſchräges Dach von großen Schieferplatten bedeckt.

Ich trat hinein und fand einen offenen Raum, der ein mit Steinen eingefaßtes Baſſin enthielt. Der Springbrunnen in der Mitte deſſelben, ſo wie die Einfaſſung war ſehr verfallen; aus einem bronzenen, noch wohl erhaltenen Fiſchkopfe ſtrömte dem Eingang gegenüber das Waſſer in das Baſſin. Die freundlichen Dorfbewohner, welche mich in großer Anzahl neugierig umgaben, konnten mir keine Auskunft über dieſen ſeltſamen, abgeſchiedenen Ort geben; auch verſtand ich leider zu wenig von ihrer Sprache. Nur ſo viel fand ich heraus, daß die zahlloſen Fiſche, die in dem Baſſin umherſchwammen, von ihnen gefüttert würden, aber gegeſſen würden ſie nicht. Gewiß ſtand der Fiſchbehälter ehemals mit irgend einem Heiligthume in Zuſammenhange, und das Füttern der Fiſche hatte eine religiöſe Bedeutung. Obwohl dieſe vergeſſen und verloren gegangen iſt, ſo unterziehen ſich die Dorfbewohner doch noch mit großem Eifer dieſem Geſchäfte, weil

---

leicht an den ſchmierigen Wedel unſerer Kühe. Es iſt der weiße, buſchige Schwanz des Yackochſen, welcher überall in Indien bei der Tafel der Vornehmen als Fliegenwedel dient.

es bei ihren Vätern Gebrauch geweſen iſt. Man findet manche ſolche unerklärliche und wunderbare Gebräuche bei den Gebirgsbewohnern, und die einzige Antwort, die man zur Aufklärung derſelben von ihnen erhält, iſt diejenige, daß ſie es thun „um Gottes Willen".

Die Fiſche waren noch aus einem anderen Geſichtspunkte intereſſant. Die Bäche, die zum Sutledſch durch felſige, zerriſſene Thäler hinabſtrömen, haben meiſtens von ihrer Quelle im Schnee nur einen kurzen Lauf und enthalten keine Fiſche. Ueberall, wo ich auch nach Fiſchen fragen mochte, erhielt ich die Antwort, „es gäbe keine Fiſche". Auch im Sutledſch wird nicht gefiſcht, und es ſollen bis zu dem Punkte, wo er aus Tübet kommt, keine Fiſche in ſeinem Waſſer leben. Ob es wahr ſei, kann ich nicht entſcheiden, doch iſt gewiß, daß die ſenkrechten Felſen, die ihn einſchließen und nur an wenig Stellen das Hinabſteigen zum Strom erlauben, dem Fiſchfange nicht günſtig ſind. Woher kommen nun dieſe iſolirten Fiſche an dieſen Ort? Es waren zwei Arten, ſo viel ich unterſcheiden konnte, eine dem Karpfengeſchlecht angehörige; ohne Zweifel ſind ſie noch unbekannt, doch war es nicht möglich, ihrer habhaft zu werden.

Während ich über den Urſprung dieſes Fiſchteiches reflektirte, war die Reiſegeſellſchaft auch herangekommen und wir erlabten uns an den ſchönen Aprikoſen, welche uns mit großer Freundlichkeit von den Leuten des Dorfes dargeboten wurden. Sie ließen es ruhig geſchehen, daß man ſich die beſten Früchte aus den aufgeſchütteten Vorräthen herausſuchte, oder ſie von den Bäumen herunterſchlug. Eine Menge hübſcher Kinder, nur mit einem kurzen, wollenen Hemdchen bekleidet, ſprangen und ſpielten um uns her; auch viele Frauen mit angenehmen Geſichtszügen ließen ſich ſehen in der gewöhnlichen Tracht, den Kopf mit der kleinen am Rande umgerollten Filzmütze bedeckt und den rothen Wollbuſch im Nacken. Die großartigen Meſſingbroſchen von der eigenthümlichen, brillenartigen Geſtalt fehlen nie und dienen, das Gewand, ein einziges langes Stück Wollenzeug, auf der linken Bruſt zu befeſtigen.

Bald erreichten wir die Kante der erſten Hügelkette, etwa 2000' über dem Niveau des Sutledſch, auf welcher der Weg zwiſchen Gerſten- und Waizenfeldern und früchteſchweren Aprikoſenbäumen ge-

mächlich fortgeht. Auf die Nähe eines dritten Dorfes ließ ſich aus den zahlreichen Gruppen der Bewohner ſchließen, welche die Neugier an den Weg gelockt hatte, obgleich wir die Hütten deſſelben nicht ſehen konnten.

Nach Erſteigung einer bedeutenden Anhöhe traten wir wieder in den Cedernwald ein, der ſich in der Region von 8—9000′ Höhe faſt immer vorfindet. Hier war er dünn geſäet und viele Tſchilkiefern ſtanden dazwiſchen. Die große Anzahl der Dörfer in dieſer Gegend mag wohl dem dichtern Beſtande des Cedernwaldes großen Abbruch gethan haben; dagegen gab es hier einzelne Stämme von ungeheuerer Dicke bei einer nicht ſehr bedeutenden Höhe. Mehrere wurden mittelſt Bindfaden gemeſſen und ein Zwillingsbaum ergab 36′ im Umfange. Viele andere waren ihm faſt gleich.

Auf dem von abgefallenen Cedernadeln glatten, ſteilen Wege gelangten wir über die Waldregion hinaus auf eine gut angelegte und erhaltene Straße, den Tſchinidakweg. Er iſt von einer Geſellſchaft engliſcher Kaufleute wohl 100 engliſche Meilen lang über das rauheſte Gebirge geführt, bloß aus Spekulation, um die Weintrauben von den wenigen Orten, wo ſie gedeihen, ſo ſchnell nach Simlah zu transportiren, daß ſie noch friſch und eßbar ankommen. Es iſt die Uebereinkunft mit den Ortsbehörden getroffen, daß die Trauben von beſonders dazu angeſtellten Leuten verpackt und von einem Ort zum andern getragen werden. Jede Station iſt beſtimmt und kaum kommt der Dak an, ſo ſteht ſchon der Mukdiar mit friſchen Kulies bereit, die Trauben augenblicklich weiter zu befördern. So wandern ſie von einem Dorf zum andern bis nach Simlah hin. Die Körbe, in denen ſie getragen werden, ſind lange, unten ſpitze Tragkörbe. Baumwolle wird hinaufgeſchickt, und zwiſchen dieſe werden ſchichtweiſe die einzeln abgepflückten Beeren abwechſelnd mit Baumwolle verpackt. Wenn ſie in Simlah auf die Tafel kommen, ſehen ſie durchaus nicht ſo appetitlich aus, wie eine vollgewachſene Traube, ſondern gleichen den Stachelbeeren; doch wird eine große Menge davon abgeſetzt.

Bei dieſem Traubengeſchäft, dem der Rajah von Buſſahir durchaus nichts in den Weg legt, ſoll allein einer der engliſchen Kaufleute

an 400 Pf. St. als reinen Verdienst in jeder Saison gewinnen, und die Nachfrage nach Trauben ist größer, als die Zufuhr derselben. Seltsam ist es, daß der Rajah dies weiß und es ihm doch nie einfällt, auf seine eigene Rechnung Trauben hinabzuschicken, wovon er einen viel größern Gewinn ziehen würde, da die Trauben ihm gehören.

Auf dieser geebneten Straße, die noch eine Zeitlang von einzelnen Cedern- und Kiefergruppen begleitet wird, kamen wir sehr rasch von der Stelle, so daß wir binnen einer halben Stunde den Ort Tschini vor Augen hatten. Gut angelegte Wassergräben ziehen sich überall an den Abhängen hinab, um die zahlreichen Feldterrassen zu bewässern, oder kleine Mühlen (Pandschecki) zu treiben. Die letzteren waren gerade jetzt in voller Thätigkeit. Sie bestehen aus einem Häuschen, kaum groß genug, daß ein oder zwei Personen darin Platz haben. Das Wasser stürzt mit großer Gewalt aus einer hölzernen Rinne auf ein horizontal laufendes Rad, dessen breite Felgen schräg wie die Windmühlenflügel gestellt sind. Die roh gearbeitete Axe trägt an ihrem obern Ende den runden Mühlstein, der durch die Drehung des Rades unmittelbar in Bewegung gesetzt wird. Gewöhnlich findet man in diesen Mühlenkasten, denn Häuser kann man sie kaum nennen, eine Person des schönen Geschlechtes beschäftigt, das Mehl fortzunehmen und Korn aufzuschütten. Die Wassergerinne von Cedernholz sind mit vieler Sorgfalt gearbeitet. An der Stelle, wo sie unsern Weg durchkreuzten, waren sie unterbrochen, um einen freien Durchgang zu lassen; aber der Stoß des Wassers war so stark und sein Strom so rasch, daß er von einem Gerinne zum andern in einem starken Strahle ohne Unterbrechung übersprang, was mir sehr seltsam erschien.

Wir waren nun auf eine freie Höhe gekommen und hatten die Aussicht auf das linke Ufer des Sutledsch. Hinter der Bergkette des Ufers, in dessen steiler Schlucht wir die Lawinenreste und Schneeschütten, die wir erst vor kurzem überschritten, wiedererkannten, zeigten sich zunächst baumlose, aber mit frischem Grün bedeckte Höhen. Ueber ihnen ragten die mit ewigem Schnee bedeckten Vorberge des Raldang in die Wolken. Die höchsten Spitzen waren leider verdeckt; denn

ein Gewitter war im Anzuge. Welch' ein herrlicher Kontrast der schwarzen Cederwälder zu den lichtgrünen Alpenwiesen und dem weißen Schnee!

Links im Vordergrunde stieg ein glatter Felsenhügel auf, dessen Spitze viele Trümmerhaufen wie Ueberreste einer kleinen Festung bedeckten. Ein friedlich aussehendes Gebäude dazwischen gelegen, gab sich durch die vielen Lappen und Fahnen an langen Stangen als Tempel zu erkennen. Die schräge Vorderwand dieses Bergvorsprunges, eine Schichtungsfläche des Granits, ist durchaus glatt und kahl und macht es unmöglich, den Berg von dieser Seite zu ersteigen. Wir umgingen ihn rechts und fanden uns bald im Schatten einer Reihe großer Pappeln und Meliabäume. Eine breite Getreidefläche dehnte sich hinter ihnen vor dem Dorfe aus, welches sich links an der hier sanft abfallenden Seite des Berges bis zum Tempel auf seiner Spitze hinaufzieht. In einem grünen Wiesengrunde sahen wir einen ganz stattlich erscheinenden Bangalo; bei näherer Untersuchung zeigte er sich indessen in einem so baufälligen Zustande, daß es lebensgefährlich gewesen wäre, darin zu verweilen. Er war zwar erst vor sieben Jahren auf Kosten eines englischen Reisenden errichtet, aber diese Gegend wird so wenig besucht, daß für die Reparatur seither nichts geschehen war; wohl aber hatten die Bewohner des Ortes das unbewohnte Haus jedes überflüssigen Schmuckes, jedes Stückchens Eisen, welches nicht zu fest saß, und alles Fensterglases beraubt. Es wurde daher das Zelt dicht neben dem wüsten Hause auf dem Grasteppich der Wiese errichtet. Wir ahnten nicht, daß wir nahe an einer Grabstätte unser Lager aufgeschlagen hatten, in der vor wenig Wochen ein Engländer begraben war. Zwei leidenschaftliche Jäger hatten nämlich von hier aus allein eine Gebirgspartie unternommen, um Steinböcke zu schießen. Der Eine derselben, einer der ausgezeichnetsten Jäger im Gebirge, erkrankt bei der Rückkehr, stirbt am zweiten Tage und ist hier von seinem Gefährten mit vieler Mühe eingescharrt.

Kaum war unser Zeltplatz in Ordnung, als sich das Gewitter mit großer Heftigkeit entlud; furchtbar krachte der Donner und erschütterte die Luft so, daß sich eine Menge Lawinen von den Schneebergen ablösten und mit Prasseln und Poltern neue Wege zu den

alten Schneeschütten auf der andern Seite des Flusses bahnten. Der Regen goß die ganze Nacht vom Himmel herab, und wir hätten unter dem durchlöcherten Dache des Bangalo uns bei weitem schlechter befunden als unter unserm Zelte. Erst gegen Mittag klärte sich das Wetter auf. Ich benutzte diesen Zeitpunkt, um den höchsten Punkt des Berges, an welchem Tschini liegt, zu ersteigen. Die Sache war schwieriger als ich gedacht hatte, denn überall stieß ein Haus dicht an das andere. Man mußte zwischen den Hütten hindurchkriechen durch schmale freigelassene Gänge, die oft an den allerunreinlichsten Orten endigten. Mehrfach gerieth ich auf den platten Dächern der Häuser in Gefahr, in die Luftlöcher (Schornsteine haben sie nicht) derselben zu treten. Die Häuser stecken nämlich mit der einen Hälfte im Berge, nur die Vorderhälfte schaut heraus, und das Dach ist ganz mit derselben Erde bedeckt, wie der Berg, so daß man oft nur am dumpfen Klange bemerken kann, ob man sich auf festem Boden oder dem Gipfel eines Hauses befindet. Eine Wildniß von 8′ hohem Hanf und Brennnesseln schloß sich an die bewohnten Plätze an, durch welche ich nur mit Mühe mir den Weg zur Spitze des Berges bahnte. Hier sah ich, daß das Gebäude, welches wir von unten für einen Tempel angesehen hatten, nur ein Lama- oder Priesterhaus war. Es war weiß angemalt, die Veranda davor mit breit überhängendem Dache gelb. Um die Thüre her waren einige ausgezeichnete Exemplare von großen Steinbockgehörnen festgenagelt.

Uebrigens gab es hier wenig zu sehen; das Flußthal war verdeckt, und das Dorf, von welchem man nur die platten, theilweise mit dürren oder faulenden Aprikosen bedeckten Dächer vor Augen hatte, nahm sich höchst unvortheilhaft aus. Auf dem Rückwege war ich mehrmals in Gefahr, durch ein schadhaftes Dach einzubrechen und setzte mehrere Damen, die in häuslicher Beschäftigung begriffen waren, durch meine plötzliche Erscheinung in nicht geringen Schrecken. Endlich fand ich mich auf dem Hauptplatze des Ortes, wo der größere Deval und ein Tschopal mit schönem Schnitzwerk sich befindet. Das Dach des letztern trug an jeder Ecke einen großen, hölzernen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und die gewöhnliche Holzglocken als Zierath. Auch die Säulen des alten Tempels waren von sehr kunst-

reicher, eleganter Arbeit. Es giebt eine eigene Kaste oder vielmehr eine untergeordnete Prieſterabtheilung, die ſich mit der Herſtellung von ſolchem Holzſchnitzwerk beſchäftigt. Solche Kaſtenunterſchiede wie bei den Hindu's exiſtiren hier zwar nicht; aber doch wird der Sohn eines Lama auch wieder Lama. Alle übrigen Dorfbewohner dagegen, mit Ausnahme des Mukdiar, ſind ſich im Range gleich und müſſen Kuliedienſte thun, ſobald der Rajah es anordnet. In dem indiſchen Flachlande thun nur die niedrigſten Kaſten Trägerdienſte; ſelten entſchließt ſich ein Bramin dazu, und wenn er es thut, wird er nie verfehlen, für dieſe Herablaſſung einen höhern Lohn zu fordern, weil er Bramin iſt.

Kaum war ich am Lagerplatze wieder angekommen, als der Regen mit erneuter Heftigkeit herniedergoß. Wie kann man doch behaupten, daß das ganze obere Kunauer jenſeit der Regenzone liege; ich glaube nicht, daß man in der Pläne und den Vorbergen zur Regenzeit einen gründlichern Regenguß erleben kann, als wir in dieſen Tagen im Gebirge. Leider hinderte uns dieſes ungünſtige Wetter an jeder Ausſicht; die ſchöne Raldanggruppe war beſtändig verdeckt, und außerdem war man durch die kühle Luft gezwungen, ſich in das Filzkoſtüm zu werfen, wie wir es gleich den Bergbewohnern trugen, um nicht noch neben dem Mangel an Bewegung auch zu frieren. Tſchini war der Ort, wo wir zur Fortſetzung der Reiſe die Pferde vorzufinden gehofft hatten; doch erſchien nur einer der Tſchapraſſis, der mit denſelben von Gowanne fortgeſchickt war, und gab vor, ſie im Stich gelaſſen zu haben, um mit einem Theile des Gepäcks ſchneller zu uns zu kommen. Er wurde ſogleich zurückgeſchickt, um die Pferde herbeizuſchaffen. Wahrſcheinlich hatte er verſucht, ſich einen Vortheil bei der Sache zu machen; denn man kann keinem dieſer Hindu's trauen, ſobald man ihn ohne Aufſicht läßt. Sie ſind alle Spitzbuben und ſtehlen bei jeder günſtigen Gelegenheit.

Der fortdauernde Regen und die nothwendige Ausbeſſerung und Reviſion der Kleidung und der Schuhe hielten uns bis heute (den 28. Juli) in Tſchini feſt, und man läßt ſich nach den anſtrengenden Märſchen einige Ruhetage gern gefallen. Es iſt indeſſen feſt be-

ſchloſſen, am nächſten Morgen, mag es regnen oder nicht, aufzubrechen, und dem Laufe des Sutledſch aufwärts zu folgen, ſo weit es möglich iſt. — —

Elfter Brief.

Ausbleiben der Reitpferde und des Gepäcks. — Reiſeleben im Gebirge. — Ackerbau bei Tſchini. — Das Dorf Koſchmi. — Pangi. — Spatzlergang in das Dorf. — Ausſicht von den Dächern deſſelben. — Eigenthümliche Lage der Bergdörfer. — Zubereitung der Aprikoſen. — Der Simmudur. — Das Tabakrauchen. — Die Kulies. — Lamaiſche Urnen. — Die Gebetſteine. — Inſchrift derſelben. — Der Weiler Jengere. — Geſandte des Rajah von Gburwal. — Errengkhal. — Ausſicht auf den Burgeul. — Denkſteine. — Lipe. — Tempel. — Geſang der Kulies. — Labrang. — Alter Thurm. — Kanum. — Bauart der Häuſer. — Die Einwohner. — Lamahaus. — Großer Tempel. — Der Oberlama. — Thal des Sutledſch. — Der Auskalongfluß. — Brückenbau. — Tſchaſu. — Schlechter Weg am Sutledſch. — Kora. — Tracht der Einwohner. — Die Ramtubrücke. — Dubling. — Freundliche Einwohner des Dorfes. — Dabling. — Kab.

Simlah, den 10. September 1845.

Endlich ſind wir im Hafen der Ruhe, in der engliſchen Geſundheitsſtation Simlah, angelangt. Drei Monat lang waren wir von aller Kommunikation abgeſchnitten; denn die Poſtboten kommen nicht in die Gegenden, welche wir zuletzt durchwandert haben. Faſt die ganze Gebirgsreiſe, einige Tage am Ende des Mai und im Anfang des Juni abgerechnet, wurde zu Fuß zurückgelegt; das beträgt, gering angeſchlagen, etwa 180 deutſche Meilen. In der Ebene wäre das allerdings nichts ſehr Erhebliches, aber man muß dabei bedenken, daß Erhebungen von 15,000′, alſo mehr als Montblanc-Höhe, vorkommen und daß häufig ein Brocken zum Frühſtück und eine Schneekoppe

nach demſelben zu überſteigen war. Das Ausbleiben der Reitpferde, die auf einem näheren Wege vorausgeſendet waren, und des Gepäcks, welches ebenfalls in Tſchini noch nicht vorgefunden wurde, machte den Mangel an heilem Schuhwerk und Kleidungsſtücken ſehr fühlbar. Ueber den Mangel der Reitpferde tröſtete man ſich leicht, da das Wandern zu Fuß ſchon eine gewohnte Sache geworden war; auch die zerriſſenen Röcke und Jacken, aus denen der Ellbogen hervorſchaute und an denen die urſprüngliche Farbe weniger zu erkennen war, als die vegetabiliſchen und geognoſtiſchen Produkte der durchreiſten Gegenden, thaten noch ihren Dienſt; aber Schuhe ohne Sohlen auf ſteinigem Erdreiche und ſcharfen Felſen waren eine Zumuthung, der die menſchliche Natur widerſtrebte. Da man aber im Gebirge, wie im Flachlande Indiens die Kühe nur aus Alterſchwäche ſterben läßt, ſo iſt Leder ein ſeltener Artikel, und man mußte, nachdem die eigenhändig aufgenähten Sohlen allem übrigen Schuhwerk nachgefolgt waren, ſich bequemen, in Sandalen zu gehen, wie ſie die Bergbewohner tragen.

Zum Glück paßten ſie ganz gut zu dem übrigen Koſtüme; denn wir hatten uns nothgedrungen an die Tracht der Gebirgsbewohner (Pahari) gewöhnen müſſen, beſtehend aus einer Art kurzem Waffenrock von weißer, roher Wolle, Baku genannt, und ſehr weiten Beinkleidern, die über den Füßen eng anſchließen. Beides wird durch einen gewirkten, wollenen Gürtel gehalten. Die kleine braune Filzmütze mit umgerolltem Rande vollendet die Toilette, der es weniger an Zweckmäßigkeit beim Regen und kalter Luft, als an Eleganz und Sauberkeit fehlte. Die Ruhetage mußten öfter zum Waſchen und Ausbeſſern der invaliden Kleidungsſtücke verwendet werden, und man unterzog ſich noch lieber dieſem Geſchäfte, als der zeitraubenden und widerwärtigen Arbeit des Schuhflickens.

Trotz ſolcher kleinen Unbequemlichkeiten ſtelle ich dieſe Bergreiſe als den intereſſanteſten Theil der ganzen Tour oben an. Wir haben viel Mühſeligkeiten überſtanden, haben wochenlang unter den naſſen Zelten geſchlafen, und ſind ganze Tage hindurch im halbgeſchmolzenen Schnee fortgewandert, haben bis an die Knie im eiskalten Waſſer ſtehend mit ſteifgefrornen Händen Brücken über die reißenden Berg-

ſtröme gebaut und Abhänge erklettert, an denen eine Ziege Schwindel bekommen hätte, und dabei von zähem Bocksfleiſch und hartem Schiffszwieback oder zähem Schipatti (Kuchen aus Gerſtenmehl) gelebt, wozu, da der größte Theil des Weinvorrathes verloren gegangen war, ein Schluck Branntwein vorzüglich gefunden wurde.

Dabei ging die gute Laune nie aus; denn es war nie ein ernſtlicher Grund vorhanden, ſich Sorgen zu machen, auch fehlte die Zeit dazu. Kaum iſt der letzte Berg mit Mühe erſtiegen und der Zeltplatz ausgewählt, ſo iſt das erſte Geſchäft, das Zelt zu errichten. Alle legen Hand an und in wenigen Minuten ſteht das Zelt; die Mäntel werden aufgerollt, die Decken ausgebreitet, und das Nachtlager iſt fertig. Allein draußen ſteht auf ihren Lohn wartend die Schaar der Kulies; die armen Teufel dürfen nicht zu lange auf das ſauer verdiente Stück Geld harren. Dazu müſſen mehrere Stricke aufgebunden und wieder in künſtliche Knoten verſchlungen werden, welche die Stelle der Schlöſſer vertreten. Plötzlich fallen mir die geſammelten ſchönen Pflanzen ein; wie ſchade, wenn ſie verwelkten! Auch das feucht gewordene Papier muß in der Sonne ausgebreitet und getrocknet werden. Die in verſchiedenen Flaſchen wimmelnden und zappelnden Geſchöpfe von ihren Leiden zu erlöſen und auf die Nadeln zu reihen, iſt ebenfalls ein unaufſchiebbares Geſchäft. Während ich dieſem obliege, drängen ſich verſchiedene Leute mit flehender Geberde zu mir heran. Der Eine zeigt jammernd auf ſeinen Magen, der Andere bringt ein krankes Kind und legt es mir ohne Weiteres vor die Füße. Andere tragen einen Unglücklichen mit zerſchmetterten Beinen herbei. Da gilt es, nicht zu zaudern. Man muß wenigſtens ſeine Bereitwilligkeit zeigen, wo man nicht helfen kann, und wie ſelten kann man leider in dieſer Eile wirklich helfen. Es iſt hart, wenn man die armen Leute, welche meilenweit hergekommen ſind und zuverſichtlich von dem Bara Doctor Schahib ihre Heilung erwarten, mit leidigem Rathe entlaſſen muß. Iſt nun endlich die Wunder wirkende Arznei aus dem tief verpackten Kaſten genommen, iſt der Verband, nicht ohne große Lücken in dem Reſte der leinenen Hemden zu machen, angelegt, ſo denkt man endlich der Ruhe zu pflegen. Da gießt plötzlich ein Regen herab und droht den trocknenden Pflanzen den

Untergang. Man eilt hinaus und flüchtet die Schätze. So geht der Rest des Tages hin; unerwartet rasch tritt die Dunkelheit ein, und die einfache Mahlzeit wird mit Heißhunger verzehrt. Kaum sind die Schüsseln fortgeräumt, so erstirbt die Unterhaltung, und die Augen drohen zuzufallen; doch nein, Sperrhölzer her! denn das Tagebuch muß noch geschrieben werden, ehe sich die Eindrücke des am Tage Erlebten verwischen. Ein düsteres Licht, durch eine künstliche Papierglocke gegen den Zugwind geschützt, damit es nicht zu oft auslösche, leuchtet zu der Arbeit. Wie geistreich und interessant, in welcher poetischen Stimmung spricht man sich da über Gesehenes und Erlebtes aus! — Endlich ist es erlaubt, auf das harte Lager von kratzendem Wollstoffe zu sinken, und man würde herrlich darauf schlafen, wenn die beständigen Aderlässe, von Mücken und Stechfliegen und anderen stechenden und saugenden Thierchen veranlaßt, den traumvollen Halbschlaf zum festen Schlummer werden ließen. Nach kurzer Ruhe graut der Morgen wieder, und ein lärmender Sklave erscheint, der durch unbarmherziges Fortreißen der Bettstücke zwingt, in die vom gestrigen Regen noch feuchten Kleidungsstücke zu fahren. Das Zelt verschwindet ebenso rasch und man steht schauernd im kalten Morgenwinde.

Doch zurück nach dem Kunauer, von wo mein letzter Bericht über die Reise abgeschickt war.

Nach den vier Rasttagen in Tschini zogen wir am 29. Juli bei fortwährendem Regen eine Strecke desselben Weges zurück, den wir hinaufgekommen waren. Zur Seite der Dakstraße, der wir noch eine Zeitlang folgten, lagen die Gersten- und Waizenfelder des Dorfes. Die Erndte war gerade im Gange und sehr feindlich durch den Regen gestört. Meistens sieht man nur die Frauen bei der Feldarbeit beschäftigt, die mit kurzen Sicheln in einer Reihe die schmalen Terrassenfelder entlang gehen, um die Aehren abzuschneiden; ein Mann und einige Kinder binden die Aehren zu Büscheln zusammen. Der Halm bleibt größtentheils stehen und wird abgebrannt oder untergepflügt. Dann wird die Terrasse bewässert und die zweite Saat, aus Phapar (Buchwaizen), Kaoni und Tschine (Hirse), Martsche (Fuchsschwanz), oder Erbsen und Bohnen bestehend, hineingesäet. Beim Schneiden des Getreides singen alle im Chor einen melancholischen

Gesang, der mit einer lang gehaltenen Note schließt, während ein Theil der Schnitter die Melodie weitersingt.

Die Kulturumgebung des Dorfes machte bald wieder dem Cederwalde Platz, in den wir, die Dakstraße verlassend, eintraten. Dicke Nebel hatten sich über die Berge gelagert und immer neue Ballen entquollen dem Flußthale und wälzten sich langsam bis zur Region des Schnees hinauf. Der Cederwald wurde immer dichter und dunkeler; einzelne Neoza- und Tschilkiefern mengten sich zwischen diese Baumriesen, welche die Berghöhen des Kunauer fast für sich allein in Besitz genommen haben.

Das Lichterwerden des Waldes kündigte uns nach anderthalbstündigem Wandern die Nähe eines Dorfes an, zu dem wir einen bedeutenden Abhang auf einer steilen Treppe hinauf klettern mußten. Es heißt Koschmi. Eine Menge frischer Bächlein durchrieselten dasselbe und bunter Blumenflor von schönen, blauen Glockenblumen, Spiräen, Ritterſporn und Lichtnelken umgab die Hütten. — Hier sah ich zum ersten Male mit Ochsen pflügen, welche vor einen ganz hölzernen, einfachen Pflug gespannt waren.

Der Regen begann von Neuem, als wir kaum den Bezirk des Dorfes überschritten hatten, und drang sogar durch den dichten, hohen Cederwald, dessen breite Aeste wie Dächer den Weg überschatteten. Eine tiefe Thalschlucht kam uns jetzt in die Quere; jenseit derselben sah man den für diesen Tag bestimmten Rastort Pangi über einem schönen Wasserfall in gleicher Höhe mit uns liegen, allein auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Steil ging es hinab durch einen Wald von Neozakiefern bis zur Brücke; jenseit derselben fing aber die Arbeit erst recht an. Die steile Anhöhe von schlüpfrigen Granittrümmern wollte gar kein Ende nehmen, und oft täuschten uns einzelne zerstreute Häusergruppen, die wir für das Dorf selbst hielten. Es war immer noch nicht das rechte Pangi.

Endlich erreichten wir eine Nußbaumallee; dichte Hecken von Himbeeren, voll von scharlachrothen Früchten, und Balsaminen verschiedener Art standen unter ihrem feuchten Schatten, in welchem sie zu riesiger Höhe gediehen waren. Mauern und Häuser von höherer Bauart zeigten, daß wir dem Dorfe Pangi nahe waren. Der Ort

beſteht aus drei verſchiedenen Abtheilungen, die in verſchiedener Höhe am Berge liegen; dieſe war die am höchſten gelegene und bedeutendſte. Neben einem thurmähnlichen Gebäude, welches mit Bharal- und Isſingehörn *) verziert war, ſchlugen wir unſer Lager auf, während der Regen in Strömen floß. Ein Baum mit eingehauenen Staffeln, die gewöhnliche Art der Treppen, führte zur Thüre des Thurmes, der als Magazin dient. Zwiſchen dieſem Thurme, dem Tempelgebäude und einem neu errichteten Häuschen von Cederholz, welches zur Aufbewahrung der Tempelinſtrumente, der 7′ langen Poſaunen, der Pauken und Trommeln diente, war ein freier Platz mit dem Tſchopal in der Mitte, welches ſogleich von unſerer Bedienung in Beſchlag genommen wurde. Wer dort nicht Platz fand, ſuchte Schutz unter der Veranda des Tempels, zu der man nur hinaufklettern kann; Andere flüchteten ſich in das Paukenhäuschen, wo ſie ſich durch künſtleriſche Leiſtungen auf den Blechinſtrumenten und großen Trommeln die Zeit vertrieben. Gewiß waren ſie beſſer verſorgt, als wir unter dem naſſen Zelte, auf den vom Regen durchnäßten Mänteln ſitzend.

Zum Glück klärte ſich gegen Abend der Himmel auf, ſo daß man einen Spaziergang durch das Dorf machen konnte. Eine ſchmale Gaſſe führte hinter dem Tempel herum zu einem kleinen Garten voll Apfelbäumen (Palu) und aus dieſem in die engen ſchmutzigen Straßen des Dorfes ſelbſt. Da die Häuſer auch hier mit der einen Hälfte im Berge ſtecken, ſo war es nicht ſchwer, auf die platten Dächer derſelben zu gelangen und von einem zum andern ſpringend eine Ueberſicht des Orts zu gewinnen. Die Dächer lagen voll Aprikoſen, die bei dem wenig zum Trocknen geeigneten Wetter zum Theil in Fäulniß übergegangen waren und den Boden ſehr ſchlüpfrig machten.

Von einem der Dächer führte eine höchſt einladende Leiter in den Hof hinab. Es war dies das ſtattlichſte Gebäude, in deſſen Inneres wir auf dieſem Wege gelangten, mit einer Verſchwendung von Holzſchnitzwerk geziert. Die Fenſter fehlten; ſtatt deren war das ganze obere Stockwerk mit durchbrochenem Täfelwerk verſehen, deſſen Oeffnungen große Blumenbouquets oder allerlei Ungeheuer darſtellten.

*) Der Steinbock wird hier Iskin genannt.

Der Hahn ſchien unter den ausgeſchnitzten Figuren eine Hauptrolle zu ſpielen; er prangte über allen Thüren und auf der Dachkante. Einige männliche Bewohner des Hauſes kamen zum Vorſchein, durchaus nicht ungehalten über unſer Eindringen. Die Unterhaltung mit ihnen war freilich ſehr ſchwierig, doch entnahm ich daraus, daß einer der Männer ein Jäger war. Er gab intereſſanten Bericht über das vorkommende Wild, beſonders über die Steinböcke. Bären giebt es hier nicht nach ſeiner Verſicherung. Er wünſchte als Jäger uns zu begleiten. Statt deſſen ſchlugen wir ihm vor, auf ſeine eigene Hand auszuziehen und Steinböcke zu ſchießen; jedes Fell mit Gehörn ſollte ihm gut bezahlt werden.

Noch mehrere Dächer wurden erſtiegen und belohnten die Mühe durch die entzückendſte Ausſicht über das Thal hinweg. Es iſt überall derſelbe ſchwarze Cederwald, dieſelbe glatte Granitmauer, dieſelben Schneeberge und derſelbe wildſtürmende, brauſende Strom, und doch bietet jede Ausſicht ſo viel Veränderung in der Gruppirung, ſo viel neuen Reiz, als hätte man noch nie Aehnliches geſehen. So war es auch hier.

Gerade unterhalb des Dorfes in einer grauſenhaften Tiefe, wohl 2000′ unter unſerm Standpunkte, machte der Sutledſch eine ſtarke Krümmung. Man hörte bisweilen das Rauſchen bis zu uns herauf. Waſſerfälle ſtürzen auf der gegenüberliegenden Seite zu ſeinem Bette hinab, wie weiße Bänder im ſchwarzen Walde erſcheinend. Oberhalb der dunkeln Waldregion erblickte man an einer ſteilen, unermeßlich hohen Granitwand ein Dörfchen mit grünen Terraſſen umgeben.

Wie wunderbar dieſe Dörfer aus der Ferne ſich zeigen, iſt ſchwer zu beſchreiben; ſie ſchweben an den Felſen gleich den Schwalbenneſtern in einer Fenſterniſche. Man begreift nicht, wie dort oben Menſchen ihr Geſchäft treiben, ackern und pflügen können, ohne daß Pflug und Ochſen in die Tiefe hinunterſtürzen. Die ſchmalen Pfade, welche hinaufführen, erſcheinen wie ein Kohlenſtrich an einer glatten Wand. Sie bauen ſich dort an und wohnen da zeitlebens über dieſen Abgründen, wo die Paſſage allein ein halsbrechendes Wageſtück ſcheint. Ein Regenguß, ein Schneeſturz oder eine Lawine müßte die Wohnungen und Aecker mit Stumpf und Stiel herabwiſchen.

Freilich zeigt ſich in der Nähe geſehen das Ausſehen ſolcher Orte ganz anders, als man erwartet hatte; es giebt feſten Boden genug, um Häuſer zu errichten und die Feldterraſſen anzulegen und zu beſtellen. Dagegen erſcheinen dann die gegenüberliegenden Dörfer auf ganz ähnliche Weiſe unbehaglich ſchwebend und die Wege ungangbar.

Das Dorf, welches wir von hier ſahen, heißt Purbani. Alle Dächer waren gelb und roth von den hochaufgehäuften Aprikoſen, die den Hauptreichthum und das vorzüglichſte Nahrungsmittel der Einwohner bilden. Sie leben im Winter von den Früchten, die mit Mehl oder Grütze gekocht, oder roh genoſſen werden. Halbgedörrt ſchmecken die Aprikoſen nicht unangenehm. Wenn ſie aber beim Troknen öfter vom Regen angefeuchtet ſind, ſo geht der ganze Haufen in eine unangenehm riechende Eſſiggährung über, die alle Süßigkeit und alles Aroma zerſtört und nichts übrig läßt als eine mit dicker Staubkruſte überzogene, braune, elaſtiſche Maſſe mit den Kernen vermiſcht.

In dieſer Form iſt es kaum zu genießen und ſchmeckt widerlich ſauer (daher der Name Khatai) mit einem rhabarberähnlichen Beigeſchmack, der durch die Gährung und mannigfache Beimiſchung fremder Theile in der lederartigen Maſſe entſtanden iſt; denn die platten Dächer ſind keineswegs Muſter von Reinlichkeit, ſondern beſtehen aus einer Schicht Lehm oder Erde, die auf der Unterlage von Birkenrinde feſtgeſchlagen wird. Durch den Regen weicht dieſe Decke auf und vermiſcht ſich auf eine höchſt ekelhafte Weiſe mit den halbfaulen Früchten.

Was der Grund dieſer eigenthümlichen Bauart ſein mag, darüber vermag ich nicht zu urtheilen; vielleicht iſt es die Leichtigkeit ihrer Herſtellung, vielleicht nur Herkommen und Gewohnheit. Mir ſchienen dieſe platten Dächer, die bei uns erſt in den ſüdlichen Gegenden vorkommen, in einem Klima, wo drei bis vier Monate lang hoher Schnee liegt, ſehr unzweckmäßig. In Betreff des letztern gab man mir auf mein Befragen die Antwort, daß der Schnee alle Tage von den Dächern herabgekehrt würde und ſelten ein Haus eindrücke.

Am 30. Juli früh rüſteten wir uns trotz des heftigen Regens, der die Zeltwände durchdrang, zur Weiterreiſe. Unſer Simundar*),

*) Der Simundar iſt ein Civilbeamter, der den Reiſenden vom Rajah, in deſ-

eine der lächerlichsten Figuren, die man sehen kann, ganz wie Pantalon in der Pantomime, war schon äußerst geschäftig, die Kulies herbeizutreiben oder vielmehr herbeizuschreien; denn seine sonore Baßstimme war das Beste an ihm. Man hörte ihn beständig schreien und poltern; man sah ihn immer in Bewegung, als ob ihm unser Interesse wer weiß wie sehr am Herzen läge, und doch waren wir durch ihn nur sehr übel berathen; denn trotz seiner gewaltigen Stimme richtete er nicht viel aus, wenn man nicht beständig aufpaßte.

Der Mann war gewaltig eitel, zuerst auf seinen kleinen Fuß, den er in den zierlichsten, goldgenähten Damenpantöffelchen zur Schau trug, und die krassesten Lobreden darüber hinnahm, ohne an ihrer Aufrichtigkeit im Geringsten zu zweifeln, dann auf seinen Schnurrbart, aus dem er sorgfältig die grauen Haare auszupfte, endlich auf seine weiße Wäsche vom feinsten Musselin und den schöngewundenen Turban. Es konnte nicht fehlen, daß der Regen und die rauhen Gebirgspfade seiner Eitelkeit mannigfachen Eintrag thaten; denn sie war hier wenigstens übel angewandt. Er pflegte gerne eine Strecke vorauszueilen nur in der Absicht, um gemächlich eine Pfeife Tabak rauchen zu können, wozu er sich zwei besondere Diener hielt. Der eine trug die große Hukapfeife, der andere ein Gefäß mit Wasser, um sie jederzeit versorgen zu können; denn Wasser findet man nicht überall.

Das Rauchen ist hier wie in Indien eine allgemeine Gewohnheit. Diejenigen, welche sich keine Huka anschaffen können, selbst nicht in der einfachsten Form, welche aus einer Kokosnuß mit einem darauf befestigten, thönernen Aufsatze hergestellt wird, helfen sich damit, daß sie im feuchten Lehmboden ein Loch machen, welches als Pfeifenkopf dient. Eine Röhre geht unter dem Boden weg und mündet in einen von oben hineingesteckten Halm oder hohlen Zweig, durch welchen sie den Tabaksdampf einziehen und zwar so heftig, daß sie in fürchterliche Husten- und Brechkonvulsionen verfallen; denn sie schlucken allen Rauch ein. Wer noch nicht einen Widerwillen gegen das

---

sen Lande sie sich befinden, mitgegeben wird, um die nöthigen Kulies und Lebensmittel herbeizuschaffen, den Preis dafür auszumachen und die Lagerplätze auszusuchen. Er macht den Vermittler zwischen den Reisenden und den Eingebornen.

Tabaksrauchen hat, der würde ihn hier bekommen, wenn er dieſe abſcheuliche Art zu rauchen ſieht.

Auf dem Platze vor dem Tempel fanden wir die Kulies aufmarſchirt. Es war eine Anzahl Frauen in ihrem beſten Putze mit Halsbändern von Silber- und Zinnperlen darunter. Manche, faſt noch Kinder, ſahen mit Thränen in den Augen die zuletzt übrig bleibenden, ſchwerſten Paquete ihnen zufallen, da ſie nicht ſchnell genug bei der Vertheilung ſich hinzugedrängt hatten. Da indeſſen wohl aufgepaßt wurde, daß nicht der ſtärkſte Kerl mit dem leichteſten Pack ſich aus dem Staube machte, ſo war eine gerechtere Vertheilung der Laſt bald in's Werk gerichtet und die Ordnung hergeſtellt. Das Zanken und Schreien hörte auf, und der Trupp ſetzte ſich unter Geſang mit ſchnellem Schritt in Bewegung. Nur die ſteilſten Berge thun dieſem Geſange Einhalt; ſingend wandern die Kulies raſtlos fort. Selten wird Halt gemacht, gewöhnlich bei einer Quelle; denn ohne friſches Waſſer können ſie nicht leben. Zur Erquickung bereiten ſie ſich mit dem Quellwaſſer einen Teig von groben Mehl, den ſie roh verzehren; die Huka geht dabei von Mund zu Mund. Gewöhnlich langte die ganze Kolonne, wenn die Station nicht gar zu ſtark war, ſehr bald nach uns auf den Raſtplätzen an; je länger der Marſch dauerte, um ſo mehr verſpäteten ſie ſich. Waren dann die Laſten abgeladen, ſo ſetzten ſich die Kulies ſammt den Kulias, wenn ſolche dabei waren, in einen Kreis zuſammen und warteten auf ihr Lohn, den ſie jedoch nicht eher erhielten, als bis die letzten Nachzügler ebenfalls am Platze waren. Unterdeſſen vertrieben ſie ſich die Zeit damit, ſich ein gewiſſes Inſekt aus den Haaren zu ſuchen, und gingen bei dieſem Geſchäft mit eben ſo viel Unbefangenheit als Geſchicklichkeit zu Werke. Es ſchien dieſe gegenſeitige Dienſtleiſtung eine beſondere Gunſtbezeugung der Damen gegen den männlichen Theil der Geſellſchaft zu ſein und eine Höflichkeit der Herren gegen einander, welche die Stelle der Unterhaltung vertrat, wie man etwa bei uns in einer Geſellſchaft Räthſel aufgiebt oder Pfänderſpiele ſpielt.

Nahe bei dem Orte, den wir im dichten Nebel verließen, welcher die ganze ſchöne Ausſicht uns leider verhüllte, waren es wiederum

jene wunderbaren, dickbäuchigen Lehmurnen*), die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen und zeigten, daß wir uns im Gebiete des Lamakultus befanden. Es sind aus Lehm roh geformte, bald ovale, bald kugelförmige Klumpen, Urnen oder Glocken, oder wie man sie sonst bezeichnen mag, die 2—3′ im Durchmesser halten und von außen mit weißer Farbe angestrichen sind. Sie stehen auf einer 2′ hohen, gemauerten Unterlage und sind mit einem aus Brettern zusammengeschlagenen Dache bedeckt. Ich gab mir die größte Mühe, zu erfahren, welche Idee ihnen zu Grunde liege; aber fragt man, was für eine Bedeutung sie haben, so erhält man nur die kurze Antwort: „Gott", dieselbe Antwort, welche bei Erkundigungen über die Tempel oder andere Heiligthümer erfolgt. Man findet sie überall an den Wegen und bei den Dörfern, wie die Betkapellchen in katholischen Ländern, und Leute davor beten. Das Wahrscheinlichste von allen den widersinnigen Berichten, die ich darüber erhielt, scheint mir, daß sie auf Rollen geschriebene Gebete, die vom Oberlama in Teschulumbu unterschrieben sind, enthalten.

An einzelnen Orten waren sie aus Steinen zusammengesetzt, an andern wie ein Korb aus Zweigen geflochten, aber immer mit Lehm überschmiert und weiß angemalt. Erst späterhin sah ich sie reihenweise zu dreien gestellt, deren jede dann ihre besondere Farbe hatte und zwar gelb, grau und weiß. Nicht weit von Tschini trifft man die erste derselben an; dort scheint die Grenze des Lamakultus zu sein.

Zugleich mit den Tschochden beginnen die Manneh paddehung's, welche eben so viel Wunderliches haben. Es sind regelmäßig zusammengesetzte Steinhaufen, wie lange schmale Altäre gestaltet, deren obere Fläche ganz mit glatten Schieferstücken bedeckt ist, welche alle in tübetischen Charakteren die Inschrift tragen; „Om man neh padeh ho hung"**). Einzelne sind wahre Musterstücke von Skulptur, andere

*) Ihr Name wurde auch hier verschieden ausgesprochen, bald Tschochdén, bald Tschesdén, mit allen Zwischenlauten.

**) Eigentlich lauten diese Worte:

„Om Mane Padma houm."

„Oh precieux Lotus! Amen."

nach Klaproth's Uebersetzung von: Vigne travels to Kaschmir T. II. p. 331, wo

nur gekritzelt, wie von Kindern. Mit wenigen Ausnahme enthalten sie alle dieselben Zeichen. Die oben angeführten Sylben enthalten die Anfangsbuchstaben aller Hauptgötter; doch konnten selbst die Priester nur über das Ma, was Mahavedi, und über Pa, was Paravadi heißen soll, Auskunft geben. Auf jeden Fall ist es eine sehr bequeme Art zu beten; denn man vertraut das Gebet einem Steine an, der sich auf die Lebensdauer hält und noch über sie hinaus als ein Denkmal der Frömmigkeit angesehen wird.

Diese aufgehäuften Massen der Gebetsteine werden von den Lamadienern mit der größten Ehrfurcht angesehen, um so mehr, je größer der Haufe ist. Man geht niemals mit der linken Seite dem Monumente zugewendet daran vorbei, sondern immer so, daß man es zur Rechten hat; deshalb sind immer zwei Wege daneben angelegt, einer für die Kommenden und ein anderer für die Gehenden. Dicht hinter Pangi trafen wir den ersten dieser Steinhaufen, die folgenden erst jenseit des Passes, zu dem wir hinaufstiegen.

Nach und nach hob sich der Nebel ein wenig und man konnte sehen, daß wir an der Kante des Berges etwa 2000′ über dem Flusse hinzogen. Eines unbedeutenden Flüßchens, des Keschem, wegen, welches eine tiefe Schlucht in den Berg eingerissen hat, mußten wir einen Umweg von zwei Stunden machen. Endlich waren wir wieder auf der schon früher erreichten Höhe jenseit desselben und hatten nun noch eine sehr anstrengende Strecke, wo Treppen in den zerbröckelten Granit eingehauen waren, zu überwinden. Die Cedern und Kiefern fingen nach und nach an zu verkrüppeln; an ihrer Stelle fanden sich Cypressen (Lëura) und Wachholder (Telu), welche auch den ganzen Hügelabhang bedeckten, auf dem unsere Zelte zum Nachtquartier aufgeschlagen werden sollten. Sehr freundlich und einladend war der Platz eben nicht und dem Winde sehr ausgesetzt; allein es war der einzige Fleck mit ebenem Boden. Stachlichte, blaugrüne Wachholderbüsche und verkrüppelte Cypressen bildeten dichte Hecken umher und eine Menge Alpenkräuter, Thymian, Immortellen, Glockenblumen,

Wilson es so erklärt. M. s. Nouveau Journal asiatique Janv. 1831 und Fokien's Foue-koue-ké übersetzt von Abel Remusat p. 118 und 136. Padma (der Lotus) ist das Symbol des Wischnu.

Roſen und Yſop bedeckten den mit Granitbrocken überſtreuten Grund.

Etwa 200—300′ tiefer ſchimmerten grüne Felder. Es war dort zwar kein Dorf, aber doch ein Weiler Jengere gelegen, wo einige Hirten das ganze Jahr hindurch wohnen, und wo das Vieh, welches auf den Bergen umher weidet, zu gewiſſen Zeiten verſammelt wird. Einige Kuhſtälle waren die einzigen Gebäude, welche ich bemerkte. Wir erhielten von dort friſche Milch, ein Luxus, von dem wir von nun an für lange Zeit Abſchied nahmen; auch wurden einige Böckchen gekauft, denn die Schafheerde mußte ſo viel als möglich geſchont werden, da bei dem Mangel aller vegetabiliſchen Koſt, außer Reis, jede Woche ein Schaf geſchlachtet werden mußte.

Als wir von einem kleinen Spaziergang zum Lager zurückkehrten, noch ganz entzückt von der wundervollen Ausſicht auf die im Abendroth glänzenden Päſſe, den Harang und Bruang im Süden und Raldang im Oſten, und von der prächtigen Beleuchtung der rieſenhaften Granitmauern in der Mitte der ſchwarzen Cederwälder und einzelner grüner Felder, kam die Botſchaft, daß ſo eben ein Geſandter des Rajah von Ghurwal mit vielen Tſchapraſſis im Langer angelangt wäre, um den Gruß des Rajah und die ſchönſten Geſchenke zu überbringen. Schon lange hatten wir das Gebiet dieſes Herrſchers, welches weiter ſüdwärts liegt und nördlich von dem Jumna begränzt wird, verlaſſen, ohne ihn in ſeiner Reſidenz Tiri am Ganges beſucht zu haben. Dieſes hatte er erwartet und dem Prinzen einen feſtlichen Empfang zugedacht. Trotz der Täuſchung ſeiner Erwartung unterließ es der gute Mann doch nicht, einen Theil der Geſchenke, welcher ſich am beſten fortſchaffen ließ, aufzupacken und mit einer großen Eskorte nachzuſenden. Da unſerm Wege durch das Gebirge nicht ſo leicht nachzuſpüren war, hatten ſeine Leute einen ganzen Monat in furchtbarem Regenwetter mit Hin- und Herreiſen zugebracht, ohne ihre Botſchaft ausrichten zu können, bis ſie endlich das Glück hatten, uns hier in dieſer Einöde zu finden. Die Audienz ward auf den andern Morgen verſchoben.

Da erſchienen ſie denn, meiſt Offiziere von des Rajah Haustruppen, in köſtlichen Turbanen, friſchgewaſchenen, reinen Muſſelingewändern, mit mächtigen Haudegen an der Seite und breiteten

unter vielen Ceremonien, nachdem sie des Prinzen Füße mit der Fingerspitze berührt hatten, die Kostbarkeiten auf dem Boden aus. Auch ein Brief, in chinesischen Brokat eingenäht, wurde überreicht; schade nur, daß Niemand ihn zu entziffern im Stande war.

Die hauptsächlichsten Geschenke waren schöne nepauleſische Dolche und Krummsäbel, Moschusbeutel, Nerbissiwurzeln, ein sehr hochgeschätztes Arkanum, das alle Krankheiten heilen soll, kostbare Shawls und ein vollständiges Moschusthierfell mit dem Kopf daran, welches unschätzbar gewesen wäre, hätten es nicht die Speckkäfer während der langen Wanderung so furchtbar verwüstet, daß es fast auseinander fiel. Die Ueberbringer gingen reichlich belohnt und mit Gegengeschenken für den Rajah versehen wieder zurück, und gleich darauf folgten auch wir dem schon lange vorausgesandten Gepäck.

Unser Lagerplatz bei den Kuhställen von Jengere war höchstens 1000—1500′ unterhalb des Passes gelegen, den wir in seiner schroffen und kahlen Gestalt, wie sie alle die Trümmerspitzen des Hochgebirges haben, vor uns liegen sahen. Eine Zeitlang mußte man sich durch das dichte Stachelgebüsch der Wachholder und Cypressen hindurchdrängen, bis der eigentliche Weg zum Passe erreicht war. Es war anfangs ein steiler beschwerlicher Bergpfad, aber bald kamen wir auf einen breiten Weg durch Alpenwiesen, die mit der schönsten, frischesten Alpenflora prangten; hier zum ersten Male sah ich Gentianen, die ich auf allen frühern Wanderungen vermißt hatte, daneben Felder voll gelben und rothen Potentillen, dunkelblaue Vergißmeinnicht, gewürzhaft duftenden Thymian, Münze und endlich ganz versteckt unter den schwarzen Granitklippen den wunderschönen himmelblauen Alpenmohn. Wer hätte geglaubt, die von unten so kahl und öde erscheinenden alten Felsenbänke so lieblich verziert zu finden. Aber auch über die Nähe der Gipfel des Passes wurden wir durch die klare Alpenluft getäuscht. Die Sonne war längst über den Eisbergen des Raldang aufgegangen und wurde schon durch ihre Strahlen lästig, ehe wir die nächste Höhe erreichten. Wir glaubten hier den Paß, Errengkhal genannt, schon erstiegen zu haben, als wir ihn wiederum weit in die Ferne gerückt sahen; denn es war nur der erste Vorhügel desselben, den wir erklettert hatten. Noch zwei Stunden

ging es aufwärts auf zwar sehr schönen, mit Alpenblumen geschmückten, aber beschwerlichen Wegen.

Aber welche Ueberraschung wurde uns zu Theil, als wir zum höchsten Kamme gelangt waren. Eine einzige scharfgezogene Leiste von weißem Granit ohne alle Vegetation (so sind alle hohen Gebirgskämme des Himalayah, man kann nicht auf ihnen entlang gehen), zog sich vor uns hin; nur an einer Stelle war ein Durchgang, eine Art Thor, gebrochen. Kaum traten wir in dieses ein, so rollte sich das prächtigste Alpenpanorama, das man sich nur vorstellen kann, vor unserem Blicke auf. Es waren die Gebirge des chinesischen Gebietes, des Purgeul, die wir hier zuerst erblickten. Welche eigenthümliche Gedanken sich daran knüpften, sich so auf einmal an die Thore des himmlischen Reiches versetzt zu finden. Leider hatten wir schon früher erfahren, wie gut dieselben verwahrt seien; um so begehrenswerther schien der Eintritt, um so schöner und wunderbarer das, was sie verschlossen. Dieses violette, duftige Blau der langen Bergzüge, die sich einer hinter dem andern aufthürmten, hatte etwas so Geheimnißvolles und Reizendes, daß der heftigste Wunsch, sie in der Nähe zu sehen oder zu durchwandern, erregt wurde. Wir wußten noch nicht, wie wenig sie durch die Annäherung gewinnen, wie sich zuletzt Alles in kahle, kalte Felstrümmer mit Schnee bedeckt, auflöste, was aus der Ferne so lockend erscheint. Später haben wir sie erreicht und so weit überstiegen, daß wir keine blaue Berge, ja selbst keinen Schnee mehr, sondern nur den geraden Horizont der Hochebene von Tübet vor uns hatten, der wenig versprechend in seiner Oede und Unfruchtbarkeit sich weithin ausdehnte.

Wie gewöhnlich fanden sich auch auf dieser Paßhöhe Denksteine oder Steinhaufen am Wege errichtet, zu denen jeder Reisende seinen Beitrag liefert. Wer sich ein besonderes Verdienst erwerben will, bringt eine Stange mit hinauf, heftet einen Zeuglappen daran und steckt sie oben auf das Monument, wo viele solcher Fahnen flattern. Viele begnügen sich, einige Blumen auf diese Altäre zu werfen, und so that auch ich, um unsern Begleitern Freude zu machen; denn Blumen waren selbst hier oben noch ohne viele Mühe zu finden, und ich hatte mich mit so viel auf dem Wege gesammelten Pflanzen beladen, daß

ich ſie doch zum Theil hätte wegwerfen müſſen. Eine kleine Doldenpflanze mit grauweißen Blüthen und ſehr aromatiſchem Geruch war dieſem Platze eigenthümlich. Die Kulies nannten ſie Loſſer oder Laſſer (der Name erinnert an den Laſer der Alten) und fielen mit großer Begier darüber her. Ich hatte ſie bisher nur auf dem Wege zum Ganges in einer Höhe von 6000′ gefunden. Die Felsmaſſe des Paſſes war Glimmer, mit einem wunderbaren Geſtein durchſetzt, welches ganz aus glänzenden bald hellblau, bald weiß gefärbten Kryſtallen beſtand.

Der Weg vor uns ſenkte ſich ganz allmälig; bald hatten wir wieder Schutz vor dem heftigen Winde, der auf der Höhe den Aufenthalt unbehaglich machte. Die Baumgrenze lag etwa 600′ tief unter dem Paſſe; ſie begann mit ſeltſam zugeſtützten Büſchen und Bäumen, die ich durchaus nicht erkennen konnte, bis mir der Führer den Namen nannte. Es waren Birken, die vom Schneefall und den Stürmen verkrüppelt und verunſtaltet waren. Hin und wieder zeigten ſich auch an feuchten Stellen artige Bosquets von zwei ſeltenen Arten Rhododendron, die eine mit roſenrothen, die andern mit gelben Blüthen, leider ſchon ſehr verblüht. Noch 500′ tiefer auf einem Geröllabhange von rothem Granit, an dem ſich Spuren von Kupfererz, als Kupferkies oder Laſur im Geröll oder wie ein grüner Thon das Geſtein überziehend, fanden, gelangten wir in die Region der Tſchilkiefern. Merkwürdig war mir, daß auf dieſer nördlichen Seite des Paſſes der Uebergang zu dem hochſtämmigen Nadelholze, die Cypreſſen und Wachholderbüſche, gänzlich fehlten, ſo wie auf der Südſeite das Rhododendron.

Eine ganze Stunde ging der Pfad im Fichtengehölze bergab; erſt unterhalb deſſelben, wo wir das Rauſchen des unten vorbeiſtrömenden Tigarfluſſes*) vernahmen, begann auch die Ceder ſich wieder einzeln zu zeigen; gleichzeitig mit ihr erſchienen gelbe Waizenfelder. Laubholz, Eichen und Baumrhododendron bilden den Wald am Ufer des Fluſſes; bald ſahen wir an ſeinem jenſeitigen Ufer das Dorf, welches wir ſchon oben vom Paſſe herab erblickt hatten. Dicht vor der Stelle,

*) Er hat verſchiedene Namen; auf den Karten wird er Liſa genannt.

wo wir das Flußthal überschritten, hörte der Granit wie abgeschnitten auf an beiden Ufern des Flusses, und ein harter Thonschiefer, oft in Thoneisenstein übergehend, vertrat seine Stelle und bewirkte eine bedeutende Umgestaltung in der Form der Berge.

Die Vegetation hatte viele bekannte Formen; man sah Löwenzahn und Malven (Malva rotundifolia) unter den Cedern, und eine Art Johannisbeere, Njangke von den Eingebornen genannt, stand in großen Büschen am Flusse. Sie trug schöne, hellrothe Früchte, welche aber wie die Früchte des Geisblattes mit einem Fettüberzuge versehen sind, der ihnen einen unangenehmen, therpentinartigen Geschmack giebt. Doch werden sie von den Eingebornen gegessen.

Kulturfelder zeigten sich erst jenseit des Flusses, nachdem wir den 30 Schritt langen Sangho passirt hatten. Das Dorf Lipe, zu dem sie gehören, sahen wir hier überraschend schön zwischen seinen Terrassenfeldern zur Seite einer hohen Felswand liegen; doch war ein bedeutender Bergabhang zu ersteigen, ehe wir es erreichten. Hier fehlte das Gebüsch und der Wald gänzlich, und eine ganz südliche Flora, wie man sie erst wieder am tiefen, westlichen Lauf des Sutledsch findet, bedeckte den Boden. Eine wunderschöne Art Kapper breitet ihre Blüthenbüschel und frischgrünen Guirlanden weithin aus, Malven und Stockrosen und mannshohe Kugeldisteln mit weißen oder hellblauen Blüthenbällen sind eine prächtige Zierde der Abhänge. Bald kamen Waizenfelder und die junge grüne Saat des Buchwaizens, mit dem nach der Gerstenerndte die Terrassenfelder bestellt werden; ein jedes Feld ist unterhalb durch eine Mauer begränzt, die von einer lieblich duftenden Hecke von Clematis gekrönt wird. An diesen Mauern zieht sich der Weg hin, der zugleich auch zeitweise als Wassergerinne dient. Oft sieht man solche Gerinne auch hoch über den Weg auf langen Fichtenstangen schweben; denn auf die Bewässerung der Felder verwenden die Gebirgsbewohner viel Fleiß und sind Meister in der Anlage der Wasserleitungen. Der Fluß unten ist in ein ganzes System von kleinen Wassergerinnen zertheilt, die jedes eine der früher erwähnten kleinen Mühlen (Pandzecki) treiben.

Allmälig gelangte man so in das Dorf, welches ganz nach vaterländischer Weise mit einer Umgebung von Brennnesseln und Saudi-

steln beginnt. Der Tempel mit dem Tschopal davor liegt am Ende der untern Terrasse, der bei weitem größere Theil des Dorfes noch oberhalb desselben an einer zweiten Terrasse. Am Ufer eines Bächleins, welches über den Tempelplatz fließt, schlugen wir die Zelte auf und die Kulies nahmen den Tschopal in Besitz.

Der Tempel schien noch neu oder erst vor Kurzem wieder hergestellt zu sein; er war mit zierlichem Schnitzwerk ausgeschmückt, sowohl an den Dachkanten als an den Thüren. Die Veranda aus dem schönsten Cederholz mit geschmackvollen Blumenmustern im Holzschnitzwerk macht einen sehr vortheilhaften Eindruck. So muß etwa der Tempel Salomo's im Großen ausgesehen haben. Bunte Tücher, Fahnen und Roßschweife (Yackschwänze) dienten zu seiner Verzierung, wie sie auch an vielen Häusern zum Schmuck angebracht waren. Zu jeder Seite des Tempels stand eine uralte Cypresse, die größten Stämme dieser Art, die ich je gesehen habe. Sie waren fast ganz ohne Laub und Aeste und sahen recht kümmerlich und greisenhaft aus.

Lipe ist ein sehr belebter Ort. Eine Menge Neugieriger, lustiges, munteres Volk, fanden sich bald bei uns ein, auch viele Kranke wurden gebracht und es gab viel zu verbinden und zu bepflastern. Wir sahen hier mehrere Chinesen aus dem Innern Tübets, unter andern einen dicken, feisten Burschen, seines Gewerbes einen Schmid, durchaus in seinem Nationalkostüm mit langem Zopf und der trichterförmigen Mütze, der die Büchsen und Gewehre mit vieler Geschicklichkeit reparirte. Die Frauen kamen nicht häufig zum Vorscheine, doch waren sie hübsch und wohlgewachsen und hatten dieselbe malerische Tracht, wie jenseit des Passes, mit denselben Messingzierrathen, welche sie hier Pitschuk oder Pizuck nennen. Auf den Frauen ruht die ganze Last des Ackerbaus und der häuslichen Geschäfte, während die Männer, die auffallend chinesisch aussehn, den ganzen Tag mit ihren Pfeifen sich umhertreiben.

Gegen Abend besuchten wir das obere Dorf, zu dem eine breite Straße hinaufführt. Auch die Häuser sind hier weitläuftiger gebaut, so daß man nicht von einem Dach zum andern gelangen kann. Viele derselben waren durch lange Stangen, an deren Enden Yackschwänze als Fahnen flatterten, ausgezeichnet; dies sind Priesterwohnungen, wenn

man uns recht berichtet hat. Das untere Stockwerk iſt meiſtens von Steinen aufgemauert und enthält eine rund gewölbte Thür, die durch eine lange Kette und ein Vorlegeſchloß daran geſchloſſen wird; das obere Stockwerk iſt von Holz mit dem gebräuchlichen, platten Dache als Bedeckung. Kleine Gärten lagen daneben mit dichten Weinlauben und Apfelbäumen, die voll ſchöner Früchte hingen; auch Aprikoſen und Pfirſichen ſtanden darin. Die Bewohner, beſonders die Kinder, ſchienen durch unſere Erſcheinung ſehr erſchreckt und flohen mit Geſchrei in die Häuſer.

Es war eben Erndtezeit und die flachen Dächer, welche als Scheuren dienten, ſo wie die Bäume als Heuboden, lagen voll Waizen oder Aprikoſen. Die Kinder ſieht man oben auf denſelben luſtig umherſpringen. Wie oft mag da eins oder das andere herabſtürzen: denn gewiß ſind die vielen Krüppel, denen man begegnet, dieſem gefährlichen Aufenthaltsorte zuzuſchreiben.

Wir ließen das Dorf zur Linken und gingen, nachdem wir mehrere Gärten durchkreuzt hatten, einem kleinen mit Fahnen geſchmückten Hauſe zu. Es war, wie es ſchien, ein geweihter Ort oder Tempel, zierlich gebaut und mit ſchrägem Schieferdach verſehen. Alles Holzwerk war gelb gefirnißt, die Wände weiß angeſtrichen. Daneben ſtand eine koloſſale weiße Tſchochdenurne, wie ich ſie früher beſchrieben habe. Aus dem Innern des Tempels drangen ſeltſame Töne zu uns, ein tiefes Murmeln mit Glockenklingen begleitet. Es klang in der Dämmerung und Einſamkeit des Orts höchſt wunderbar und geheimnißvoll. Nicht lange hatten wir hier geſtanden und in den immer dunkler werdenden Schatten des Flußthals hinabgeſchaut, als ſich die Thür öffnete und ein alter Prieſter (Lama oder Lamba) in einem rothen Mantel, der wie eine Toga über die Schulter geſchlagen war, heraustrat. Eine Frau, welche eine ſchön gearbeitete, kupferne Kanne mit ſilbernem Ausgußrohr, ganz in hetruriſcher Form, trug, und einige Knaben mit großen Rauchgefäßen folgten ihm. Es war eine ſehr maleriſche Gruppe. Die Frau folgte uns, als wir in einen andern Weg einbogen, nach, um uns Blumen anzubieten, da ſie bemerkt hatte, daß wir unſere Hüte mit den weißen Glocken einer ſchönen Art Datura geſchmückt hatten.

Auch hier in Lipe ſah ich Steinbockhörner von ausgezeichneter Größe und das Gehörn der Schneegazelle, welches man für das des Steinbockweibchens ausgiebt, nebſt Bharalhörnern zur Verzierung an dem Tempel angebracht. Bären ſollen nicht mehr vorkommen, ſchon von Sangla an. Wenn die Angabe richtig iſt, ſo hat die ſcharfe Begrenzung im Vorkommen dieſer Thiere viel Merkwürdiges.

Am 1. Auguſt waren wir ſchon vor Sonnenaufgang im vollen Marſche. Wir ſollten heute den Sutledſch wieder ſehen, den wir bei Pangi zwei Tage zuvor verlaſſen hatten, um einen großen Winkel abzuſchneiden, den der Fluß macht, und begleiteten eine Zeitlang den Lauf des Flüßchens Mangalang. Der Weg führte zunächſt bei dem zweiten Lamatempel vorbei, durch Felder, die ganz mit wilden Stockroſen von derſelben Verſchiedenheit der Farbe, welche ſie in unſern Gärten haben, bewachſen waren. Dann ſteigt man ſteil bergan, meiſt auf Treppen, die in den bunten Thonſchiefer eingehauen ſind. Der Kamm der Bergkette, welcher ſich an der tiefen und engen Thalſchlucht von Lipe hinzieht, war dünn mit Cedern bewachſen; man ſah ſchon von hier aus einzelne Krümmungen des Sutledſch, welcher hier Sutteluſe genannt wird. Wir hatten jedoch lange zu ſteigen, ehe wir den Gipfel erreichten, und kamen durch einen einzelnen kleinen Weiler mit einem Aprikoſengärtchen. Schaaren von wilden Tauben umflatterten uns hier; es war dieſelbe Art, die bei uns zahm auf den Schlägen gehalten wird, in ihrem wilden Zuſtande und lieferten zum Diner einen guten Braten. Auf der Höhe des Paſſes, welcher zwei kleine Nebenflußthäler trennt, überſah man eine große Strecke vom Thal des Sutledſch mit den beiden Dörfern Kola und Pille, im Norden durch den Schneeriefen Purgeul, der ſich in drei Gruppen ſondert, als Hintergrund begränzt. Unmittelbar vor uns waren großartige Felſenpartien und öde, ſonnenverbrannte Gerölwände, mit einzelnen verkümmerten Kiefern beſetzt. Hinter uns lagen die freundlichen Felder von Lipe; auch konnte man den Zickzackweg an der Gerölwand jenſeit Lipe weithin verfolgen, der in ein Nebenthal nach dem Dorfe Poſchu führen ſoll. Im Nordweſten, unterhalb einer traurigen Gerölwand, liegt die Oaſe von Kanum; doch konnte man nicht in das ſchöne fruchtbare Thal ſelbſt hinabſehn, darum erſchien die ganze

Gegend nach dieſer Seite hin höchſt melancholiſch. Doch hatte dieſe Oede einen ganz eigenthümlichen Reiz; eine Bergreihe ſchließt ſich an die andere, alle kahl und einfarbig grau. Oberhalb Kanum iſt kein Bäumchen, kein Strauch mehr zu ſehen.

Während ich im Schatten der letzten Ceder meine Augen an der Ausſicht weidete, ertönte ein ſehr melodiſcher Geſang hinter mir, von einem vollſtimmigen Chore ausgeführt. Einige Stimmen begannen die Melodie voll von harten Uebergängen und Rouladen und wenn ſie faſt beendigt war und mit einer hohen Note ſchloß, ſetzte der zweite Chor ein, während der erſte die hohe Note aushielt. Dieſer kunſtloſe Geſang, ſelbſt rauh wie die umgebende Natur, paßte ſo recht zu der Wildniß vor mir, und es machte mir großes Vergnügen, auf ihn zu lauſchen. Die Sänger waren unſere Träger, die meiſtens aus jungen Frauen und Mädchen aus Lipe beſtanden. Ich gab ihnen Geld, um noch mehr von ihrem Geſang zu hören, und ſie ſangen den ganzen Weg, der von hier bergab ging, ohne im Geringſten durch die ſchweren Laſten auf ihrem Rücken gehindert zu ſein.

Bald hatten wir das letzte dürftige Gebüſch hinter uns, das Geröllfeld, an dem wir hinabgingen, lag grau und kahl vor uns, nur einzelne verkrüppelte Büſche wilder Roſen und Wermuth mit weißen und dürren Stengeln, die wahre Wüſtenpflanze, waren die letzten Reſte der Vegetation, welche die Sonne von dem heißen Schiefer nicht hatte herabſengen können. Bei einer Biegung des Weges ſahen wir mehrere Dörfer, von grünem Gebüſch und gelben Waizenfeldern umgeben; ein grüner Streifen zieht ſich neben ihnen am Berge hinab, die Spur eines Bächleins, dem das Dorf ſeine Exiſtenz verdankt. Quellwaſſer iſt hier nicht gar häufig zu finden. Nur an einer einzigen Quelle kamen wir vorüber, die ſogleich von den Kulies umringt und halb ausgeſchöpft wurde.

Unſer Ziel, das Dorf Kanum, war uns bisher durch ſeine tiefe Lage im Flußthale verborgen. Erſt nach einer Stunde zeigte ſich die untere Hälfte der jenſeitigen Bergwand mit grünen Bäumen und Gebüſch tief unter uns; endlich erſchien das ſchöne Dorf ſelbſt. Zugleich verließen wir die dürre, ſteile Geröllwand. Aprikoſengärten in hohen Terraſſen über einander bedeckten den Schieferboden und ver-

kündigten die Nähe eines Dorfes. Es war Labrang, welches noch diesseit der tiefen Kluft lag, die uns von Kanum trennte. Ein großer Haufe von Mannepadde-Steinen war nicht weit vom Eingange in das Dorf, und kaum hatten wir eine vorspringende Felsenecke umgangen, als uns ein großartiges, hohes Gebäude, eine Art Thurm, überraschend in die Augen fiel. Er war halb von Stein, halb von Holz aufgebaut, viereckig, mit etwa 10—12 Stockwerken, oben sehr zerfallen und ganz schwarz vom Rauch und vom Alter. Durch seine alterthümliche und gigantische Form machte er einen imposanten Eindruck; zumal da er höchst verwegen auf die Kante einer steilen Gerölwand gesetzt war. Wir hatten schon viele Gebäude dieser Art am Bhagirathi gesehn, aber wenige von gleicher Größe. Sie haben in der früheren kriegerischen Zeit, als noch die Chinesen Besitzer des Landes waren, der ganzen Einwohnerschaft des Dorfes als Zufluchtsstätte gedient.

Die Aprikosenbäume auf den Terrassen hingen voll reifer Früchte und Niemand wehrte weder uns noch den Kulies, so viel abzuschütteln und zu essen, als wir Lust hatten. Man füttert hier das Vieh damit. Sie waren gerade nicht von feiner Sorte, aber süß und saftig, und die Erquickung, welche sie gewährten, war für die Fortsetzung unsers Marsches sehr ersprießlich; denn wir bemerkten hier mit Schrecken, daß wir, um nach Kanum zu gelangen, die tiefe Thalschlucht zu umgehen und noch eine steile Anhöhe am jenseitigen Ufer zu erklimmen hatten.

Das fruchtbare Thal bildete einen lieblichen Gegensatz zu den wüsten und dürren Höhen seiner Umgebung. Alleen von Silberpappeln schlossen jede Terrasse ein, dazwischen die fruchtbeladenen Aprikosenbäume und gelben Kornfelder und ganz tief im Grunde neben unzähligen Mühlen ein grüner Krautgarten neben dem andern.

Bald erreichten wir den Anfang der Wasserleitungen, die vom höchsten Punkte des Thaleinschnittes in zahlreichen Röhren und Rinnen oft über 20—30′ hohen Gestellen das Wasser auf die höchsten Punkte der Terrassenfelder leiteten. Etwa 1000′ unterhalb Labrang durchschritten wir den Bach und stiegen auf einem reizend schönen Wege hinan. Zu beiden Seiten rieselte Wasser und dichte Laubengänge

von Silberpappeln und Aprikoſen ſaßten jedes Bächlein ein, ſo daß wir faſt ganz im Schatten bis nach Kanum hinauf gelangten, während die Mittagsſonne heiß brannte. Welch eine Wohlthat dieſe klaren Bäche ſind, lernte man erſt in der Einöde recht erkennen. Mit wahrem Behagen konnte man ſtundenlang den rieſelnden Wellen zuſchauen und die vom Anblick der dürren Felswände erſchöpften Augen an ihrem dahin gleitenden Kryſtalle erlaben, zugleich auch den Mund; denn ſie führten eine Menge überreifer Aprikoſen mit ſich hinab, die man ohne viele Mühe herausfiſchen konnte.

Kanum iſt eins der größten Dörfer, die wir im Gebirge beſucht haben. Weit und breit kommen die Bewohner der entferntern Dörfer hier zuſammen, um ihre Einkäufe zu machen. Man verfertigt hier Gold- und Silberſachen, Stiefel, Schuh von Wollzeug, ſchöne Decken und Teppiche und künſtliches Holzſchnitzwerk; auch befindet ſich in dieſem Orte eins der größten Lamaklöſter und zwei bedeutende Tempel, ſo daß er faſt den Rang einer Hauptſtadt im Kunauer einnimmt. Die Häuſer liegen in verſchiedenen Abſätzen treppenartig am Berge übereinander.

Auf einer der Terraſſen, etwa 100 Schritte vom Dorfe, nahe bei dem großen Tempel war unſer Lagerplatz. Eine Menge Neugieriger aus dem Dorfe drängte ſich bald herzu. Man brachte allerlei Waaren, chineſiſche Seidenſtoffe, Silberpfeifen, Tuchſtiefel, Meſſer und Dolche, um ſie zum Verkauf anzubieten. Alle Kaufleute fingen ihre Unterhandlungen damit an, daß ſie eine Art ſchlechter Roſinen auf großen Meſſingſchüſſeln zum Geſchenk machten; die Preiſe aber, welche ſie für ihre Waaren forderten, waren ſo übertrieben, daß ſie trotz ihrer Roſinen wieder zum Zelte hinausgejagt wurden.

Als es gegen Abend anfing, etwas kühler zu werden, ſtieg ich zum Dorf hinauf. Die erſte Reihe der Häuſer war ſehr hoch und in einer ſeltſamen, plumpen Bauart aus dicken Cederſtämmen errichtet. Die Gaſſen, die zu der höher liegenden, zweiten und dritten Reihe hinaufführen, ſind enge, oft überbaute Gänge, dunkel und ſchmutzig. Thüren und Fenſter ſieht man nur ſparſam angebracht. Die erſtern werden durch ein paar lange Ketten verwahrt, welche durch ein Loch im zweiten Stockwerk hinaufgezogen ſind, und aus dem letztern ſieht

man häufig ſtatt eines menſchlichen Antlitzes Eſel- oder Pferdeköpfe herausſchauen; denn der Theil der Gebäude, den man für das Erdgeſchoß hält, iſt gewöhnlich nur die ſteinerne Unterlage, auf welcher das Haus ruht, und das erſte Stockwerk enthält die Viehſtälle. Die Menſchen begeben ſich nur des Nachts oder im Winter in die dunklen Räume des Innern der Häuſer; im Sommer iſt das Dach der gewöhnliche Aufenthaltsort, auch wird dort meiſtens in dieſer Jahreszeit geſchlafen.

Auf einer Art Hühnerleiter erreichte ich die höher liegende Terraſſe, wohin ich mir den Weg gegen einige wüthende Hunde erkämpfen mußte. Hier war ich mit den Dächern der untern Häuſerreihe in gleicher Höhe; Straße und Dach ſind eines und daſſelbe und mit derſelben Erde bedeckt. Häufig findet man den Eingang zu den Häuſern erſt hier oben im Dache, wenn die Thüre unten fehlt.

Auf dem Dache von einem der größern Häuſer ſah ich einen alten Mann im rothbraunen Mantel und rother Mütze auf- und niedergehen und ſeinen Roſenkranz ſehr eifrig zwiſchen den Fingern hin und her wenden, während ein jüngerer Mann und eine Frau, in dieſelbe Farbe gekleidet, das Getreide auf dem platten Dache ausbreiteten. Andere Rothröcke ſchleppten neue Waizenbündel herbei. Roſenkränze trugen alle. Ich dachte mir wohl, daß dieſes eines der Lamaklöſter ſein müßte, welche ſich in Kanum befinden. Der Alte winkte mir näher zu treten, und ſo ſtand ich eine Weile und ſah dem auf und ablaufenden Volke zu, zu dem ſich noch mehrere Weiber mit den nämlichen rothbraunen Kapuzen geſellten. Es waren die Schweſtern und Brüder aus dem Kloſter und der Alte der Vorſteher deſſelben.

Ich wanderte noch mehrere Dächer entlang, überall gern und ohne die geringſte Scheu empfangen. Eine alte Frau, deren Enkelchen ich geliebkoſ't hatte, kam ſehr freundlich zu mir heran und unterhielt ſich ſehr lange und mit großer Zungenfertigkeit mit mir. Das Ende der mir völlig unverſtändlichen Rede war ein lautes Gelächter, in welches alle Nachbaren und Nachbarinnen einſtimmten. Zuletzt brachte mir die Alte unter vielen ſeltſamen Geſtikulationen ein Bund Kräuter aus ihrem Küchengarten. Ich ſuchte mich ſo gut, wie es ging, ihr verſtändlich zu machen, allein alle Bemühungen erregten nur neues Ge-

lächter; denn die Sprache dieſer Leute iſt durchaus abweichend vom Hindui ſowohl, als vom Hindoſtani und wird Kunauri oder Miltſchan genannt.

Mit verſchiedenen Sorten der dieſer Gegend eigenthümlichen Getreidearten beladen kam ich zum Zelte zurück. Es waren meiſt Winterfrüchte, zweiſpitzige Gerſte und Waizen von ausgezeichneter Schönheit; die Sommerfrüchte ſind Erbſen, Wicken, Saubohnen, Rüben und Oelpflanzen.

Da mir die Reiſegeſellſchaft begegnete, ſo kehrte ich ſogleich wieder um, einen entferntern Stadttheil zu beſuchen. Alles lebte von fleißigen Einwohnern, welche mit dem Aufladen und Eintragen der Erndte beſchäftigt waren. Sie bedienen ſich meiſt dazu großer Körbe, die auf dem Rücken getragen werden; vieles wird aber auch auf Eſeln von den Terraſſen herbeigeſchafft. Ein wohlhabender Mann, wahrſcheinlich ein Eingewanderter, denn er trug ein weißes Muſſelingewand und einen platten Turban ſtatt der Filzmütze, ſah oben vom Dache ſeines Hauſes herab den Arbeitern zu und ertheilte Befehle. In einem weiten Tennenraum, mit einer Mauer eingeſchloſſen, war man beſchäftigt, das Getreide durch Pferde ausdreſchen zu laſſen. Es iſt dies die einzige Anwendung der Pferde, die nie vor einen Wagen geſpannt werden oder einen Sattel tragen. Die wilden Thiere werden auf dem ausgebreiteten Getreide umhergejagt; ein Mann mit einem mit Lappen behängten Stocke und ein anderer mit einer langen Peitſche trieben ſie auf und nieder. Es erregt dieſe Art zu dreſchen einen furchtbaren Staub, und das Stroh wird dabei ganz zertreten.

Nachdem wir mehrere ſchmutzige, enge Gänge zwiſchen halb zerfallenen Mauern und Häuſern, die mit uralten Hörnern von Steinböcken und wilden Schaafen benagelt waren, durchwandert hatten, erreichten wir die letzte Reihe der Häuſer, an welche ſich ein Hain von hochſtämmigen Wachholderbäumen (ſie erreichen eine Höhe von 30—40′) anſchloß. Eine Reihe grabähnlicher Monumente bildete die Grenze des Ortes; dazwiſchen ſtanden mehrere der früher erwähnten Urnen, eine braungelbe, eine weiße und eine ſchwarze unter demſelben Dache. Was dieſe verſchiedenen Farben bedeuten, habe ich nie erfahren.

Eins der letzten und größten Gebäude zog beſonders unſere

Aufmerksamkeit auf sich. Es war im Quadrat gebaut und umschloß einen kleinen, offenen Hof. Ein alter Mann mit ehrwürdigem weißem Barte und mit dem gewöhnlichen rothen Mantel bekleidet, emsig beschäftigt, seinen Rosenkranz unter Gebeten abzuhaspeln, stand auf dem Dache und winkte uns. Er gab sich für einen Hauptlama zu erkennen und versprach uns den Tempel zu zeigen, der mit seiner Wohnung in Verbindung stand, wenn er sein Gebet beendigt habe. Ohne viele Umstände nahmen wir die Einladung an und stiegen auf einer Hühnerleiter vorläufig in den Hof hinab, um die günstige Gelegenheit auszubeuten, das Innere eines Hauses zu sehen. Das Erdgeschoß enthielt nur Ställe und Vorrathskammern; in dem zweiten Stockwerke, mit einer 2′ breiten Veranda nach dem Hofe zu versehen, fanden wir ein Zimmer, anscheinend sein Prachtsalon; denn es enthielt zwei roh gezimmerte Stühle und einen Tisch, Gegenstände, auf die er sehr stolz war. Er war übrigens so in seinen Rosenkranz vertieft, daß er es gar nicht zu bemerken schien, daß alle Thüren und Fensterladen geöffnet wurden. Die Anlage des Gebäudes, wäre nicht alles Einzelne zu kunstlos und dürftig ausgeführt gewesen, war übrigens zweckmäßig und hübsch. Alle Thüren und Fenster führten nach dem innern Hofe. Auf dem Dache und der Gallerie, die rund um den Hof lief, fand sich ein kleiner Garten, der Iris, Stechapfel und Todtenblumen, (Tagetes) enthielt, die in dem Material des Daches hinreichende Nahrung fanden.

Als das Gebet eine Pause zuließ, führte der Alte uns in den Hof auf dem mit Staffeln versehenen Baume, der einzigen Art Treppe, die ich hier gesehen habe, hinab, zog einen langen hölzernen Schlüssel hervor und winkte uns geheimnißvoll, näher zu treten. Der Schlüssel öffnete eine große Doppelthür im Grunde des Hofes, den Zugang zum Heiligthume oder kleinen Tempel, den er aus besonderer Gunst uns wollte sehen lassen.

Welche wunderbare Sachen sah man in diesem halbdunkeln Raume aufgehäuft. Das Licht fiel nur durch eine Oeffnung in der Decke und durch die Thüre ein, deren Schwelle wir nicht übertreten durften. Die Hauptsache war ein großes vergoldetes Götzenbild, den Mahavedi vorstellend, den ich in einem Lamatempel nicht erwartet

hätte. Das Bild ſtand in einer Art Schrein mit zwei geöffneten, mit goldenen Sternen bemalten Thüren, rundum von einem vergoldeten Rahmen eingefaßt, und nahm ſich in der magiſchen Beleuchtung von oben recht ſchauerlich aus. Es war faſt das Einzige, was man in dem Halbdunkel deutlich zu erkennen im Stande war. Ein Geländer mit rothen Tuchlappen ſonderte den Raum, wo das Bild ſtand, ab; rechts von ihm lagen eine Menge wunderlicher Inſtrumente, die uralt zu ſein ſchienen, meſſingene Trompeten mit großen Bäuchen, Trommeln und Pauken von verſchiedener Größe; links ſah man Fahnen, eine große Glocke und verſchiedene thönerne, grob angemalte Figuren. Die Wände ſchienen mir auf den erſten Blick mit buntem Papier beklebt zu ſein; als ſich das Auge aber an die Dunkelheit gewöhnt hatte, fand ich, daß ſie mit Täfelchen aus ungebranntem Thon von der Größe der gewöhnlichen Flieſen bedeckt waren. Sie waren augenſcheinlich mittelſt einer hölzernen Form angefertigt und enthielten kleine Buddhafiguren in vier verſchiedenen Farben, gelb, roth, grau und weiß. An manchen Stellen waren ſie herabgefallen und lagen am Boden, und der alte Prieſter ſchenkte ſehr bereitwillig uns deren, ſo viel wir wünſchten. Leider waren dieſe Kunſtwerke ſehr zerbrechlich. Seltſamer Weiſe zeigte der Alte trotz ſeines unausgeſetzten Betens nicht die geringſte Veneration vor ſeinen Göttern, ſondern antwortete und demonſtrirte unter vielem Lachen, verfiel aber raſch wieder in ſeine Abſtraktion. Auch auf das Geld, was er zum Abſchied empfing, ſchien er ſtark gerechnet zu haben.

Auf einem andern, ſchön gebahnten Wege oberhalb des Ortes gingen wir in der Abenddämmerung unter Pappeln und Erlen zum Lagerplatze zurück. An einer der Waſſerleitungen fanden wir eine Menge der Frauen beſchäftigt, Waſſer zu ſchöpfen. Sie trugen das Waſſer in einem eigenthümlichen Gefäße, einer Art hölzerner Butte, auf dem Rücken. Dieſe Waſſergefäße waren ſehr kunſtvoll gearbeitet, von lackirtem Holz mit eiſernen Reifen zuſammengehalten und wie ein Faß bis auf ein Spundloch oben ganz verſchloſſen. Eine wollene Schnur, welche durch mehrere Ringe läuft, dient als Tragband. Auch andere Holzgeräthe zeugten von einer großen Geſchicklichkeit der

Handwerker. Ich ſah Schüſſeln und Teller, die aus dem ſchönſten Maſerholze dünn und zierlich gearbeitet waren.

Die Sonne war ſchon hinter den Bergen, die im Weſten das Thal einſchließen, verſchwunden, doch dauerte es wohl noch anderthalb Stunden, ehe völlige Nacht eintrat, und wir hatten noch Zeit genug, uns an der herrlichen Anſicht des tiefen, mit ſchönen Bäumen geſchmückten Thales und der ſchroffen Felſenwände bei Labrang mit ihrem Cedern- und Fichtenwalde zu erfreuen. Der hohe alterthümliche Thurm über dem 1000′ tiefen Abgrunde, die Dächer voll von Aprikoſen, die gelben Kornfelder und dunklen Tannen, der ganze am Morgen durchwanderte Weg bildete im Dämmerlichte eine Landſchaft von höchſt eigenthümlicher Miſchung heiterer und düſterer Farben. Eine Thalkluft, deren Tiefe von hier gar nicht ab zu ſehen war, ſonderte das Bild ſcharf von der dieſſeitigen Höhe.

Da der Eingang unſeres Zeltes nach dieſer prachtvollen Gebirgslandſchaft hingewendet war, konnte man ſich an dem ſchönen Wechſel der rothen und blauen Farbentöne in der Abendbeleuchtung noch lange ergötzen, bis der ſchönſte klare Sternhimmel ſich darüber ausbreitete, und Ferne und Nähe in dem Nachtdunkel verſchwammen.

Die Zeltträger waren am folgenden Morgen (den 2. Auguſt) ſchon eine Zeitlang fort, ehe wir ihnen folgen konnten. Es hatte ſich nämlich der Oberlama melden laſſen und verheißen, das Innere des großen Tempels, neben welchem unſer Lagerplatz war, uns zu zeigen. An einem Kletterbaume ſtiegen wir zu einer niedrigen kleinen Thür des Gebäudes hinan und fanden dort ein hohes langes Vorzimmer mit gelber Farbe angeſtrichen. In der längſten Wand deſſelben waren die Thüren zum eigentlichen Tempel. Hier trat uns der Oberlama entgegen, eine Geſtalt, deren Aeußeres und Haltung wirklich majeſtätiſch und überraſchend war. Ich glaubte, einen Weiſen der alten Zeit, den Seneca oder Cato vor Augen zu haben. Es war ein Greis von hoher ſtattlicher Figur, in die lange faltenreiche Toga von rothbrauner Wolle gehüllt. Sein Haupt war unbedeckt, ſein ſchneeweißes Haar kurz; der lange weiße Bart fiel ihm auf die Bruſt hinab. Der Roſenkranz hing ihm am Gürtel und unter dem Arm trug er ein großes Buch. Nachdem er den Prinzen begrüßt

hatte, öffnete er die Thüren, so daß wir den Tempelraum übersehen konnten. Auch hier war das größte der zahlreichen Götterbilder ein vergoldeter Mahadö, die übrigen kleinern waren von Stein und Bronze. Zur Rechten und Linken standen große, grün lackirte, mit Gold bemalte Schränke mit vielen Schiebkästen, welche Manuscripte enthalten sollen. Eine Menge mystischer Gegenstände füllte den übrigen Raum. Leider war es unmöglich, sich dem guten Alten verständlich zu machen; denn außerdem, daß die Sprache der hiesigen Gegend für uns und unsern Interpreten eine ganz unbekannte war, ließ auch seine Taubheit nicht die geringste Konversation zu.

Was hätte ich darum gegeben, wenn wir den berühmten ungarischen Gelehrten Alexander Czosma de Körös, der in Kanum mehrere Jahre als Einsiedler zugebracht hat, noch am Leben getroffen hätten. Man fragte uns oft nach ihm; denn er ist unter dem Namen Sikander Sahib im Gebirge bekannt.

Die zur Wandbekleidung angewendeten Thonfliesen fanden sich auch hier. Es standen sechs oder sieben kleine Buddhafiguren auf jeder Tafel, die uns mit großer Liberalität ausgetheilt wurden. Mit zitternden Händen schloß der Alte seinen Tempel wieder zu, als wir uns genugsam an seinem Inhalte erbaut hatten, und wir traten eilig unsere Reise an.

Die Felder von Kanum verschwanden bald unter unsern Schritten, und die Gegend wurde furchtbar wüst und öde. Nach einer Viertelstunde traten wir wieder in das Thal des Sutledsch ein, an dessen Ufern sich der Weg von einem Abhang zum andern hinaufwand. Kaum schwache Spuren von Vegetation waren auf dem dürren Felsen sichtbar; hie und da eine kümmerliche Neozakiefer, blattloser Wermuth und stachlichte Astragalusbüsche. Beide Ufer des Flusses sahen aus, als wären sie unlängst aus einem Feuerofen hervorgezogen. Kahl und sonnenverbrannt starrten die Klippen zwischen den endlosen Geröllflächen, welche gigantischen Aschenhaufen glichen. Da war nirgend Schatten, nirgend eine Spur von frischem Grün; selbst das Wasser des Flusses, welches tief unten den Fuß der hohen Felsenkämme bespült, schien hier seine befruchtende Kraft verloren zu haben.

Es war eine schauerliche Einöde; zudem die Abhänge so steil, daß

man kein Zeichen irgend eines betretenen Pfades entdecken konnte. In den losen Gerölflächen hinterläßt der Fuß des Wanderers keine Spuren. Die Steine und Felsblöcke rollen unter den Tritten am Berge hinab. Wehe dem, der verweilt; mit eiligen Schritten mußte man vorwärts, oder man folgte den hinabstürzenden Felsentrümmern. Das Poltern und Klappern der losen Steine war eine Musik, die uns den ganzen Tag begleitete. Einige Stellen an den Felsenwänden waren so steil und von dem herabstürzenden Gerölle so glatt gerieben, daß erst Fußtapfen eingehauen werden mußten, ehe wir sie passiren konnten.

Die Gesammtzahl der kümmerlichen Pflanzen, die an diesen dürren Wänden ihr Leben fristeten, betrug innerhalb der ersten anderthalb Stunden sieben. Eine Rose war darunter und noch dazu in Blüthe; am meisten kam eine Art weißer Wermuth vor, jedoch auch so sparsam und dürftig, daß man ihn am gegenüberliegenden Ufer gar nicht bemerkte.

Wir stiegen beständig bergan; die Sonnenhitze, der niederschlagende Eindruck einer solchen Wüste brachten schneller wie sonst Abspannung und Ermüdung hervor. Erst, als wir den Gipfel des Kammes, welcher uns von einem Nebenthale des Sutledsch trennte, fast erreicht hatten, kam wieder etwas Heiterkeit zum Vorschein. Es war dort eine Quelle, die einzige auf dem ganzen Wege, welche von den Kulies und lasttragenden Jungfrauen mit Freudengeschrei begrüßt wurde. Doch enthielt sie nur schlechtes, kupferhaltiges Wasser von bitterem Geschmacke. Viel kupferhaltiges Gestein lag in der Nähe zu Tage; kohlensaures Kupfer war aus dem gelbgefärbten Thonschiefer ausgewittert, auch Kalksinter und Tuff bedeckte den Boden. Die Feuchtigkeit hatte hier jedoch eine reichhaltigere Vegetation hervorgerufen. Die vaterländische Weidenrose erfreute mich, sie war aber ganz durch stachlichte Steppenpflanzen, kleine Akazien und eine lorbeerartige Daphne umgeben.

Wir ließen den Kulies Zeit, sich zu erquicken und eilten vorwärts dem Gipfel des Passes zu, den wir in kurzer Zeit erstiegen. Er war wie gewöhnlich mit Stangen und bunten Lappen ausgeschmückt. Von oben sah man deutlich den kleinen Fluß Ropa oder Ruskalong, den wir

zu überschreiten hatten, aber in welcher grausenhaften Tiefe! Auf einem fast senkrechten Gerölle lief der kaum sichtbare Pfad hinab. Bald springend bald schurrend kletterten wir hinunter. Doch schon etwa 800′ tiefer wurde er bequemer; der Fuß fand festen Grund, und zahlreiche Pflanzen, Astern, Rittersporn und Mohn, den unseren ähnlich, doch in fremdartiger Form, zeigten sich an den weniger schroffen Stellen. In der Mitte der Höhe (1500′) begann ein schöner Kieferwald (Tschil und Neoza), in welchem wir die zum Brückenbau vorausgesandten Zimmerleute mit dem Zuhauen einzelner Stämme beschäftigt fanden. Man schalt sie tüchtig aus, denn sie waren schon am Morgen des vorigen Tages mit dem Simundur vorausgeschickt, und die Brücke hätte fertig sein sollen. Statt dessen hatten sie sich so lange unterwegs aufgehalten, daß sie eben vor uns angekommen waren.

Wir stiegen indessen die letzten 1000′ hinab, die wieder sehr steil und beschwerlich waren, da der untere Theil des Gebirges aus glattem, gelben Granit und Quarz bestand; auch war der Weg häufig durch Schneebäche mit jähen Abstürzen unterbrochen. Der untere Theil der Uferwände bestand auch hier, wie bei allen bedeutenderen Flüssen des Gebirges, aus senkrechten Mauern von ansehnlicher Höhe, so daß es schon unmöglich war, sich hier nur dem Flußbette zu nähern, geschweige eine Brücke zu bauen. Auch war vom Brückenbau keine Spur zu sehen, wiewohl die dreißig Mann unter der Anführung des Simundur seit gestern schon damit hätten beschäftigt sein sollen. Noch kein Baum war bis zum Flusse hinabgebracht.

Es gab nur einen Weg, um hinabzukommen. Dieser bestand aus den Ueberresten einer Schneelawine, welche im Frühjahr das Flußbett ausgefüllt und bisher als Brücke gedient hatte. Leider war sie vor Kurzem eingestürzt und nur ein paar mächtige Schneethürme standen noch an den Seiten, so weit sie der Strom noch nicht fortgespült hatte, in der Sonnengluth triefend. An diesen nassen und schmutzigen Schneebänken stiegen wir nicht ohne große Mühe hinab und sahen uns nun zwar unmittelbar am Flusse, aber ohne alle Mittel, über sein reißendes Wasser zu kommen. Balken und Bauholz hinabzubringen mußte der Entfernung und der Schwierigkeit des Transports wegen aufgegeben werden; Stricke von ausreichender Länge

waren nicht vorhanden, hätten auch bei der Schroffheit des jenseitigen Ufers nichts genützt. Endlich wurde ein großer Cederstamm, den die Lawine mit herabgerissen hatte, losgemacht, und man versuchte, ihn bis zum schmalsten Theile des Flusses hinabtreiben zu lassen; nach vieler Arbeit, bei der wir alle vom Wasser durchnäßt und mit schwarzem Schlamme bedeckt wurden, mußte jedoch dieser Plan aufgegeben werden; denn der Baum gerieth tief in den Sand und war nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Zuletzt erfuhren wir, daß noch ein besser gelegener Platz zum Brückenbau über den Fluß vorhanden sei; denn auch dazu waren die vorausgesandten Leute zu träge gewesen, sich über die Localität gehörig zu unterrichten.

Um zu dem angewiesenen Orte zu gelangen, mußte man an einer glatten Wand hinaufklimmen, dann auf einem steilen Gerölhange mehrere 100′ aufwärts steigen und endlich noch einen thurmhohen Granitkegel ohne eine Spur von Weg überklettern. Die Gerölwand schien vor allem anderen ein unüberwindliches Hinderniß; doch das Gerölle hielt und an der Granitklippe waren Spalten und Absätze genug, sodaß wir mit Händen und Füßen kletternd den Gipfel erreichten, eben noch zur rechten Zeit, um die ersten der Kulies, welche jetzt erst ankamen, auf den rechten Weg zu rufen.

Die zweite Ueberfahrtsstelle sah allerdings weniger gefährlich aus; denn, obwohl der Fluß in einer Breite von 50′ seine reißenden Wellen durch das enge Thal drängte, zeigte sich in seiner Mitte ein großer Felsblock als Haltpunkt. War es möglich, diesen zu erreichen, so waren wir geborgen; denn er lag dem jenseitigen Ufer nicht fern. Leider hatte er durchaus keine Kanten, sondern war durch 16—20′ hohe, flache Seitenwände begrenzt. Ohne Verzug wurde nun der Bau der Brücke angegriffen; denn schon fing es in der Tiefe des Thales an dämmerig zu werden. Alle Kulies mußten Hand anlegen; Steine wurden zusammengetragen, Bäume gefällt und in das Flußbett eingekeilt.

Es ging rascher, als ich erwartet hatte. Sobald erst einige feste Punkte im Strom gewonnen waren, war auch bald der Felsblock in der Mitte des Flusses mit Hülfe einer schnell hergestellten Leiter erstiegen; von diesem gelangte man mittelst einer kurzen Brücke zu einem zweiten Felsen und von da an das jenseitige Ufer. Auf

jeder gefährlichen Stelle ſaß Einer der Reiſegeſellſchaft, um den Trägern und Trägerinnen die Hand zu reichen und ihnen hinüber zu helfen. Nach dreiſtündiger, ſchwerer Arbeit waren wir alle ſammt dem Gepäck drüben. Aber damit war unſere Station, Tſchaſu, noch lange nicht erreicht; eine ſteile Wand erhob ſich vor uns, und als wir mit vieler Mühe zur Höhe hinauf gelangt waren, fanden wir uns wieder und wieder getäuſcht, indem wir bei jeder neuen Wendung des Weges das Dorf zu ſehen erwarteten.

Endlich erſchien es wie eine grüne Oaſe in der Felſenwüſte zu unſern Füßen. Welche Erquickung für das Auge und die müden Glieder.

Die letzte Strecke, die wir hinabſtiegen, war eine in den Stein gehauene, gut angelegte Treppe von vielen hundert Stufen. Am Ende derſelben begannen Aprikoſengärten, Weinlauben und ſchöne Wieſen. Die Viehherden kamen eben zum Dorf zurück, ein Anblick, den man ſelten im Gebirge hat.

Tſchaſu iſt ein Ort von etwa 40 Häuſern, eines der entlegenſten Dörfer, die wir betreten haben. Es hatte zierliche, hübſche Häuſer, von denen uns eines zum Nachtquartier überlaſſen wurde. Auf ſeinem platten Dache ſchlugen wir die Zelte auf, die Kulies nahmen den innern Raum in Beſitz. Die flachen Dächer der übrigen Häuſer zogen ſich terraſſenförmig wohl noch 100′ in das Thal hinab, wo die letzten zwiſchen den dichten Weinlauben verſteckt waren; auf vielen derſelben flatterten rothe und weiße Fahnen und Yackſchwänze an langen Stangen, und hölzerne, gelb, grau und weißgemalte Tſchochden ſtanden hie und da an den Wegen.

Es fehlte auch nicht an mancherlei Erquickung, Roſinen, Aprikoſen und friſche Milch wurden mehr gebracht, als wir verzehren konnten, und die Menge der chineſiſchen Waaren, die uns hier zum Kauf angeboten wurden, zeigte, daß ein ſehr lebhafter Verkehr mit Tübet ſtattfindet. Ein betretener Paß führt von hier hinüber. Auch die Tracht der Bewohner war der chineſiſchen äußerſt ähnlich, ſogar falſche Zöpfe kamen bei den Männern vor. Von den Waaren wurde ein ſchönes dunkelblaues Stück von chineſiſchem Seidenzeuge erhandelt nebſt zwei ſilbernen Tabackspfeifen. Auch waren recht hübſche ſilberne Schmuckſachen zu haben.

Sehr leid that es mir, daß wir uns nur ſo kurze Zeit hier aufhielten; denn es gab in dieſem abgelegenen Bachthale viel merkwürdige Pflanzen, die mir nachher nicht wieder unter die Augen gekommen ſind. Allein ſchon bei Tagesanbruch (am 3. Auguſt) wurde der Marſch wieder angetreten, weil wir eine lange Tagereiſe vor uns hatten.

Statt auf beſſere Wege zu gelangen, fanden wir uns leider, ſowie wir das Bächlein von Tſchaſu im Rücken hatten, wieder in der wilden nackten Felſeneinöde. Glatter, kahler Schieferfelſen, bald in großen Tafeln oder in Blöcken den Weg verſperrend, bald zerbröckelte und verwitterte lange Geröllſchurren bildend, war rundum das Einzige, was man erblickte; nur der graue, trockene Wermuth und hin und wieder eine verkrüppelte Kieſer zeigte, daß noch Pflanzen vorhanden waren. Dazu kam, daß der Weg, ohne irgend eine Ausſicht zu gewähren, ſteil bergan führt; ſelbſt den Ruskalongfluß konnte man nicht ſehen, obwohl wir ſeinem Laufe folgten, um wieder in das Thal des Sutledſch einzutreten; denn wir waren zu hoch an den Bergwänden, die den Fluß einſchließen, und ſeine Ufer zu ſteil und enge. Der Anblick des Sutledſch, den wir nach zweiſtündigem Marſche genoſſen, brachte wenig Abwechſelung in die traurige Gegend; denn ſeine gelbgrauen Wellen ſtrömten ohne den geringſten landſchaftlichen Reiz zwiſchen den geraden, kahlen Felſenufern dahin.

Das Einzige, was ſich wirklich ſchön zeigte und das Auge erfreute, war die prachtvolle Kette der Schneeberge, die wir an dem höchſten Punkte, bei welchem wir wieder in das Sutledſchthal einbogen, vor uns ausgebreitet ſahen.

Der Weg zog ſich in nordöſtlicher Richtung über dem Flußufer hin; wir waren etwa 1800′ höher als der Waſſerſpiegel deſſelben und ihm doch ſo nahe, daß man einen Stein hineinwerfen konnte. Bald verſchwanden die wenigen Spuren des Weges vollkommen; wir folgten ſchweigend dem Führer, der vorangehend die Fußtapfen eingrub und die haltbaren Stellen und feſten Steine herausſuchte. Oft mußte man, um glatte Felswände zu umgehen, einige 100′ hinabgleiten, oft ging der Weg über die äußerſten Zacken vorſpringender Klippen neben dem ſchroffen Abgrunde hin. An manchen Stellen war es nicht anders möglich fortzukommen als auf dem Bauche rut-

schend, während der Führer die Füße dirigirte und ein Anderer mit der Hand den Kragen festhielt. Die Alpenstöcke waren fast nutzlos, weil man beide Hände gebrauchte, um sich anzuklammern.

Schurrend und rutschend und jeden Stein prüfend, oder mit dem Stocke Löcher in die Felswand wühlend, die dem Fuße als sichere Stützpunkte dienen könnten, wenn der Vordermann mit einem raschen Sprunge die ganze Erdschicht, auf der der Weg fortlief, hinabgestoßen hatte, bewegten wir uns auf eine höchst unbequeme und langsame Art vorwärts, und der beständige Anblick in den offenen Abgrund, welcher bereit schien, uns mit dem hinabrollenden Steingerölle zu verschlingen, machte einen so erschöpfenden Eindruck, daß man auf jeder etwas sicheren Stelle ermattet sich niederließ. Doch die Sonnengluth trieb den Ruhenden bald wieder vorwärts, um aufs Neue dies gefährliche Spiel zu versuchen.

Am schlimmsten waren solche Stellen, an welchen man genöthigt war, über das Geröll hinabzuklettern, weil die von den Nachfolgenden losgetretenen Steine auf die Vorangehenden herabrollten.

Sechs lange Stunden ging der Weg so fort. Wie wir alle so glücklich über die bösen Stellen hinübergekommen sind, bei deren Erinnerung mich jetzt noch ein Schauer überläuft, wie endlich die Gepäckträger sie, ohne den Hals zu brechen, passirt haben, ist mir ein vollständiges Räthsel. Es war einer der beschwerlichsten Tage der ganzen Reise, dessen Gefahren ich nicht gern noch einmal durchmachen möchte.

Wir sahen unser Ziel eine geraume Zeit vor uns, doch zugleich auch die ganze Länge des Weges, der hier als ein weißer Strich in dem grauschwarzen Gestein wieder sichtbar wurde. Die anstrengende Seiltänzerarbeit war also noch fern von ihrer Beendigung. Doch war die letzte Strecke bei weitem weniger gefährlich; man schritt mit Resignation vorwärts, und so wurde eine Felsenecke, eine Krümmung des Flußbettes nach der andern zurückgelegt.

Ein scharfer Vorsprung von fast schwarzem Schieferfelsen, dessen Farbe und zerrissene Formen den chaotischen Charakter der Gegend noch vervollständigten, wurde mit Aufwand der letzten Kräfte erstiegen; denn die Mittagsonne brannte glühend und die Luft war schwül. Schwarze Gewitterwolken thürmten sich auf.

Zu unſerer Freude ſahen wir, daß die Nordoſtſeite des Paſſes etwas weniger wüſte und ſteil war. Dort wuchſen doch einige Gräſer und dürre Steppenpflanzen, und vor uns im Nordoſt lag die friſchgrüne Oaſe des Dorfes Pua, die zum Lagerplatz beſtimmt war, auf einem Hügel jenſeit eines kleinen Bachthals. Im Vordergrunde zeigte ſich Kora oder Kor am Ende einer kleinen Ebene, in welche der Nordoſtabhang des überſtiegenen Paſſes auslief. Die ganze Gegend zu unſeren Füßen ſchien ein zuſammenhängender Garten zu ſein; eine Menge Bäche durchrieſelten den mit Vegetation bedeckten Boden; hohe Mauern und Hecken bezeichneten die Grenze der Wüſte und umſchloſſen die fruchtbarſten Getreidefelder. Innerhalb zwei Stunden war die Pläne des Dorfes Kor erreicht, und von Müdigkeit überwältigt beſchloſſen wir hier in dieſem Paradieſe die Zelte aufſchlagen zu laſſen. Dichter Raſen und der Schatten uralter Aprikoſenbäume lud zum Niederſitzen ein. Man brauchte nur die Bäume anzurühren, um einen Ueberfluß der reifſten und ſüßeſten Früchte zu haben. Auch Milch und in der Aſche gebackene Kuchen brachten uns die Einwohner bald herbei. Schöne Schmetterlinge und andere Inſekten umſchwärmten die Blumenbeete an den Rändern der Bächlein, während ich oben keine Spur irgend eines lebenden Weſens, eines Vogels, einer Eidere oder irgend eines Inſektes geſehen hatte. Ihr Fang beſchäftigte mich, bis in der Dämmerung das Zelt herbeigeſchafft und in einem Garten in der Mitte der Aprikoſenbäume aufgeſchlagen und das Mittagsmahl bereitet war.

Bald waren wir von zahlreichen Bewohnern umringt, die ſich vollkommen nach tübetiſcher Art kleiden. Die Menge von Berufteinzierrathen und die fuchsrothe Farbe aller Kleidungsſtücke, die tübetiſche Leibfarbe, der allgemeine Gebrauch von Hoſen und Stiefeln auch bei den Frauen, der von hier an herrſchend blieb, zeigte den Einfluß tübetaniſcher Sitte. Die Männer tragen Klappmützen, Sandalen oder hohe Zeugſtiefel an den Füßen und einen breiten Gürtel um den rothen Rock, welcher das Meſſer und die Pfeife, einen Löffel und eine Menge anderer Kleinigkeiten enthält. Das Einzige, worin die Weiber ſich von ihnen in der Kleidung unterſcheiden, iſt der Mangel des Gürtels, und dann das in zahlloſe dünne Pflechten zertheilte

Haar, welches wie ein Netz über den Rücken herabfällt und mit Korallen, Bernstein, Muschelstückchen und silbernen Schellen durchflochten ist,

Die tatarische Physiognomie ist durchaus nicht im Uebermaaß vorherrschend, und wiewohl die Nase ein wenig breit ist und die Backenknochen stark vorspringen, so giebt es doch Gesichter, die sich überall als hübsche und ausdrucksvolle geltend machen würden. Der Wuchs ist schlank und stark dabei, ähnlich wie der der Bewohner der Gegend von Sangla im Baspathale.

Am Abend saß die ganze Bevölkerung, von nah und fern zusammengelaufen, in seltsamen Gruppen um unser Zelt her, schon zufrieden, daß es ihnen gestattet war, sich recht satt an dem neuen und ungewöhnlichen Besuche zu sehen. Wer dem Andern am wunderlichsten erschien, ob wir in unserem halbeuropäischen Kostüme, oder sie in dem dicken, steifen Wollenzeuge, von oben bis unten mit Schmuck und seltsamen Zierrathen behängt, ist schwer zu entscheiden. Die ganze Nacht hindurch waren unsere Wirthe wach und munter um ihre Feuer gelagert; es herrschte eine unaufhörliche Fröhlichkeit, unter Gelächter und Gesang brachten sie die Zeit hin.

So wie unser Einzug war auch der Abschied am 4. August ein Volksfest. Der Weg war von lustigen Frauen, Mädchen und Kindern belebt, und die männliche Bevölkerung gab uns das Geleite bis zum Flusse wohl anderthalb Stunden lang, und auch da verließen sie uns nur Einer nach dem Andern. Die Frauen blieben auf den Weinbergen oberhalb des Weges zurück und sangen mit klagender heller Stimme: „Tantun ne re ho!“ was „Glückliche Reise“ bedeuten soll. Noch lange hörten wir den freundlichen Wunsch, als wir die Sängerinnen aus den Augen verloren hatten.

Das Dorf Pua blieb uns zur Linken; es liegt nicht weit von Kora entfernt und die Weingärten beider Dörfer, die den tiefsten Theil des Thales einnehmen, berühren sich fast, so daß die ganze Landschaft bis zum Sutledsch wie ein Fruchtgarten erscheint.

Das Flußthal selbst, in welches wir nach zwei Stunden eintraten, verliert von hier an etwas von seinem wüsten, chaotischen Charakter. Die Uferwände sind weniger steil und hoch, die höheren

Bergkämme sind etwas weiter vom Flußbette abgerückt. Daher fand man schon ein wenig grünes Gesträuch, einzelne Kiefern und Wachholderbäume und selbst der graue Wermuth, die gewöhnliche Bekleidung des Gerölles, hatte eine etwas frischere Farbe.

Um an das linke Ufer überzusetzen, hatten wir die berühmte Brücke von Namtu zu passiren, die einzige auf dem ganzen Wege. Es soll überhaupt nur drei Brücken im obern Kunaur über den wüthenden Strom geben. Diese hat ihren Namen von dem Orte gleiches Namens, der aber keinesweges in der Nähe liegt. Sie ist von starken behauenen Balken gebaut, die gewiß 6—7 Tagemärsche weit hergeholt werden mußten. Wenn man dies bedenkt, so ist sie wirklich ein bewunderungswürdiges Werk, und das Verdienst der Chinesen, welche viel Geld dazu gegeben haben, lobend anzuerkennen. Ihre Länge beträgt 82 Schritt. Sieben neben einanderliegende Balken ohne Geländer bilden den mitteren Theil, der etwa 70—80′ über dem Flusse schwebt. Wie alle Brücken im Himalayah, auch die kleineren, wegen der Anschwellung des Stromwassers im Frühjahr sehr hoch angelegt sind, so war auch diese zwischen ein paar ziemlich roh, aber sehr fest gebauten Brückenköpfen eingeklemmt. Man gelangt auf steilen Treppenwegen zu ihr hinab. Auf der vorragenden Klippe sind mehrere Lagen starker Balken mit ihrem unteren Ende in die Mauerwand schräg eingesetzt, so daß sie frei über den Fluß hinausragen. Auf dem Ende der obersten und längsten derselben sind die eigentlichen Brückenbalken lose aufgelegt und ruhen mit ihrem andern Ende auf einem ähnlichen Unterbau am entgegengesetzten Ufer. Die einfachste Art, eine Brücke herzustellen, die dem Zweck vollkommen entspricht und für Fußgänger einen sichern Uebergang gewährt. Nur in der Mitte muß man sich bei dem starken Schwanken der langen Balken etwas in Acht nehmen.

Am linken Ufer ging es anfangs durch Kieselgeröll weiter, welches aber bald dem Thonschiefer wieder Platz macht; der Boden war hier von zahlreichen Bächen durchschnitten, die nicht wie die früheren als Wasserfälle hinabstürzten, sondern am flachen Abhange den Boden durch ihre Feuchtigkeit befruchteten. Schön blühende Gewächse umgeben diese Bachgerinne, Astern, Glockenblumen, und eine Art

Geißblatt; der Wachholder bildet hohes Gesträuch und hin und wieder baumartige Stämme.

Nach vier Stunden erreichten wir auf ziemlich gebahnten Pfaden ein tiefes Bachthal, welches in das Thal des Sutledsch eine etwa 2000 Schritt breite Bucht einschnitt. Diese zu umgehen erstiegen wir die Seitenwand des Bergkammes und traten unmittelbar dahinter in das Gebiet des Dorfes Dubling ein. Der Ort ist nicht mit Dabling zu verwechseln, welches weiter südwestlich liegt. Es schien eine der reichsten Gegenden in diesem unfruchtbaren Steinlande zu sein.

Die Waizenfelder beschäftigten eben die ganze weibliche Bevölkerung. Auch Erbsen, Hirse, drei verschiedene Arten Gerste und eine äußerst wohlschmeckende kleine Steckrübe, die sie Njumah nennen, werden hier gebaut. Der größte Reichthum besteht jedoch in den Aprikosen. Sie hatten deren so viele, daß die platten Dächer dafür keinen Raum mehr boten und die abgeerndteten Felder als Aufbewahrungsort dienen mußten. Alle Wege und Stege waren schlüpfrig von den zertretenen Früchten.

Als wir in das Dorf eintraten, waren alle Einwohner, besonders eine Menge Frauen und Kinder versammelt und empfingen uns mit lautem Geschrei. Es ist das lustigste Volk, was ich je gesehen habe, freundlich, zutraulich und geschwätzig, ohne durch zu große Zudringlichkeit lästig zu werden, wie die chinesischen Tübetaner. Doch ließen sie es sich nicht nehmen, unsere Kleidungsstücke und Taschen und unsere Geräthe nach allen Seiten zu untersuchen, und brachen bei jeder neuen Entdeckung in ein schallendes Gelächter aus. Ich hatte dabei Gelegenheit manche der hübscheren Frauen mit ihren Kindern zu zeichnen. Da sie sahen, daß ich etwas Geld für das Stillsitzen gab, drängten sich alle herzu, obgleich sie anfangs das unbekannte Vorhaben mit einiger Aengstlichkeit erfüllte.

Die Tracht war äußerst seltsam; weite Pumphosen von dem fuchsrothen Wollenzeug, welches sie selbst weben, bilden das Hauptstück der Bekleidung. Eine Masse Bernstein (Poschu), Glaskorallen und Amulete, in zahlreichen Schnüren um den Hals, über Brust und Rücken herabhängend, fehlte bei keiner der Frauen; ebenso unerläßlich

ſchienen die geleimten Flechten des Haares, die zu vierzig oder funfzig auf den Rücken herabfielen, während bei den Männern ein langer Zopf von eignem Haar oder brauner Wolle die Rückſeite zierte. Die Kinder und jungen Leute laufen meiſtens ohne dieſen Schmuck.

Die Frauen zeichnen ſich alle durch eine ungemein ſanfte Stimme aus, zu der das viereckige, breite Geſicht oft ſchlecht paßt. Der Geſang iſt melodiſch, auch die Sprache klingt viel weicher als der Miltſchandialekt im untern Kunauer und der wirklich harte Dialekt von Sungnum, Tebarskad genannt; denn es wird hier ſchon Bhutia geſprochen, welches dem Tübetiſchen ſehr ähnlich iſt.

Während ich mit Zeichnen eifrig beſchäftigt war, hatte ſich der Haufen immer näher zu mir herangedrängt, und als ich mich erhob, fehlte mir mein letztes, ſeidenes Taſchentuch. Es that mir leid um der Freundlichkeit der Leute willen, daß ich mich in ihrer Ehrlichkeit getäuſcht fand; aber die Luſt zu ſtehlen ſcheint ein Hauptzug im Charakter der mongoliſchen Völkerſchaften zu ſein. Im hohen Gebirge des untern Kunauer kann man ohne Furcht Alles offen liegen und ſtehen laſſen, wenn man der Treue der eigenen Diener gewiß iſt.

Wir machten am Abend einen Spaziergang durch die Felder. Ueberall wurden uns von den Leuten die reifſten und ſchönſten Aprikoſen ausgeſucht und dargeboten. Die Häuſer, in welche wir ohne alle Schwierigkeit Eintritt erhielten, ſind meiſtens mit einem durch eine Mauer eingeſchloſſenen Hofraum verſehen. In dieſem waren die fleißigen Leute mit Erndtearbeiten beſchäftigt, bei denen ſie oft wunderliche Ceremonien verrichten. Ich ſah zwei Frauen in einem Hofe den Waizen reinigen, weil der Wind gerade günſtig war. Eine Räucherpfanne ſtand daneben und jedes Mal, wenn ein Sieb voll ausgeſchwungen war, gingen ſie um dieſelbe drei Mal im Kreiſe umher, ſtreuten Cypreſſenblätter darauf und weheten mit einem großen Büſchel von Cypreſſenzweigen darüber hin. Dann begann die Arbeit von Neuem.

Die Häuſer ruhen auf ſteinernen Unterlagen und man ſteigt auf einem Staffelbaum zur niedrigen Thüe hinan. Hier tritt man in ein großes Zimmer; den übrigen Raum des untern Stockwerks nehmen

die Viehſtälle ein. Die ganze Familie, wenn ſie nicht auf dem Dache beſchäftigt iſt, findet ſich gewöhnlich in dieſem Zimmer beiſammen, auf Brettern ſitzend. Die Weiber ſpinnen oder ſpulen die Wolle für den Webſtuhl, der nebſt einer Handmühle, einigen hölzernen Näpfen und irdenem Geſchirre das einzige Geräthſchaft des Zimmers bildet. Die unbeſchäftigten Hausgenoſſen rauchen Tabak. An der einen Wand dieſes Zimmers befinden ſich die Eingänge zu den dunklen Löchern, die als Schlafkammern dienen. Leider ſcheinen die guten Leute von Reinlichkeit keinen Begriff zu haben. Ich konnte es nicht laſſen, ein allerliebſtes, ſchwarzäugiges Kindchen zum Bach zu führen und ihm das Geſicht abzuwaſchen, was eine allgemeine Heiterkeit und Gelächter erregte. Die kleinen Geſchenke von Stecknadeln und Glasperlen, deren ich ganze Packete bei mir führte, wurden mit großem Jubel von Alt und Jung aufgenommen.

Ein oder mehrere Bäume mit eingehauenen Stufen führen zum oberen Stockwerk oder auch unmittelbar auf das Dach. Das erſtere enthält die Vorrathskammern für das Korn und die getrockneten Hülſenfrüchte.

Wir durchſtreiften die Häuſer von unten bis zum Dache, ohne daß die Leute ſich darum ſonderlich kümmerten; ſie lachten höchſtens über unſere Neugier, und es that mir wirklich wohl, daß man hier nicht mehr wie ein wildes Thier angeſehen wurde, deſſen unreine Berührung die Wohnung beſudele und unbewohnbar mache, wie das im flachen Indien der Fall iſt. Der kriechende Hindu der Ebene und in dem niedrigen Gebirge, der die gröbſte Mißhandlung ſchweigend duldet, ſagt, wenn man ſeinem Hauſe zu nahe kommt, ganz unverhohlen, wie wohl mit tief gebeugtem Kopfe und gefalteten Händen: „Fürſt, (Maharadja) Herr, Du wirſt Deines Sclaven Haus beſudeln, habe die Güte, Dich fortzubegeben.“

Bei unſerer Rückkehr fanden wir das Zelt, welches auf einem von Jasminhecken eingefaßten Ackerfelde aufgeſchlagen war, mit Blumen ausgeſchmückt; eine Menge Kinder, mit großen Bouquets beladen, die ſie für uns geſammelt hatten, ſtanden wartend da. Auch allerlei Früchte, Johannisbeeren und eine Art Judenkirſchen (Munjili), von angenehmen ſäuerlichen Geſchmack, wurden uns in großer Menge

zugetragen. Andere Kinder waren beſchäftigt unſere Köche mit Holz zu verſorgen, ohne daß ſie auf Belohnung für ihre Dienſtfertigkeit Anſpruch gemacht hätten.

Der ganze Ort beſteht aus etwa 20 Häuſern von einfacher aber zweckmäßiger Bauart. Viele lange Steinwälle von aufgehäuften Steintafeln mit Lamainſchriften und gut gehaltene Tſchochden im Dorfe bezeugten die Frömmigkeit der Bewohner. Neben den letztern fand ich kleine Kuchen von braunem Mehle liegen, in welche ein Kreis von angebrannten kleinen Stöckchen geſteckt war. Körner von allen verſchiedenen Getreidearten waren dazwiſchen geſtreut, welches gewiß eine religiöſe Beziehung hatte und vielleicht eine Art Opfer ſein ſollte.

Der Sutledſch war von Dubling aus nicht ſichtbar; wir erblickten ihn erſt wieder am folgenden Tage (den 5. Auguſt), als wir die Aprikoſenhaine und den Wieſengrund des Dorfes verlaſſen hatten. Nahe an unſerem Wege lag der Ort Dabling, in den ſich der Namensähnlichkeit wegen am Tage vorher ein Theil unſerer Kulies verirrt hatte; denn Dubling und Dabling klingt bei der undeutlichen Ausſprache ganz gleich. Hier lagen Mannehpaddeha's von einer Ausdehnung, wie ſie mir bisher noch nicht vorgekommen waren; einer derſelben war 500 Schritte lang und 6′ breit, obenauf ganz mit wohlgemeißelten Schiefertafeln belegt, von denen einige die gewöhnlichen Inſchriften in weißen Buchſtaben auf rothem oder gelbem Grunde enthielten.

Wir wanderten dicht am Ufer des Sutledſch hin, deſſen Waſſer dunkel grünlichgelb gefärbt war. Hier fing der Granit wieder an in einzelnen Brocken aufzutreten; die gegenüberliegende Wand des Flußthals war anfangs noch Schiefer; aber nach und nach bekam der Granit auch dort das Uebergewicht und wurde anſtehendes Geſtein, mit grauem Gneuß gemengt, den viele blaue Zeolithſtrahlen durchſetzten.

Das jenſeitige Ufer war eine faſt ſenkrechte, 1000′ hohe Wand von grauem Granit mit vielen 4—6′ dicken Adern von Quarz durchzogen, die ſich in allen Richtungen durchkreuzten. Jedes kleine Schneebächlein, von den höheren Kuppen herabriefelnd, ſtürzte ſich als Kaskade in einem Abſatze von den ſchroffen Felſen in den dunkelgefärbten Strom.

Wir ſtiegen etwa 800′ über den Spiegel des Sutledſch, ehe wir die Weinlauben und Aprikoſengärten des Dörfleins Kab erblickten. Das Gerücht unſerer Ankunft hatte ſich ſchon dorthin verbreitet. Man hatte uns als Rieſen mit langen, ſchwarzen Bärten geſchildert. Die Einwohner ſtanden daher ſchon erwartungsvoll vor dem Eingange des Dorfes, viele Weiber in der rothen, chineſiſchen Tracht darunter. Sie waren mit tauſenderlei Zierrathen behängt; Bernſtein und Schankmuſcheln, auch Lapis Lazuli, Türkiſe (Djugate) und Opale (Njaptſchi) dienten als Schmuck. Viele Halsbänder beſtanden aus achatähnlichen, buntem Glaſe, welches aus Tübet eingeführt wird. Wir wurden wieder mit Aprikoſen und Khatai bewirthet, auch Blumenſträuße von gelben und rothen Flos africanus und gefüllten Stockroſen wurden uns aufgedrungen.

Das Dorf liegt auf einer ſcharf vorſpringenden Felſenecke, wo der tübetiſche Strom Li ſich mit dem Sutledſch, der hier Guhé genannt wird, vereinigt. Eine Frau führte uns durch ihr Gehöfte zu einer Stelle, von wo man den Zuſammenfluß beider Ströme etwas näher ſehen konnte. Beide drängen ſich brauſend zwiſchen den ſteilen, grauen Felſenwänden hindurch und bilden beim Zuſammenſtoße furchtbare Wirbel. Doch kann man noch weithin die verſchiedene Färbung des Waſſers, die gelbgrüne des Guhé und die graublaue des Li unterſcheiden. Das Felſenbett des letzteren ſcheint eben ſo zerriſſen und noch öder als das des Guhé zu ſein.

Hinaufſteigend kamen wir durch Waizen- und Phaparfelder zu einem Hain von großen, alten Neozakieſern, unter denen ein heil'ger Platz war, durch Lamainſchriften und roth gemalte Flecke an den Felsblöcken bezeichnet. Hier wurden wir auf's Neue von alten, weißbärtigen Lamas feierlich begrüßt und mit Blumen, Früchten und Tabak beſchenkt, für welche Gaſtfreundſchaft allerdings nachher eine Entſchädigung gefordert wurde. Abends waren wir bei dem Dorfe Namdja und ſchlugen dort auf einer Ackerterraſſe, durch ein Bachthälchen vom Dorf getrennt, unſer Lager auf. Dicht daneben waren auf einem der Felder die Bewohner mit dem Beſtellen des Ackers beſchäftigt. Der hölzerne Pflug wird von Yackochſen gezogen, die ein Mann an der Naſe führt; ein anderer regiert den Pflug. Die Weiber und Kinder

hacken den gepflügten Boden unter Gesang noch einmal um. Der Yackochse, meist schwarz von Farbe, ist hier das gewöhnliche Hausthier. Die zum Pflügen gebrauchten sind häßlich und kurzbeinig, halten den Kopf tief gesenkt, und der schöne Behang des langen Seidenhaares unter dem Leibe fehlt ihnen fast ganz, eben so wie der buschige Schwanz, den die gewinnsüchtigen Eigenthümer abzuhauen pflegen, um ihn zu verkaufen. Die zum Reiten gebrauchten Yackochsen sind bei Weitem schöner; sie haben einen stattlichen Buckel, starken seidenartigen Behang, der fast bis zur Erde reicht, gewundene Hörner und tragen den Kopf hoch.

Von Namdja aus glückte es uns, die Grenze Tübets zu überschreiten; da ich jedoch von dieser Expedition schon berichtet habe, so schließe ich diesen Brief, den ich leider in großer Eile habe schreiben müssen. Wenigstens wirst Du ungefähr die Art im Himalayah zu reisen daraus ersehen und Dir von der einen oder anderen Gegend, über die sonst eben nicht viel bekannt ist, ein Bild machen können. — —

Zwölfter Brief.

Ramdja. — Yackochsen. — Oede Gegend am Sutledsch. — Grenze Tübet's. — Aussicht vom Passe. — Schipki. — Die Tübeter. — Tübetische Aerzte. — Kjok. — Bewohner des Dorfes — Rückkehr. — Sangho über den Sutledsch. — Rako. — Tempel. — Götzenbilder. — Lio. — Hang. — Sungnum. — Gesang. — Thal des Ruskaiong. — Salzhandel. — Tschini. — Mirn. — Bienenstöcke. — Urni. — Tschigaon. — Häuser des Dorfes. — Die Wangtubrücke. — Schöner Wald — Tranda. — Vegetation des Sutledschthales. — Seran. — Badeplatz. — Besuch des Rajah von Bissahir. — Gegenbesuch. — Gura. — Sommerhaus des Rajah. — Rampur. — Kotghur. — Die Missionäre. — Nagkanda. — Simlah. — Bewohner von Simlah. — Der Corso. — Zahlreiche Dienerschaft. — Hôtel. — Ansicht der Stadt. — Maskenball. — Kirche. — Fête champêtre. — Abreise.

Simlah, den 23. Sept. 1845.

Nach vielfach wiederholten Versuchen gelang es Sr. Königl. Hoheit endlich am 6. August über die Grenze Tübets zu kommen und, zwar nicht an der Stelle, welche zuerst dazu ausgewählt war, aber doch an einem höchst interessanten Punkte, in das chinesische Gebiet einzudringen.

Vier stämmige Yackochsen standen bereit uns auf ihren wolligen Rücken aufsitzen zu lassen, die Lastschaafe waren gesattelt und bepackt, und eine fröhliche Schaar rothbehos'ter Frauen und Mädchen tummelte sich unter unaufhörlichem Gelächter und Gesang mit dem übrigen Theil des Gepäcks umher. Die Männer tragen an der Grenze und in Tübet nur gezwungen, so wie sie den Weibern auch die Last des Ackerbaues und der häuslichen Geschäfte überlassen. Es kostete Mühe,

ehe wir auf den mit unſeren Marinaros ſtatt der Sättel verſehenen Reitochſen feſten Sitz gewonnen hatten; denn ſie ſind ſehr ſcheu, drehen den Kopf beſtändig, als ob ſie ſtoßen wollten, und ſchlagen mit den Hinterfüßen. Gegen halb 10 Uhr ſetzten wir uns in Marſch und kehrten den Aprikoſenwäldern von Namdja und zugleich der letzten Oaſe in der Geröll- und Steinwüſte des Sutledſchthales den Rücken.

Der Weg, welcher von fern höchſt gefährlich erſchien, war für die breitfüßigen Ochſen, denen das weiße Seidenhaar des Bauchs und der buſchige Schwanz bis auf die Erde herabhängt, hinreichend eben und feſt; allein er wurde bald ſo ſteil, daß die armen Thiere auf eine höchſt melancholiſche Weiſe zu ſtöhnen und zu grunzen anfingen, und dieſe unterirdiſche Muſik ſteigerte ſich bis zu einem ſo heftigen Röcheln, daß uns dies mehr als der unbequeme Sitz auf dem ungeſattelten Rücken der Thiere ſchon nach der erſten halben Stunde zum Abſteigen veranlaßte.

Schauerlich, aber impoſant iſt der Anblick der ſteilen, rauhen Felſenmaſſen von bröckligem Schiefer, zwiſchen denen der tobende, tübetiſche Strom ſeine dunkelgelben Wellen hindurch wälzt. Kein Strauch, kein grünes Kraut erfreut das Auge; ſo weit man ſehen kann, nur zertrümmerter oder in ſtarren Klippen emporragender Felſen, der nach unten jäh ſich abſenkt, nach oben, wenn der Nebel dem Blick geſtattet die ſchwindelnden Höhen zu erreichen, in Bergſpitzen und hohe Zacken ausläuft, die mit ewigem Schnee gekrönt ſind.

An den gelbgrauen Geröllwänden windet ſich der ſchmale Pfad in einer Höhe von 500—800′ über dem Flußbette, häufig durch vom Waſſer tief eingeriſſene Schluchten unterbrochen, die große Umwege nöthig machen, mehrere Stunden lang fort. An den eben nicht zahlreichen Bächen gab es intereſſante Pflanzen in Menge; auch die Schneeregion wird von einem grünen Gürtel umzogen, doch hat leider die Vegetation außer dem Bereiche des Schneewaſſers ſogleich wieder ein Ende, und es bleiben nur der trockene Wermuth und verkrüppelte Cypreſſen.

Wir ſtiegen höher und höher; plötzlich war der Weg durch eine ſenkrecht abfallende Schlucht unterbrochen, die der Bach Kupsung (Upsung) in die Uferwand eingeriſſen hat. Eine Treppe von in den

Felsen gehauenen Stufen führte steil 400 bis 500′ hinunter, ein Weg, der besonders den Yackochsen sehr beschwerlich schien. Der Bach, welcher in schönen Wasserfällen zum Sutledsch hinabfloß, hatte trinkbares Wasser, was erwähnt zu werden verdient, da wir nur zweimal noch auf dieser Tour genießbares Wasser fanden. Unten an seinen Ufern lagerte eine Heerde tübetischer Lastschaafe und Ziegen mit Kaschmirwolle (Lena) und Shawlwolle (Uhn) beladen, welche in Quersäcke verpackt war. Wir befanden uns hier auf der großen Straße, die von Ladak durch Tübet geht.

Den langen Zug unserer Gepäckträgerinnen sahen wir eben die steile Treppe hinabsteigen, als wir auf der jenseitigen Höhe angelangt waren. Es fand sich hier eine Pflanze nach der anderen wieder an, zuerst stachlichte Steppenpflanzen, dann aber auch Rosen, Weiderich und Gentianen; denn wir näherten uns im steten Berganſteigen immer mehr der Schneeregion und dem Passe, welcher die Grenze des himmlischen Reiches bildet. Der Thonschiefer, welcher bis dahin uns begleitet hatte, hörte hier ganz auf und machte einem gelben Granit Platz, welcher in großen Blöcken den Gipfel des Passes bildete. Ein weites Feld von stachlichten Ginsterbüschen bedeckte dazwischen den Boden.

Von einem großen Granitblock herab hatten wir hier den ersten freien Blick in die tübetische Ebene. Vor unsern Augen lag eine unabsehbare Folge von Gebirgsreihen, die weitere immer niedriger als die vorhergehende, bis sich zuletzt ein weiter Horizont, der sich hier zum ersten Mal seit langer Zeit als gerade Linie zeigte, an die unendlichen Hügelreihen anschloß, die Hochebene von Tübet.

Die schroffe Gestalt der Uferwände des Sutledsch verlor sich, sanftgeneigte Hügel schlossen den Strom ein, aber eben so kahl und einfarbig grau, wie diejenigen, welche wir zuletzt durchwandert hatten. Nur in den Thaleinsenkungen sah man hie und da grüne Oasen von frischen Waizenfeldern und flachgedeckte Häusergruppen von Aprikosenbäumen umgeben. Wald war nirgend zu erblicken, so weit das Auge reichte, und doch sahen diese kahlen, wüsten Hügelreihen reizend schön aus, mochte es von dem Einfluß der prachtvollen Beleuchtung, oder von dem Geheimnißvollen und Unbekannten, was sich hinter ihnen zu bergen schien, und dem Gedanken, an der Grenze des chinesischen Reiches

zu stehen, herrühren. Unsern Rastplatz, den Grenzort Schipki, konnten wir nicht wahrnehmen, aber 3 oder 4 entferntere Dörfer und einen sich über die kahlen Bergrücken hinschlängelnden Weg, der in das Innere des geheimnißvollen Landes führte, konnte man deutlich unterscheiden und weithin verfolgen, leider nur mit den Augen. Wie beneidete ich die Lämmergeier um ihren Flug, welche hoch über uns schwebend ihre Kreise in der Luft zogen.

Zur linken Hand thürmte sich der majestätische Purgeul auf, der mit seinen tausend spitzen Kegelzacken einem riesigen Termitenhausen gleicht. Frischer Schnee bedeckte seine größere Hälfte.

Auf einem sanft absteigenden Zickzackwege durch hohe Ginsterbüsche, welche eine Menge Rebhühner und kleine Berghaasen (Lagomys) beherbergten, zogen wir hinab und gelangten in zwei Stunden nach Schipki. Nur die letzte Strecke war ermüdend steil.

Das Dorf, im Halbkreise um ein Bachthal gebaut, liegt mitten im Aprikosenwalde und dem frischen Grün seiner reichen Felder, welche vermöge der künstlichen Bewässerung eine zweifache, jährliche Erndte bringen; es besteht aus 20 bis 30 Häusern, von denen viele sehr verfallen sind, und liegt etwa 200′ über dem Flusse, den sie hier Lüng nennen, doch schienen sie den Namen nicht gern auszusprechen.

Man hatte uns viel von der Unhöflichkeit der Tübetaner erzählt; indessen begegnete uns nichts, was diese Angabe bestätigt hätte. Man ließ uns ruhig gewähren, als wir unser Zelt auf dem Dache eines einstöckigen, unbewohnten Hauses aufschlugen; die zopftragenden, rothröckigen Gestalten drängten sich nur neugierig an uns heran und sahen lächelnd unserm Beginnen zu. Sie rauchten dabei aus ihren kleinen, silbernen Pfeifen oder drehten ihre Gebetrollen; andere untersuchten kopfschüttelnd das Zeug unserer Kleider, die Knöpfe, Messer und Geräthschaften, kurz Alles, was wir um und an uns hatten, mit der größten Aufmerksamkeit, und die Weiber in demselben rothen Kostüme mit bunten Steinen, Messing und Bernstein behängt, standen ein wenig ferner und lachten unmäßig.

Obgleich es Mandat des Kaisers ist, Fremden keine Lebensmittel verabfolgen zu lassen bei Strafe des Bauchaufschneidens, brachte man uns doch Milch und Aprikosen, so viel wir verlangten. Allmä-

lig kam das ganze Dorf, Weiber und Kinder heran, um die fremden, neuen Gestalten zu besehen und zu belachen. Die Männer sind groß und schön gewachsen und haben mitunter angenehme Züge. Den meisten sieht man jedoch die tatarische Abstammung an den breiten Backenknochen und schief liegenden Augen an. Der Unterschied der nördlichen Bissahirbevölkerung und der tübetischen ist durchaus unbedeutend; beide haben dieselben Gesichtszüge, dieselbe Tracht und dieselben Sitten, nur daß die Bissahirleute freundlich, lustig und dabei bescheiden sind, die Tübetaner dagegen das unverschämteste, schmutzigste und gemeinste Gesindel, was es auf der Welt giebt. Sie schachern wie die Juden und betrügen, wo es gehen will.

Die Tracht besteht in rothwollenen Kastan's, Hosen und hohen Zeugstiefeln von bunten Flicken bei beiden Geschlechtern; nur tragen die Frauen die Beinkleider etwas länger und ihre von Fett glänzenden, schwarzen Zöpfe hängen in viele Stränge vertheilt über den Rücken herab, durch zahllose Muscheln, Bernsteinstücke und Achatsteine, die aus Glas nachgemacht sind, an einander gehalten. Um den Hals tragen sie außerdem noch 10 bis 20 Schnüre von Bernsteinstücken, falschen Steinen, Lapis Lazuli und Türkisen von großer Schönheit, die Amulete nicht mitgerechnet. Die Männer begnügen sich mit einem Zopf, der aber, um recht lang und stark zu erscheinen, mit Schaafwolle durchflochten wird.

Unter den zahlreichen Honoratioren des Ortes, die ohne die geringste Scheu sich in unsere Zelte hineindrängten, befanden sich auch zwei Aerzte, ein älterer und ein jüngerer. Sie erklärten, daß sie sehr wünschten meine Bekanntschaft zu machen und der ältere berührte zur Begrüßung mit beiden zugespitzten Händen meine Stirn. Die Unterhaltung war natürlich sehr einsilbig, da weder unser Interpret noch einer von der Bedienung tübetisch sprechen konnte. Ich erfuhr nur so viel, daß die Leute sehr unwissend und gleichsam nur durch Inspiration Aerzte waren. Der eine zeigte mir sein chirurgisches Besteck, welches an seinem Gürtel hing, ein längliches eisernes Futteral mit einem Schubkästchen, schön mit Messing ausgelegt. Es befand sich darin eine Anzahl Lanzetten oder vielmehr Flieten, auf welche mit einem Hammer geklopft wird, um die Ader damit zu öffnen, und

verſchiedene roh gearbeitete Meſſer von Eiſen nebſt einem Raſiermeſſer. Er wünſchte ſehr ſeine Inſtrumente gegen die meinigen umzutauſchen, und der Sonderbarkeit wegen gab ich ihm eine von meinen Lanzetten gegen zwei ſeiner Flieten. Sehr ſtolz ging er damit von dannen.

Als wir in Erfahrung gebracht hatten, daß kein chineſiſcher Beamter im Auftrage des Kaiſers hier ſei, um uns zurückzuweiſen, verſuchten wir am folgenden Tage weiter in das Land vorzudringen.

Wir durchkreuzten mehrere der Hügelvorſprünge, um das nächſte Bachthal mit dem Dorfe darin zu erreichen; denn wo kein Waſſer iſt, findet man nur dürres Schiefergeröll mit Diſteln, ſtachlichtem Traganthe, Ginſterbüſchen und Steppengräſern kümmerlich bewachſen. Alle Dörfer liegen einige 100′ hoch über dem Sutledſch.

Innerhalb drei Stunden erreichten wir das nächſte Dorf Kjok, was vor langer Zeit einmal ein Europäer beſucht hat; lachende Felder und ſchwerbeladene Aprikoſenbäume umgaben auch hier den nett gebauten Ort. Auf den platten Dächern ſahen wir die Weiber beſchäftigt mit Dreſchflegeln, den bei uns in Deutſchland gebräuchlichen ganz ähnlich geformt, Waizen auszudreſchen. Im Kunauer und Baſpathale bediente man ſich zum Dreſchen der Pferde oder der Ochſen, die über die Getreidebündel hingetrieben werden. Weit ausgedehnte Reihen von den gebräuchlichen mit Lamainſchrift verſehenen Steinplatten lagen ſchon oberhalb des Bachthals; dann ſtieg man etwa 400′ ſteil bergab zu den Terraſſenfeldern des Dorfes, die voll junger, grüner Gerſte (Njong) und gelben Waizen (Jaong) ſtanden, welcher zum Theil ſchon geſchnitten war. Ueber dem Quarzfelſen der Uferwand zeigte ſich eine ſtarke Schicht von ſehr ſchönem Eiſenſtein (Glaskopf), welcher aber wegen Holzmangel nicht benutzt werden kann.

Ich war der erſte der Geſellſchaft, der das Dorf ſelbſt, das aus etwa 30 zerſtreut liegenden Häuſern beſteht, erreichte. Unter einem breitwipfligen Aprikoſenbaume ſuchte ich Schatten vor der drückenden Sonnenhitze; aber kaum hatte ich mich dort zur Ruhe niedergelaſſen, ſo fanden auch die neugierigen Dorfbewohner meinen Zufluchtsort auf und kamen in Schaaren heran, die ſeltene Erſcheinung eines Europäers in Augenſchein zu nehmen, Weiber in Hoſen und Zeugſtiefeln mit Filzſtulpen, Männer im rothen oder weißen Baku mit

breitem Wollgürtel, die Dorfälteſten ihre ſilbernen Tabakspfeifen rauchend. Ein paar alte Lamas (Prieſter) erklärten den Uebrigen meine Abſtammung und mein Vaterland. Mit großer Aufmerkſamkeit und Zudringlichkeit wurden meine Kleider, meine Taſchen, meine Pflanzenmappe und Inſektenſchachteln gemuſtert; es fehlte wenig, daß ſie mir das Zeug vom Leibe riſſen. Dabei ſchmerzt es mich zu ſagen, daß das ſchöne Geſchlecht ſich am unverſchämteſten bei dieſer Muſterung zeigte.

Unterdeſſen war auch der Prinz mit ſeinen Begleitern herzugekommen, und das Beſehen und Unterſuchen fing von Neuem an. Als ſie ſahen, daß wir kaufluſtig waren, wurde eine Menge ſonderbarer Waaren herbeigetragen, Zierrathe, Halsbänder, Pfeifen, für welche ſie enorme Preiſe forderten. Jeder trägt einen Löffel von Meſſing, eine Zundertaſche und eine von Wolle gewirkte Steinſchleuder am Gürtel; die Frauen führen außerdem noch eine kleine, meſſingene Zange, um die Haare am Kinn auszurupfen, und viele andere räthſelhafte Inſtrumente bei ſich.

So gern ſie ihre Habe für Geld losſchlugen, ſo eiferſüchtig waren ſie in anderer Hinſicht; geſammelte Proben von Getreidearten und Sämereien wurden mir heimlich aus den Taſchen entwendet und die Namen von Fluß und Dorf konnte ich nur unter der Bedingung erfahren, daß ich es nicht niederſchreiben wollte. Einer der Dorfälteſten, ein alter, hübſcher Mann mit verſchmitztem Geſichte, den ich verſuchte zu zeichnen, wollte mein Zeichenbuch mir mit Gewalt entreißen, und als dies nicht gelang, fiel er unter dem Zeichen der größten Angſt vor mir auf die Knie und faßte mich beim Bart.

Es war dies das einzige Mittel, welches ich bei dieſer Gelegenheit entdeckte, die ungebetenen Gäſte aus dem Zelte zu entfernen, wenn ſie zu unbequem wurden, daß ich mich ſtellte, als ob ich ſie zeichnete; ſie entflohen ſogleich Hals über Kopf wie vom böſen Geiſt getrieben. Doch gelang es mir deſſen ungeachtet einige Koſtüme zu ſammeln.

Die Geſichter waren zum großen Theil von abſchreckender Häßlichkeit mit tief eingedrücktem Naſenrücken und kaum vorſtehender Stumpfnaſe, und einem großen, offen ſtehenden Munde.

Am häßlichſten und ſchmutzigſten waren die Weiber, von denen

viele mit der Spindel Wolle ſpannen, ohne jedoch den Napf dabei zu gebrauchen wie die Frauen in Nako und Lio.

Wir kehrten nach Schipki zurück begleitet von zweien der Einwohner, welche mir unterwegs mittheilten, daß die beſchriebenen Steinplatten von den Leuten im Dorfe bezahlt würden, daß bei feierlichen Gelegenheiten die Familienoberhäupter viele derſelben machen ließen und der Lama allein dieſelben einzugraben verſtände. Es war auch hier die Inſchrift „Om man neh pa deh hung“ unverändert dieſelbe, zuweilen auf einer Tafel mehrfach wiederholt.

Die Nacht in Schipki gehörte nicht zu den angenehmſten; bis in die Nacht hinein wurde man fortwährend durch die dreiſt in das Zelt eindringenden Tübeter geſtört, die noch etwas zu verkaufen hatten. Außer ihnen wurden die Mücken und andere Inſekten höchſt läſtig und ließen wenig zum Schlafen kommen.

Um 9 Uhr des folgenden Morgens (den 8. Auguſt) erſtiegen wir wieder die Paßhöhe in 2½ Stunde und erreichten Abends Namdja. Als ich dort allein im Zelt ſaß, erſchien eine Schaar Lamas und ſtimmten einen feierlichen Geſang an. Zuerſt begann einer mit abwechſelnd fallender und ſteigender Stimme eine Art Epilog herzuſagen; dann fiel der ganze Chor mit angenehmen Stimmen ziemlich hoch in lang gehaltenen Tönen ein. Der Geſang erinnerte an die Kirchenlieder mit dem Amen der Chorknaben und machte ſammt den wunderlichen Geſtalten in ihren abenteuerlichen, rothen Mänteln und rothen Mützen mit dem gelben Lamazeichen einen höchſt feierlichen Eindruck.

Von Namdja aus gingen wir zu dem Sutledſch auf einem ſteilen Geröllwege hinab, um den Fluß zu überſchreiten. Es war ein Sangho, aus Baumbaſt und Weidenzweigen geflochten, ſehr alt und gebrechlich, über den 30 Schritt breiten Strom gezogen, der ſchlechteſte, den wir paſſirt hatten. Man mußte in der Mitte ſich faſt allein mit den Händen forthelfen, weil die Fußleitern ausgefallen waren; dazu war er ſo ſchlaff, daß die beiden am Ufer befeſtigten Enden ſich faſt ſenkrecht hinabſenkten.

Neue Mühe erwartete uns am jenſeitigen Ufer, da wir den 6000′ hohen Kamm der Felſendämme, die den Fluß einſchließen, zu

überſteigen hatten, um in das Thal des Li zu gelangen. Der Weg ſah von weitem aus wie ein Strich an einer glatten Wand, doch war er weniger gefährlich als die in den Tagen vorher durchwanderten.

Vor der Oaſe des Dörfchens Gimuth (Muth) empfing den Prinzen wieder eine Anzahl Lamas mit ihrem Choralgeſange, welcher Stellen aus dem Tumſchah, ihrem heiligen Buche, enthalten ſoll.

Oberhalb des Ortes wandte ſich der Weg nordwärts einem hohen Paſſe zu, auf welchen ein beſchwerlicher aber wohl erhaltener Pfad hinaufführte. Von dort erblickten wir die weitausgedehnte Geröllebene, welche ſich am linken Ufer des Li unabſehbar in flachen Hügeln ausdehnt. Grauer Kalkſtein bedeckte den Boden. Wir gebrauchten 8 Stunden um das große Dorf Nako zu erreichen, welches mitten in der Steppe 11,200′ hoch über dem Meere liegt. Die Aprikoſen gedeihen hier nicht mehr, auch fehlt die zweite Erndte. Die Feldfrüchte beſtanden aus Raps (Njunkar), Phapar, Waizen, Gerſte, Spelt und Hülſenfrüchten. Ein kleiner See liegt vor dem Dorfe, welches zwiſchen großen Granitblöcken gebaut iſt. Er iſt mit Weiden umgeben, ſonſt findet man keinen Baum in der Gegend. Die Tracht war im Ganzen dieſelbe wie in Namdja, doch die Leute viel weniger zudringlich; auch hatten die Männer keine Zöpfe mehr. Die Weiber trugen einen wunderlichen Zierrath um den Hals, einem Hundehalsbande ähnlich, um die Taille hatten ſie mit blauen Glasperlen beſetzte Schellenſchnüre. Viele von ihnen ſah ich am Marktplatze mit Wolleſpinnen beſchäftigt, andere ſaßen an einem einfachen Webeſtuhl und webten.

Ehe wir den Weg nach Lio von hier antraten, ließen wir uns vom Lama, einem noch jungen Manne, den Tempel zeigen, welcher am Weſtende des Orts liegt, ein viereckiges, ſchmuckloſes, dunkelroth gemaltes Gebäude. Die niedrige Holzthür wurde uns ohne Schwierigkeit geöffnet und der Eintritt geſtattet. Sie war die einzige Oeffnung, welche den innern Raum erhellte; es war daher ziemlich dunkel darin und man konnte erſt nach längerem Anſehen die mancherlei Götterfiguren unterſcheiden, welche uns der Lama erklärte. Der Thür gegenüber ſtand auf einem Piedeſtal ein kleines Götterbild, ein größeres gleich dahinter. Das erſte ſtellte den Lobun Patma vor, er war grün von Geſicht und mit Zeug bekleidet. Die Hauptfigur hieß

Dordschi Simba, über dessen Haupte der blaue, geschnäbelte und geflügelte Tschakium schwebte mit einer Perlenschnur im Schnabel. Rechts von ihnen stand der gelbe Nana theia, links der rothe Vinschinjungne; ferner in einer Nische rechts Thevadna und links Nabarnangsé. Diese hatten Grün und Blau als Hautfarbe. Ein viereckiger Platz war durch Schwellbalken von diesen Götterbildern abgesondert und diente zum Trocknen der Phaparblätter, welche die Priester essen.

Die Wände waren leider sehr in Verfall, doch konnte man noch deutlich eine feine Malerei derselben in Leimfarben erkennen, welche chinesischen Geschmack und chinesische Formen kund gab. Sie stellten reihenweis sitzende Gestalten mit ausdruckvollen Gesichtern dar, jede Figur nicht über 6″ hoch und von allerlei Schnörkeln in Gold und bunten Farben umgeben. Auch die Decke war mit chinesischen Goldmustern bedeckt. An den Pfeilern des Mittelganges hingen alte chinesische Fahnen von glänzenden Farben.

Alle Götterfiguren waren von guter Skulptur, leider so wie alles Uebrige voll Schmutz und Staub, und gewiß seit vielen Jahren nicht von säubernden Händen berührt.

Der Lama verrieth in Betreff des Alters und der Bedeutung des Heiligthums eine gränzenlose Unwissenheit; auch erlaubte er uns, von den kleinen thönernen Bildern aller möglichen indischen Götter, welche in einer Nische aufgehäuft lagen, nach Belieben zu nehmen.

Diesem Tempel gegenüber liegt ein anderer kleinerer, aber im nämlichen Style erbaut und auch wohl eben so alt. Er enthält als Hauptfigur in der Mittelwand das Bild einer weiblichen Gottheit, die Dulma. Ueber ihr schwebt ebenfalls der Tschakium mit blauen, viereckigen Flügeln und Schnabelkopf; Drachen mit langen Rüsseln stehen zu beiden Seiten und weiße, kleine Elephanten am Fuße des Bildes. Rechts und links saßen jederseits vier Gestalten mit verschieden gefärbten Gesichtern, deren Name uns nicht genannt wurde. Der Lama erklärte sie für die Diener der Dulma und sagte sie hätten keinen Namen. An den übrigen Wänden waren Buddhafiguren.

Ziemlich unbefriedigt durch die Erklärung des Lama verließen wir Nako und zogen rasch einen Abhang nach dem andern zum Ufer

des Li hinunter. Zur Rechten ließen wir das Dorf Maling, in westlicher Richtung der Brücke zu wandernd, welche aus Cederholz sehr fest und schön gebaut die steilen Ufer des Stromes verbindet.

Bis nach dem Orte Lio war noch eine Viertelstunde Weges. Er liegt 2500′ niedriger als Nako an einem Felsenvorsprung angelehnt, der die Ecke bildet zwischen dem Flüßchen Lipa und dem Li. Die äußerste Kante ist ein zackiger und zersplitterter Granitfelsen, auf dem sich Ueberreste von alten Mauern finden, welche die Anhöhe umziehen, als hätte früher ein Fort diesen Platz eingenommen. Der Felsen verdeckt den freundlichen Ort, welcher von schönen, gut bewässerten Kulturfeldern und Aprikosenbäumen umgeben ist, wenn man vom jenseitigen Ufer kommt. Wir setzten über den Lipafluß, um jenseit desselben die Höhe zu übersteigen, welche eine Fortsetzung des Kammes am andern Ufer bei Nako ist. Oben zeigten sich wieder die chinesischen Schneeberge des Purgeul.

Die Vegetation auf dem Granit- und Thonschiefergerölle war sehr dürftig, der Weg öde und menschenleer; nur ein Handelsmann, der auf einigen Eseln eine Ladung Opium nach Ladakh brachte, begegnete uns. Endlich sahen wir, nachdem wir in das Flußthal des Tschuling eingetreten waren, die grünen und gelben Felder der Dörfer Suling und Hangmat glänzen. Reiter auf schön gezäumten Pferden, den ersten Reitpferden, die wir seit langer Zeit wiedersahn, zeigten sich auf dem Wege.

Hang lag jenseit des Tschuling, und seine ausgebreitete Kultur bedeckt eine weite Fläche. Der Anblick dieser frischen Felder, die sich tief in das Thal hinabziehen, war für unsere Augen wahrhaft erquicklich; sie bildeten einen eigenthümlichen schönen Gegensatz zu den steil aufsteigenden, ganz mit losem Geröll bedeckten Kalkbergen, die in trostloser Unfruchtbarkeit das Thal begränzen. An Bäumen fehlt es, wenige Pappeln abgerechnet, ganz; nur Stachelbeergebüsch findet man überall, doch werden die Früchte desselben erst sehr spät reif.

Am 12. August überstiegen wir einen der bedeutendsten Pässe, den Hangarang (12,000′ hoch), zu dessen Spitze man auf ziemlich bequemen Bergwegen über Kalkgeröllabhänge gelangte; desto steiler war die andere Seite des Gebirgskammes, an welcher wir zu einem

kleinen Bachthale hinab kletterten, um ſeinem Laufe weiter zu folgen. Der Weg ſchlängelte ſich an den Geröllwänden immer tiefer und tiefer hinab, bis wir endlich die Aprikoſenbäume und den Thalgrund des Ortes Sungnum vor uns liegen ſahen.

Sungnum iſt ein großes Dorf von etwa 40 Häuſern und einer großen Anzahl kleiner Vorrathskammern, die wie Holzkaſten ausſehen. Ein ziemlich neuer Tempel und eine Menge Tſchochdén (Lamaurnen), zierlich aus Holz angefertigt und zu dreien in grauer, weißer und gelber Farbe neben den Häuſern aufgeſtellt, ſind Zeichen des eifrigen Lamakultus dieſer Gegend.

Wir hörten hier recht hübſch ſingen, ſo wie auch die Weiber von Hang einige ſehr gefällige Melodien hatten, die indeſſen ſchwer zu behalten und zu notiren waren wegen der raſchen Uebergänge und der Gewohnheit der Sänger die Töne zu verſchmelzen. Ein Lied, das wir ſchon bei Lipe und Namdja gehört hatten, zeigte unter allen die deutlichſte Melodie; ſie nannten es Sungnamuk. Ob vielleicht der Name des Ortes Sungnum im Spiele iſt, weiß ich nicht. Es hat drei Strophen, und während ein Theil der Sänger den Halt der zweiten ausſingt, fällt der andere Chor mit der dritten Strophe ein. Zuweilen wiederholten ſie auch eine Strophe zweimal, je nachdem der Text der untergelegten Worte verändert wurde, den ſie jedesmal nach Gefallen erneuern.

Die Felder des Dorfes liegen zu beiden Seiten des kleinen Fluſſes Bonkiu; ſie waren mit Gerſte und Phapar beſtellt. Die Vorbereitungen und Einkäufe zur weitern Reiſe veranlaßten einen Raſttag in Sungnum; wir durchwanderten daher erſt am 14. das Thal des Ruskalong neben einem zierlichen Tempel vorbei, der höchſt maleriſch auf der kahlen Anhöhe nicht weit vom kleinen Dorfe Ruskalong liegt. Solche Lamadeval's ſind gewöhnlich zweiſtöckig und weiß angeſtrichen bis auf die beiden Balkons des oberen Stockwerkes, welche ſchwarz zu ſein pflegen. Das Dach iſt mit rinnenförmigen Vertiefungen durchzogen, roth angemalt und trägt mehrere ſpitze Thürmchen mit gelben Dächern.

Nach Kreuzung des Fluſſes ſtiegen wir auf Schiefergeröll wieder ſteil aufwärts; hin und wieder ſtanden einzelne Deodareedern und

Neozakiefern, jedoch nur kleine Bäume. Es ging immer steil bergauf; bald ließen wir den Wald hinter uns, Gebüsch von Loniceren und kleinen Cypressen begleitete uns noch bis zur Höhe von 10,000′, dann begannen weite Flächen von Polygonum, blauen Geranien und Ampfer, zwischen wüsten, pflanzenleeren Geröllflächen. Auf dem Kamme des Binangpasses fand ich zu meinem Erstaunen auch Wolfsmilch in großer Menge wachsen, ganz der unsern (Euph. exigua) ähnlich. Jenseit desselben sahen wir Kanum in der Ferne liegen und zogen in der Richtung nach Labrang auf einem kahlen Bergrücken vorwärts unsern Zeltplatze Tapang zu, welcher noch oberhalb von Labrang liegt.

Den ganzen Weg, besonders auf der Paßhöhe, hatten wir gegen einen heftigen Südwind zu kämpfen, und die Luft wurde gegen Abend empfindlich kühl. Der Thermometer fiel um 8 Uhr bis auf 7° R. Unterwegs sah ich eine große Heerde starknochiger, mit Salz beladener Ziegen, die von Tübet über Nako kam. Das Salz ist im Gebirge ein sehr geschätzter Handelsartikel. In Lio sah ich eine Frau, die an ihrem Mantel einen kleinen mit Salz gefüllten Beutel trug. Auf meine Frage, was das Säckchen enthalte, sagte sie, es sei Lu darin. Sie geben es den Kindern, wie wir den Zucker, als Leckerbissen.

Am folgenden Tage erreichten wir die Ufer des Sutledsch wieder, die in ihrer Bewaldung einen auffallenden Unterschied gegen die Berge jenseit des Binangpasses zeigen, obgleich das Gestein dasselbe ist. Die Berge erschienen hier grün von Cypressen, Neoza und Cedern und wir traten bald in einen Cedernwald ein, der von dem lauten Gesang einer großen Art Cicade belebt war.

Als wir ihn durchwandert hatten, trafen wir bei einem kleinen Bache wieder auf unseren frühern Weg, der uns am Abend nach Lipe führte. Ich fand zu meiner Freude dort meine Patienten, die bei unserm ersten Besuch zu mir gebracht waren, alle geheilt. Wir verfolgten von Lipe unsern alten Weg über den Errengpaß, der uns bergauf viel länger erschien, nach Pangi und von da am 17. August über Tschini auf der Dakstraße im Sutledschthale weiter.

Tschini erschien uns bei dem schönen Wetter viel freundlicher als das letzte Mal. Es war viel von dem Schnee, der damals den

Berg bedeckte, herabgethaut; man hörte oft Lawinen donnern, ohne jedoch eine zu sehen. Die Felder waren schon mit dem frischen Grün der zweiten Erndte, des blühenden Phapar, bedeckt, und reife, schöne Weintrauben mit blauen, länglichten Beeren wurden sowohl in Tschini als Jengere uns in Fülle geboten. Man war gerade damit beschäftigt die Weintrauben zum Transport nach Simlah vorzubereiten, und große Körbe voll standen schon fertig gepackt.

Abends zog eine Processíon, deren Lärm wir in der Ferne schon stundenlang vorher gehört hatten, vor unserem Zelte vorbei. Ein großer, mit Zeug verhangener Kasten, auf dessen Mitte sich ein riesenhoher rother Federbusch, aus mehreren Yakschwänzen zusammengesetzt, erhob, wurde von zwei Männern auf den Schultern getragen; voraus zogen zwei Posaunenbläser, ihre sechs Fuß langen Instrumente mit vollen Backen blasend, dann folgten die Trommelschläger mit Handpauken verschiedener Größe, Beckenschläger und noch mehrere andere Musikanten mit gewundenen Trompeten. Wir folgten bis zum Tempel dem Zuge nach, wo das Ende der Feierlichkeit darin bestand, daß die Träger den Kasten in heftige Schwingungen versetzten, so weit die Länge der Tragstangen es erlaubte. Der Name der Gottheit, die sich in dem Kasten befand, wurde uns verschieden genannt; doch schien Taku die vorherrschende Bezeichnung. Man hatte das Heiligthum von einer andern Ortschaft, wo es eine Zeitlang mit andern Gottheiten zusammen vereinigt in einem Tempel gewesen war, nach Tschini herübergeholt.

Der ganze Weg zeigte, seit dem wir wieder den Granitboden betreten hatten, welcher diesseits des Flußthals des Lisa hinter Lipe den Thonschiefer verdrängt, eine ganz veränderte Vegetation. Es scheint fast, als ob der Granit die Ceder- und Fichtenwälder begünstigt. Wo die Abhänge nicht zu schroff waren; stand überall dunkelgrüner Nadelwald, überall ragten aus den Felsklüften die breiten Laubdächer der Deodarceder hervor, welches den Thälern ein außerordentlich malerisches Ansehn giebt in Verbindung mit den frischen Kulturfeldern, den freundlichen Dörfern und dem tief unten brausenden tübetischen Strom, dessen Krümmungen man von den höhern Punkten der Thalwände weithin verfolgen kann. Eine schöne Wiesenflora bedeckt die waldlo-

ſen Abhänge und Felſenkuppen, und die kleinen Bachthäler ſind mit einer Pracht von blühenden Pflanzen, Vergißmeinnicht, Salbei, Spiräen, Balſaminen und mehreren Umbellaten bekränzt.

Am 20. Auguſt zogen wir mit 45 Kulies von Tſchini am Sutledſch hinab. Eine bedeutende Höhe bildete den Anfang des Wegs, von wo wir die früher durchzogenen Dörfer am gegenüberliegenden Ufer, Barang und Mebur, erblickten; eine reizend ſchöne Ausſicht.

Wir kamen weit über die Baumregion hinaus auf einen felſigen Weg, der ſich ſo weit ſüdlich zog, daß wir nicht ſehr fern den Baſpa bei ſeinem Einfall in den Sutledſch ſahen. Er iſt nur halb ſo breit als der Sutledſch.

Durch dieſe Bachthäler, die ſchon hin und wieder Spuren von einer tropiſchen Vegetation zeigten, und über ſteile Anhöhen erreichten wir nach ſiebenſtündigem Marſche das Dorf Miru. Der Weinbau fehlt hier und die Aprikoſen waren ſehr ſchlecht; doch ſcheint die Gegend reich an Korn zu ſein, auch bemerkte ich viel Bienenzucht. Ein kleines Haus war von den Bienen ganz umſchwärmt, und zwar ſah ich, daß ſich ihre Fluglöcher im erſten Stockwerk befanden. Die Bienenſtöcke, welche ich nach erhaltener Erlaubniß einzutreten mir näher anſah, beſtanden nur in etwa 8″ tiefen und 6″ hohen Löchern in der Wand, die an der Innenſeite mit einem geflochtenen Deckel ſehr unvollkommen verſchloſſen waren. Die Bienen ſummten im ganzen Hauſe zwiſchen den Geräthen und Bewohnern einträchtig umher.

Eine der lieblichſten Gegenden mit ſchöner Vegetation durchzogen wir am folgenden Tage, nachdem wir die ſteilen Ufer des Djulabächleins überſchritten hatten. Hier zeigte ſich zuerſt wieder Laubholz in größerer Menge; ein dichter Wald von hochſtämmigen Kaſtanien und Wallnußbäumen nahm uns auf, Wäſſerlein rieſelten überall in ſeinem erquickenden Schatten und ein friſcher weicher Raſen war für die Augen ein langentbehrtes Labſal.

Bald hinter dieſem Wäldchen kam Urni zum Vorſchein mit ſeinen zierlichen, halb aus Holz, halb aus Stein gebauten, flachgedeckten Häuſern, über welche der Deval in der Mitte mit ſeinen zwei Gallerien und dem ſchön geſchnitzten Giebeldache ſich erhebt. Das Dörfchen nahm ſich mit ſeinen bunten, weiß und braun gemalten Häus-

chen, die reich mit Schnitzwerk verſehen ſind, und der Gebirgslandſchaft umher ſehr ſchweizeriſch aus; einige Weingelände lagen tiefer unten am dieſſeitigen Ufer, welches auf ſeinen Abhängen mit ſchönen Bäumen, Birnbäumen, Aprikoſen, Eichen und Ellern bewachſen iſt. Der Sutledſch tief unten ſchneidet es ſchroff von der jenſeitigen Bergwand ab, die ſich ſteil und ſchwarz vom dichten Cedernwalde aufthürmt. Die Trauben waren hier noch nicht reif, während ſie in Puari, das viel höher liegt, ſchon acht Tage früher geſchnitten wurden. Es iſt hier die Grenze der Traubenkultur und zugleich nimmt man von den Aprikoſen Abſchied. Weiterhin iſt kein von den aufgehäuften Früchten rothes Dach mehr zu ſehen.

Das Ufer, an dem wir entlang zogen, hatte nur ſpärlichen Baumwuchs und war außerordentlich ſteil, ſo daß man an einzelnen Stellen wohl 1000′ tief faſt ſenkrecht auf den Fluß hinabſah. Auf ſteinigem, ſehr unebenen Wege ſtiegen wir daran zu unſerm Raſtorte Tſchigaon (Sirgong) hinab.

Dies iſt eins der reizendſten Dörfer, die ich geſehen habe. Unter rieſigen Nußbäumen liegen ſeine hohen Terraſſen über einander, mit einem großen grünen Grasplatze an der tiefſten Stelle, den wir zum Lagerplatze erwählten. Ein geſchmackvoller Deval mit ſchön ausgeſchnitzten Gallerien und einem kegelförmigen, ſpitzen Dache nebſt einem hohen, thurmartigen Gebäude von fünf Stockwerken, zu denen eine Treppe auswärts hinaufführte, begrenzte den Platz. Sämmtliche Häuſer des Dorfes ſind wohl erhalten und reinlich. Wir drangen ohne Umſtände ein; die Leute machten gute Miene zum böſen Spiele und ließen uns gewähren.

Ein bretterner Umlauf ohne Geländer umgiebt das obere hölzerne Stockwerk, zu dem ein einfacher Leiterbaum hinaufführt; doch iſt der Eingang an der entgegengeſetzten Seite möglichſt weit von der Treppe entfernt, ſo daß man das ganze Haus erſt umgehen muß, ehe man zum Wohnzimmer gelangt, welches ſein Licht nur durch die Thür erhält. Die reinliche Hausfrau war eben damit beſchäftigt, ein Muß aus Pfirſichen (Aruka genannt) zu kochen, während der Mann den Tſchipattiteig knetete zu den dünnen Gerſtenkuchen, welche die Stelle des Brotes vertreten. Eine Schaar hübſcher Kinderchen verkroch ſich vor der fremden Erſcheinung; ſie ſchienen große Furcht vor uns zu haben.

Die Häuser liegen auch hier so nah an einander, daß die Nachbaren von einem Dach zum andern übersteigen können; dort oben gewöhnlich waren die Familien versammelt. Die Zwischenräume der Häuser sind durch Hecken von drei Ellen hohem Hanf und Brennnesseln ausgefüllt, auch eine Art Kürbis mit weißer Blüthe und saftigen Früchten von der Größe eines Kinderkopfes, Tomba genannt, wuchert dort.

Vor der Treppe, die zur höchsten Terrasse des Dorfes hinaufführt, sahen wir ein Mädchen beschäftigt, in einem hölzernen Mörser Aprikosenkerne zu zerstampfen, die man benutzt, um ein schönes Oel von angenehmen Beigeschmack nach bittern Mandeln daraus zu gewinnen. Das Mädchen war von angenehmen Gesichtszügen, so wie auch die Müllerinnen, welche die kleinen Pantzecki's (Wassermühlen), in denen die Hirse (Tschin) geschroten wird, beaufsichtigen, recht hübsch aussahen.

Die Mannigfaltigkeit der Vegetation nahm zu, je weiter wir in dem Sutledschthale hinabzogen. Die südlichen Formen der Pflanzen traten in Bambus, Kapperſträuchern, kletternden Feigen, schön duftenden Clematisarten, Bignonien und Dalbergien immer deutlicher hervor. Besonders reich an einer Fülle schöner Pflanzen ist das Thal des reißenden Babeflusses, den wir am 22ten auf einem Sangho überschritten, nicht weit von seinem Einfluß in den Sutledsch. Eine Viertelstunde weiter kamen wir zur Wangtubrücke, der ersten, die wirklich den Namen einer Brücke verdient, auf der wir zum südlichen Ufer des Sutledsch hinübergingen. Prachtvoll ist die Gebirgslandschaft, die den brausenden Strom hier umgiebt; seine Ufer steigen schroff und zackig himmelan, oben mit Wald gekrönt, im Hintergrunde das schattige grüne Thal des Babe.

In dem Dorfe Nitjar ruhten wir von der beschwerlichen Arbeit, die das Hinansteigen am steilen, linken Ufer des Flusses verursachte, und wanderten am folgenden Tage (den 23. August) durch einen Wald von Eichen und Birnbäumen, der mit seiner Fülle blühender Balsaminen und Glorinien auf frischem Rasengrunde dem lieblichsten Parke glich, eine Stunde lang fort. Dann gewann wieder der Nadelwald, die Deodarceder, die Roitanne und Tschilkiefer die Ober-

hand. Mitten im Walde lag das Dorf Pang mit einem wunderschön malerisch gelegenen Tempel. Unter den Bäumen des Waldes waren einzelne von riesenhafter Größe; eine Ceder, die wir maßen, hatte 36′ im Umfange.

Bei dem Doppelbache Soldang, dessen Ufer mit Maulbeerbäumen, Melien, schönen Dolichosarten und gelben Orchideen bewachsen waren, traten wir aus dem Walde heraus, um eine beschwerliche Anhöhe zu erklettern. Es soll hier viel Bären geben. Jenseit des Berges nahm uns auf's Neue der Schatten und die Kühle des Cederwaldes auf, in dem wir, oberhalb des Dorfes Tranda, die Zelte aufschlugen. Ein heftiges Gewitter mit starkem Regen hinderte den weitern Marsch. Es hielt bis gegen fünf Uhr an. Nachdem es ausgetobt hatte, erstiegen wir eine der nahgelegenen Berghöhen und hatten von hier die prachtvollste Ansicht der weiten Berglandschaft; die Schneepiks des Kotghur erhoben im Nordwesten ihre zackigen Häupter; ganz in der Ferne sah man noch eine andere Reihe von himmelhohen Schneespitzen nach Südsüdosten hinziehen. Unter uns, etwa 1500′ tiefer, strömte der Sutledsch im Thalgrunde.

Die Frische und Ueppigkeit der Vegetation blieb sich auch in dem am folgenden Tage durchwanderten Theile des Sutledschthales gleich. Durch die Bewaldung haben die Berge ein viel lebendigeres Ansehen, und die grünen Wiesenflächen bringen glänzende, schöne Farbentöne in die Landschaft, der die zahlreichen kleinen Bäche, welche in wunderhübschen Kaskaden an den steilern Stellen der Thalwände herabstürzen, eine reizende Mannigfaltigkeit verleihen. Der Wald war gerade nicht sehr dicht, und es fehlte ihm an Unterholz, was vielleicht dem Niederbrennen des Grases vor dem Eintritt der Regenzeit zuzuschreiben ist; dagegen begünstigt dies den schönsten Graswuchs, welcher überall, wo Feuchtigkeit genug vorhanden ist, den Boden bedeckt, an manchen Stellen in solcher Ueppigkeit, daß wir bis zur Mitte des Leibes darin versanken. Die Waldbäume, Ahorn, Eschen, Bhanscheichen, Maulbeerbäume, Rhododendron und Melien gaben ein dichtes Laubdach, welches einen lieblichen Schatten gewährt; am Wege bilden Fuchsschwanz, Balsaminen, Hanf und viele Schmetterlingsblumen

eine dichte Hecke. Einzelne Feigenbäume kommen vor und eine gelbblühende Gurke zieht ihre Ranken über die hohen Meliabäume. Ueberall giebt es Felsgrotten mit kühlem, erfrischenden Quellwasser, von Balsaminen, blaublühenden Glorinien und den schlanken Aehren einer Art Knöterich umgeben.

Jenseit eines Bächleins, des Tschonda, zieht sich ein Querkamm des Gebirges bis zum Flusse hin, Manjuti Danda genannt, der sich etwa 2000′ über den Fluß erhebt; indessen war er nicht sehr beschwerlich zu ersteigen, weil der Weg sehr allmälig an seiner Seite zur Höhe führt. Man sah von dem Kamme des Passes jenseit des Flusses zwei kleine Bachthäler mit rauschenden Bächlein und einem freundlichen Dorfe, Kyao geheißen, und weiter abwärts nach Südwest die ersten Gebäude von Seran. Der Weg war im Zickzack am Berge hinuntergeführt und hatte wunderliebliche Partien, wo Wasserfälle, Grotten, blühendes Gebüsch und mit Gurken umrankte Bäche auf das Mannigfaltigste abwechselten.

In einem der Bachthäler begegnete uns ein Abgesandter des Rajah von Bissahir, der dem Prinzen ein elegant aufgezäumtes Pferd entgegenführte, um darauf in Seran einzuziehen. Doch wurde der öffentliche Empfang abgelehnt.

Ein Deval und das Schloß des Rajah von Bissahir, seine Sommerresidenz, war das erste, was von Seran sichtbar wurde. Der Tempel ist ein ausgedehntes Gebäude mit breitüberstehendem Schieferdache und einer rundumlaufenden Gallerie dicht unter dem Dache; daneben ragt der eigentliche Deval empor, ein weißes, hohes, thurmähnliches Bauwerk mit abgestumpfter Kegelspitze, welches die Wohnung des Rajah, ein zweistöckiges einfaches Haus, vom Tempel trennt. Hinter dieser Reihe von Gebäuden entdeckten wir erst das elende Dorf, welches Seran genannt wird und aus wenigen verfallenen, einstöckigen Häusern besteht.

Es waren dort Zelte aufgeschlagen, welche hinreichend Raum für uns alle boten. Bald fand sich auch wieder eine neugierige Menge ein, uns anzusehen; vor Allem viele Knaben und junge Männer. Sie hatten offene hübsche Gesichter. Unter den älteren Leuten waren einige von höchst angenehmem Ausdruck. Den Baku (Rock), die Woll-

hoſen und den breiten wollenen Gürtel der Gebirgsbewohner findet man hier ſchon nicht mehr, auch die braunen platten Wollmützen werden weniger getragen. Die Weiber waren ſcheu und ließen ſich ſelten ſehen; ſie tragen noch eben ſolche Wollflechten und den rothen Wollbuſch am Hinterkopf wie in Puari, haben aber gewöhnlich ein weißes Kopftuch darüber. Das lange buntgeſtreifte Stück Wollenzeug mit dem Pitzuk, einer Art Broſche, auf der linken Bruſt befeſtigt, war ebenfalls hier noch gebräuchlich. Die Laſt der Arbeiten ſcheint beſonders den Weibern obzuliegen, wenigſtens ſah man ſie meiſtens mit runden, unten ſpitz zulaufenden Tragkörben auf dem Rücken gehen. Es wird faſt Alles in ſolchen Körben transportirt, auch das Waſſer, das zu dem Ende in große Meſſingflaſchen gefüllt wird.

Wir hatten kaum in unſern Zelten uns eingerichtet, als der Rajah Früchte, ſchöne nothreiſe Mango's, unreiſe Pfirſichen, hart wie Aepfel (man pflegt ſie hier ſo zu eſſen), und Trauben zu unſerer Erquickung ſchickte. Zugleich wurde der Beſuch deſſelben auf den andern Tag angekündigt.

Es war ein ſehr ſchöner Abend, aber die Hitze im Zelte drückend; wir ſuchten daher einen Badeplatz und fanden an einem kleinen Bache in der Nähe des Ortes einen der ſchönſten, den man ſich denken kann. Ueber die ganz mit Schlingpflanzen und Gebüſch bekleidete, zackige Felſenwand im Norden von Seran rieſelt eine reizende Quelle in zwei ſchönen Kaskaden herab, deren jede von einem kleinen Baſſin aufgenommen wird. Dichtes Gebüſch von Balſaminen, Jasmin, Glorinien faßt die Baſſins ein, deren klares, kühles Waſſer die ſchönſte Erfriſchung gewährte. Näher dem Orte zu, wo ſich das Waſſer der Baſſins in einen Bach vereinigt, ſtehen zahlreiche Monumente am Ufer, welche alten Grabſteinen gleichen. Es iſt auf allen, wie es ſcheint, dieſelbe Figur abgebildet, eine Geſtalt in einem Weiberrocke, die rechte Hand erhebend; auf einigen ſtand ſie ſechsmal wiederholt, jedesmal drei Figuren in einer Reihe; doch konnte ich über die Bedeutung dieſer anſcheinend ſehr alten Denkmale keinen Aufſchluß erhalten.

Am folgenden Morgen (den 25. Auguſt) ließ Sr. Herrlichkeit, der Rajah, ſehr lange auf ſich warten, und der Mittag war ſchon

herangekommen, als wir endlich die Muſik der Poſaunen und Trommeln vernahmen, welche ſein Herannahen verkündigten. Der Rajah erſchien zu Fuß, ein kleiner, gebeugt gehender Mann, in violetter Seide gekleidet, in violetten Saffianſtiefeln und mit einer höchſt unkleidſamen weiten Mütze von Goldſtoff auf dem Kopfe, von dem Vezir (Budſchir) und einem andern hohen Beamten in weißen Kleidern geführt.

Der Graf v. O. und ich gingen ihm entgegen, der Graf nahm ſeinen linken, ich ſeinen rechten Arm, und ſo ſchritten wir unter dem jauchzenden Geſchrei des Volkes: „Maharadſcha!“ dem Zelte zu, wo ſchon auf großen Meſſingtellern die vorausgeſandten Geſchenke des Rajah niedergeſetzt waren. Die Betten mit Shawls belegt dienten als Divans, auf denen der Rajah mit ſeinen Begleitern ſich niederließ. Unſer Interpret Brown überſetzte die Fragen und Antworten und das Geſpräch kam ſehr munter in Gang; denn der alte Herr, obwohl ſehr ſtumpf und altersſchwach ausſehend, zeigte einen noch ſehr lebendigen Geiſt in ſeinen Worten.

Unter den Geſchenken befand ſich ein Stück ruſſiſcher Juchten, welches alſo die Rundreiſe nach Europa zurückzumachen Gelegenheit hat, einige ſonderbare Waffen, Seiden- und Wollſtoffe, Moſchus und die hochgeſchätzte Nirbiſſiwurzel.

Dieſelben Ceremonien fanden bei ſeinem Rückwege ſtatt, doch lehnte er unſere weitere Begleitung höflich und mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ab.

Nach dem Mittagsmahl machte ihm der Prinz ſeinen Gegenbeſuch. Der Vezir kam uns abzuholen und führte uns dem Pallaſte zu. Durch ein halbverfallenes Thor, von neugierigen Zuſchauern umdrängt, ſchritten wir in den großen Hofraum, der mit einem Baldachin überſpannt war. Ein großartiger, aber einfacher Eingang führte ins Innere des Pallaſtes, der in ſtreng ſchmuckloſem Style des Gebirgs gebaut iſt; drei elegante, ſeidene Sopha's ſtanden dort im Kreiſe, hinter ihnen und zur Seite die Schaaren der weißgekleideten Hofleute mit gezogenen Kukeries (den kurzen Säbeln) in der Hand; einige trugen als Herolde lange vergoldete Stäbe, die ſich oben in zwei gekrümmte Enden theilten. Die Gegengeſchenke ſchienen mit

großer Befriedigung vom Rajah angenommen zu werden; er unterhielt sich lange mit dem Prinzen und wollte gern über die Lage und Größe unsers Vaterlandes unterrichtet sein, auch die Namen der deutschen Herrscher wissen, was einige Schwierigkeit hatte, ihm deutlich zu machen. Die Besichtigung des Hauses ließ er durch seinen Budschir ablehnen, unter dem Vorwande, daß die Götter darin seien; nur an der äußern Gallerie wollte er uns herumführen lassen.

Es war eine höchst interessante Scene von ächt orientalischem Gepräge. Beim schönsten Abendroth, einer Seltenheit hier zu Lande, kehrten wir zu den Zelten zurück.

Als wir von Seran am andern Morgen fortgingen, hatte es die ganze Nacht geregnet; das ganze Flußthal lag in Dunst versteckt. Bald erreichten wir das Ende der Ebene von Seran und stiegen etwa 1500′ bergab zum Flußbette des Mageladgadh, über den eine Brücke führt. Beim Hinaufsteigen hatten wir sehr von der Hitze an dem steilen Abhange zu leiden, in der man kaum athmen konnte. Nur wenige Bäume, Maulbeeren, Grewia- und Carissagebüsch, mit vielen Weinranken umzogen, gaben einen dürftigen Schatten; desto schöner war der Eichenwald oben, der nur dann und wann durch die Felder der zahlreichen Dörfer unterbrochen wurde, bis wir in Gura anlangten.

Der Rajah beweist einen guten Geschmack, indem er sich hier ein Sommerhaus bauen läßt; denn Gura ist ein allerliebster Platz. Wir wählten den Hof, welcher zwischen diesem neuen Palais und dem Tempel eingeschlossen liegt, zu unserm Lagerplatze.

Da das Landhaus des Rajah noch leer stand, so verwehrte uns dies Niemand, eben so wenig als den Eintrit in seine innern Räume. Es ist ein völlig quadratisches Gebäude, mit einem kleinen Eingange, der zunächst in ein wahrscheinlich für die Dienerschaft bestimmtes größeres Gemach führt. Dort ist ein Vorbau, der den eigentlichen Eingang ins Innere enthält. In der Mitte des Gebäudes befindet sich ein offener Raum mit einem Wasserbassin, ringsum von einer zierlich geschnitzten Gallerie aus Cedernholz umgeben, von welcher kleine Thüren zu den dunkeln Schlafgemächern und größere, mit Holzschnitzwerk elegant verzierte zu den größeren Zimmern führen. Das zweite Stock-

werk hat dieſelbe Einrichtung. Die Zimmer ſind niedrig und nicht länger als 12′ und 5—8′ breit. Eine breite Gallerie, die das zweite Stockwerk auswendig umgiebt, war noch nicht beendigt. Sie wird von dem oben weit überſtehenden Dache von ſchwarzem Schiefer bedeckt. Dem Landhauſe gegenüber befindet ſich ein großer, ſchöner Tempel mit einer zierlichen breiten Gallerie und hoher, weißer Kegelſpitze, vor welcher ein aus Stein gehauener Falke mit der Schlange im Schnabel ſitzt.

Die Ecke des Deval war ſchön mit weißblühender Clematis überrankt, und ein dichtes Gebüſch von Hanf, Neſſeln und Balſaminen umgiebt die zierliche Häuſergruppe; auch wilde Feigenbäume mit kleinen dunkelblauen, eßbaren Früchten, Melien und Cariſſagebüſch, in welchem eine Art Kürbis mit hochgelben, kleinen Früchten hoch hinaufrankt, ſtanden in Menge hier. Unter den gewöhnlichen Gewächſen fiel mir ein einzelner Citronenbaum (Nimbu) auf, der voll von grünen, fauſtgroßen Früchten hing.

Als wir von hier nach Rampur aufbrachen, wurde zum erſten Male die Hitze des flachen Landes wieder fühlbar. Der Weg ging faſt beſtändig bergab und führte durch einen Wald von Tſchilkiefern, in dem wir mehrere kleine Bäche zu paſſiren hatten. Bei der letzten Biegung des Weges, wo er ſich bedeutend herabſenkte, zeigte man uns in der Ferne die Hauptſtadt von Biſſahir, Rampur, auf einem Vorſprung des Ufers liegend. Die Umgebung des reißenden Fluſſes iſt hier ſehr lieblich; ſeine Ufer ſind zwar noch ſteil, allein nicht mehr ſo rieſenhafte Felſenmauern, wie weiter hinauf bei Rogi oder Tſchini, und die erſte Terraſſe, welche das Waſſer bei ſeinem höchſten Steigen im Frühjahr erreicht, iſt mit dem ſaftigſten Grün und üppigen Wieſen bedeckt.

Auf bequemen, gutangelegten Wegen folgten wir von Rampur aus dem Laufe des Sutledſch bis zum 30. Auguſt, und zogen dann, das Flußthal verlaſſend, ſüdweſtlich Kotghur zu, wo das Ende der Bergreiſe bei zwei deutſchen Miſſionären Rudolph und Prochnow äußerſt feierlich begangen wurde.

Es ſind ein paar ſehr liebenswürdige Leute, der erſte ein Berliner, der zweite aus Pommern, die ſehr wohl gethan haben, ſich

in dem Paradiesgarten von Kotghur anzusiedeln. Sie haben sich hübsche Häuser erbaut, mit einem Park umgeben und eine große Schule für die Hindus eingerichtet, welche auch zahlreich zur Kirche zu kommen scheinen. In Deutschland würden sie sicher noch Candidaten sein, statt daß sie hier sich schon zu Familienvätern herangebildet haben. Gestern hat Hr. Rudolph die Vermehrung seiner Familie angezeigt und den Prinzen gebeten, Pathenstelle zu vertreten; Somit ist der Grund zur christlichen Gemeinde in Kotghur gelegt; denn die Bergbewohner kommen zwar aus Neugier in die Kirche und schicken ihre Kinder zur Schule, aber getauft ist noch Keiner; doch wissen die Knaben in der Schule ganz gut Bescheid, haben das Englische schnell gelernt und können die Bibel auf Hindui so wie auf Englisch erklären.

Wir hörten eine Hinduipredigt, und darauf eine deutsche, die sehr gut war, obgleich Herr Prochnow seit drei Jahren kein Wort deutsch gesprochen hatte. Eine Hinduibibel, die er mir zum Geschenk gemacht hat, bringe ich mit.

Am 1. September genossen wir beim Aufbruch am frühen Morgen noch einen schönen Blick in das reizende, mit wellenförmigen Bergen eingeschlossene Thal des Sutledsch, von dem wir hier Abschied nahmen, und zogen durch die Hanffelder von Kotghur nach Südwest hinab. Leider mußte ich meines schlimmen Fußes wegen ein meinethalben bestelltes Pferd benutzen. Unerwarteter Weise kamen wir bald in den allerschönsten Wald von Kiltannen (Pinus longifolia), Moru- und Bhauscheichen, und genossen das lieblichste Frühlingswetter in dem mit schönem Unterholz von Melien, Brombeeren, Farrenkräutern und Balsaminen bestandenen Walde. Viele freundliche Dörfer lagen mitten im Walde, von Amaranthfeldern umgeben. Bei einer, durch ein größeres Bachthal veranlaßten Krümmung des Weges sahen wir den Hatuberg mit der Festung Purana Killa darauf, und erreichten bald nachher nach Uebersteigung eines etwa 2000' hohen Bergkammes, das schöne Bungalo von Nagkanda.

Am 4. September kamen wir in Simlah an, dem englischen Badeorte, wo es voll von englischen Offizieren ist, die mit ihren Familien sich Gesundheits halber hier aufhalten. Der Ort liegt in ähnlicher

Höhe wie Nainethal. Das letztere iſt jedoch erſt im Entſtehen, man findet dort kaum zwanzig Engländer und gar keine Damen außer den Töchtern des Mr. Wilſon. In Simlah dagegen wohnen etwa 150 Offiziere, von denen die Hälfte verheirathet und mit Töchtern oder nahen Verwandten verſehen iſt; außerdem leben viele Wittwen hier und einzelne verheirathete Damen, die ſich für die Abweſenheit der Herren Gemahle auf den Bällen und Feſtlichkeiten ſchadlos halten.

Wir kamen in Folge der langen Bergreiſe in etwas verwildertem Koſtüm hier in dem neuen, ſchönen, engliſchen Hôtel an, ſtatt des Rocks mit einem Mittelding von Mantel und Waffenrock aus grobem Wollenzeuge angethan, einen breiten Gürtel um den Leib und den Hirſchfänger darin, ſtatt der Schuh Sandalen an den Füßen, das lange Haar rückwärts über den Kopf gekämmt, mit ſtruppigem, ungeordnetem Barte. Die Haut im Geſicht hatte ſich bei mir durch den Schneereflex zweimal ganz abgeſchält und dunkelbraun wieder erſetzt.

Jetzt zieht man Glacehandſchuh über die braunen Hände, zwingt die breitgetretenen Füße in zarte Tanzſtiefelchen und erſcheint nie anders als im Frack und weißer Weſte; denn die ſtrengſte Etiquette wird hier beobachtet. Wie wunderbar kommt es mir noch immer vor, wenn ich des Morgens beim Erwachen ſtatt des naßgeregneten Zeltes über meiner Naſe mich in einem mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Zimmer befinde. Auch die wenige Bewegung meiner Füße kommt mir höchſt ungewohnt vor, da man ſtatt des beſtändigen Bergauf- und Bergabkletterns ſie hier nur gebraucht, um Viſiten zu machen und auf den Bällen Polka zu tanzen.

Es giebt in Simlah drei große Bazar's, d. h. Straßen, die nur aus Kaufläden beſtehn; meiſtens ſtehn dort Kaſchmirkaufleute aus. Auch eine große Menge eingeborner Handwerker leben hier. Man ſieht eine Mannigfaltigkeit der verſchiedenſten Koſtüme, die des Gebirges und der Ebene bei einander; Sikhs mit ganz ſpitzen Turbanen, auf denen ſie gewöhnlich einen eiſernen, am Rande ſcharfgeſchliffenen Ring tragen, ein gefährliches Wurfgeſchoß, Afghanen mit rothem Kaftan und ſchönen langen Bärten, Kaſchmirer, die nicht verfehlen, ihre ſchönen Shawls zur Schau zu tragen. Sie ſind gewöhnlich

Kaufleute oder Schneider, aber was sie verkaufen, ist für meinen Beutel nicht gemacht. Dazu kommen die bunten Uniformen der ganzen indischen Armee.

Jeden Abend nach 5 Uhr entfaltet sich nach indischer Weise das regste Leben, vor Allem auf der breiten Straße, an der unser Hôtel liegt, auf dem sogenannten Corso.

Niemand läßt sich hier sehen, der nicht ein schönes Pferd, sehr weiße Wäsche, den feinsten Frack oder Uniform und weiße Glacehandschuh produciren kann. Man muß besondere Toilette machen, um die freie Luft zu genießen. Alles ist beritten, auch das schöne Geschlecht erscheint auf den wildesten, arabischen Rennern; in scharfem Galopp sieht man die Ladies oft die Straße hinunter sprengen, gefolgt von einem Zuge von drei oder vier Offizieren in eleganter Uniform. Alte Damen lassen sich im Jumpan tragen. Dies ist eine Maschine wie ein Lehnstuhl gestaltet, der auf jeder Seite mit Riemen an einer kurzen Stange hängt, die von Trägern in bunter Livree auf den Schultern getragen wird. Zwölf solche wie Harlekins aussehende Burschen laufen hinterher; denn so viel gehören zu jedem Jumpan. Man kann daraus ermessen, wie groß die Zahl der Bedienten ist, die eine einzelne Lady gebraucht; denn diese Träger rühren weder Hand noch Fuß zu irgend einem andern Geschäfte als zum Tragen des Jumpan. Man hat hier für das Heruntragen der Billets besondere Diener nöthig, die nichts weiter thun; man hat Kleiderausklopfer, Stubenfeger, Schuhputzer, Lampenanstecker, Tischdecker, Aufwärter, Hundejungen (ein wichtiger Posten), Pferdebeforger, Thürsteher. Jeder hat seinen besonderen Namen, welche alle zu erlernen schon viel Mühe kostet.

Seit unsere Pferde angekommen sind, machen wir regelmäßig den Corso mit, ich nur um die Zahl zu vergrößern; denn ich ginge lieber zu Fuß aus, um Vögel zu schießen, da jetzt die Zeit ist, wo die gelben Kernbeißer und der fast noch unbekannte, schöne, rothe Kuckuck sich zeigen. Am Morgen komme ich selten dazu, weil ich fast nie vor 2 Uhr in der Nacht wieder zu Hause bin. Es herrscht hier nämlich die Sitte, daß erst um 8 oder 9 Uhr Abends zu Mittag gegessen wird. Ist ein Ball, so folgt eine zweite Mahlzeit, Souper genannt,

gegen 1 Uhr Nachts. Unſer Diner war auf 4 Uhr feſtgeſetzt, leider ſind wir aber nie zu Hauſe.

Seit langer Zeit genießt man hier die Annehmlichkeit und Ungebundenheit eines Gaſthofs, welchen man in ganz Indien bis zum Gebirge entbehrte, da wir immer von einem Governor zum anderen gingen, die freilich ihr halbes Haus, wenigſtens die beſten Zimmer, zur Dispoſition ſtellten, wo man aber die weiße Halsbinde und die Glacehandſchuh nie ablegen konnte. Hier iſt erſt kürzlich ein Haus für Fremde entſtanden, ein Gegenſtand, der in den indiſchen Ebenen völlig unbekannt iſt. Ein Franzoſe hat die Leitung, und man iſt in ſeinem Hotel gut aufgehoben, wenigſtens empfand ich, ſo lange gewohnt auf feuchter Erde zu ſchlafen, die Näſſe der Wände und Feuchtigkeit der Fußböden nicht. Ein paar alte Claviere ſind auch vorhanden und ich habe mir das beſte ausgeſucht und geſtimmt, um hin und wieder des Abends einen alten Walzer ſpielen zu können, oder ein Duett zu begleiten.

Einen ſeltſamen Anblick gewährt die Stadt von fern geſehn, da ſie faſt aus lauter einzelnen Pavillons beſteht; nur die Bazars, an einer ziemlich ſteilen Bergwand terraſſenartig über einanderliegend, haben etwas mehr Zuſammenhang und könnten für ein Dorf oder Städtchen angeſprochen werden. Die oft ſehr großartigen, ſchönen Landhäuſer, mit weitläufigen Parkanlagen umher, liegen mitten im Walde hie und da zerſtreut, von großen Cedern und Fichten dicht umgeben. Der früher erwähnte Corſo führt auf der einen Seite zwiſchen dieſen Landhäuſern hin, rund um einen Berg und iſt etwa $1^1/_2$ deutſche Meilen lang, auf der anderen Seite erſtreckt er ſich eben ſoweit in gerader Richtung. Die Entfernung von einen Landhauſe zum andern iſt daher ganz unerhört und ohne Pferde kann man keine Viſite machen.

Anfangs ſtaunt man über die gewaltige Ausdehnung des Ortes, der an Größe Calcutta gleich kommt. Man bemerkt aber bald, daß der Wald, in welchen das Ganze gebaut iſt und hinter dem man eine Menge Häuſer vermuthet, durchaus nichts verſteckt; denn alle Wohnungen liegen nah an den wenigen Straßen, die ſich der Länge nach am Bergkamme hinziehen.

Bei den Spazierritten am Abend hatten wir die köſtlichſten Ausſichten auf die alten Bekannten, die Schneeberge, deren verſchiedene Spitzen und Kuppen hier als eine einzige langgedehnte Reihe erſcheinen. Kaum kann man ſich's vorſtellen, ihnen ſo nahe geweſen zu ſein.

Eine Feſtlichkeit und ein Ball folgte dem anderen; auch ein Maskenball war veranſtaltet. Zum Glück war ich dispenſirt, im Koſtüm zu erſcheinen; auch die Idee, mich in die Tracht einer Gebirgsdame zu ſtecken, wurde aufgegeben, weil ich mir den Bart nicht abſchneiden laſſen wollte. Außerdem würde der Mangel an Trikots ſich ſchwer haben erſetzen laſſen. Es war eine ſehr heitere Geſellſchaft; denn es giebt hier eine große Anzahl luſtiger, alter Damen, die mit ganzen Blumenbeeten beladen ſich mit unglaublichem Eifer in die Polka ſtürzen. Doch erſchienen ſie nicht, wie ich gehört hatte, als Dianen oder Grazien, ſondern in ſehr hübſchen, altmodigen Koſtümen, Reifröcken und Brokat, und die älteren Herren dem entſprechend. Die Koſtüme waren alle ſehr gelungen und mit Geſchmack ausgewählt. Die orientaliſchen Maskenanzüge waren gleichfalls ſehr reich und ſo naturgetreu, wie man ſie wohl nirgend anderswo ſehn mag; denn es iſt leicht zu begreifen, daß die Officiere, die zum Theil weit aus den entlegenſten Gegenden Indiens herkommen, da ſie bald nach dem Pendſchab, bald nach Sind oder Afghaniſtan geſandt werden, bei der großen Schenkluſtigkeit der indiſchen Fürſten, mit koſtbaren Stoffen reich ausgeſtattet ſind, und ſie bei ſolcher Gelegenheit nur zu verwenden brauchen.

Es fehlte jedoch keineswegs an jungen Damen; denn die vorſorglichen Verwandten verfehlen nicht, Alles, was nur an jugendlichen und heirathsfähigen Nichten und Couſinen exiſtirt, von der Ebene herbeikommen zu laſſen; denn hier, wo ſo viele liebenswürdige Offiziere ſich nur des Vergnügens wegen aufhalten, findet ſich manches Pärchen zuſammen. Erſt in vergangener Woche waren zwei Hochzeiten; große Feſtlichkeiten finden dabei hier ebenſowenig wie in England ſtatt. Man läßt ſich trauen in einer ganz kleinen, elenden Kirche, zu der man eine Stunde vor Anfang des Gottesdienſtes gehen muß, um einen Platz zu erhalten. Von Erbauung habe ich nicht viel mit

hinweg genommen; denn es werden nur eine Menge Pſalmen hergeleſen und zwar ſo, daß der Prediger den erſten Vers lieſt, die Gemeinde den folgenden immer abwechſelnd. Dann folgen endlos lange Gebete, die ſich zwei- bis dreimal wiederholen, während die Gemeinde ſich umwendet, um vor den Sitzen niederzuknien und mit beiden Händen das Geſicht zu bedecken, wie es auch der Prediger thut. Ganz zuletzt kommt das Evangelium und die Epiſtel mit einigen angehängten Bemerkungen an die Reihe, welche die Stelle der Predigt vertreten. Ich habe mir im Stillen vorgenommen, nicht wieder hineinzugehn, weil ich bemerkte, daß das Gewölbe der Decke einen großen Riß hat und nächſtens einſtürzen kann.

Nachtrag.

Vom 17. Oktober 1845.

In der nächſten Woche reiſen wir von hier ab, nachdem die Zeit faſt ganz mit den zahlloſen Feſten, Bällen und Diners hingegangen iſt, die dem Prinzen zu Ehren von dem Hauptcommandeur, General Smith, und den Offizieren gegeben wurden. Den Beſchluß machte ein höchſt glänzendes Feſt, welches von Seiten des Prinzen veranſtaltet wurde, und an dem die ganze ſchöne Welt von Simlah Theil nahm. Es war eine Art von fête champêtre in einem ſchönen Thalgrunde unter rieſenhohen Cederbäumen, die gegen Abend mit vielen hundert Lampen an allen Zweigen erleuchtet wurden und einen prachtvollen Saal mit zauberiſcher Beleuchtung darſtellten. Die ſchönen Figuren und Koſtüme der vielen Zuſchauer indiſcher Stämme, die von nah und fern herbeigekommen waren und ſich amphitheatraliſch an den Bergen ringsum gruppirten, gaben eine Scenerie, wie man ſie ſich nicht wunderbarer und ſchöner vorſtellen kann. Auf einem großen mit Tuch überzogenen Parquet, welches in der Mitte

von drei großen, ſchön drapirten Zelten aufgeſchlagen war, wurde getanzt. Im mittlern Zelte wurde ein ſogenanntes Tiffin eingenommen. Die Herrlichkeit dieſes Feſtes iſt weithin beſprochen und gerühmt, wie ſie es wohl verdiente.

Wir gehen von Simlah weſtwärts in die heiße Pläne, die uns nach dem Aufenthalt in den ſchönen, kühlen Wäldern des Gebirges ſchlecht gefallen wird, zunächſt nach Ferozepur; wohin weiter iſt noch unbeſtimmt.

Dreizehnter Brief.

Der Feldzug gegen die Sikhs. — Abreise von Ferozepur nach Ludiana. — Die englische Armee. — Schlacht bei Mutki. — Die Verwundeten. — Gefahrvolle Rückkehr zum Lager. — Schlacht bei Ferozschah. — Schlußworte des Herausgebers. — Tod des Dr. W. Hoffmeister.

Es werden sich nachgerade genug wahre und falsche Berichte über den Feldzug gegen die Sikhs, in den ich mich seltsamer Weise verwickelt sehe, durch die europäischen Zeitungen verbreitet haben, daß ich keinen Grund habe, Euch länger darüber in Zweifel und Besorgniß zu lassen.

Die Lage der Sache ist die, daß die Sikhs, 36,000 Mann stark, über den Sutledsch gegangen sind unweit Ferozepur, welchen Ort sie mit seiner schwachen Besatzung von allen Seiten eingeschlossen halten. Die Nachricht von ihrem Einbruch in englisches Gebiet hatte einen erst später erwarteten Befehl zum Aufbruch sämmtlicher Regimenter von Ludiana zur Folge, und zwar erschien dieser so plötzlich, daß von manchen Regimentern selbst die Offiziere erst sechs Stunden vorher benachrichtigt wurden. Wir selbst hatten schon am 22. Nov. Ferozepur wieder verlassen, des Gerüchtes ungeachtet, daß sich die Sikhs in Bewegung gesetzt hätten, und waren nach Ludiana und Umballah, wo wir die Zelte und Kameele finden sollten, unverzüglich zurückgekehrt. Die Straße von Ferozepur nach Ludiana ist sehr öde, die Dörfer arm und menschenleer, so daß es nicht anders möglich war, als zu zweien nach einander die Reise im Palankin anzutreten an

drei verſchiedenen Abenden; denn der Hitze wegen reiſt man nur Nachts. Wir kamen glücklich und ohne Sikhs geſehen zu haben nach Ludiana, hörten von der Bewegung und blieben 14 Tagen dort, bis die engliſche Armee ſich gegen die Sikhs in Marſch ſetzte.

Atſcheriko, den 17. Dez.

Ich kann nur ſo viel hinzufügen, daß Ihr Euch nicht um mich zu ſorgen braucht. Die erſten Tage der Sikhkampagne ſind vorüber, ſaure Tage für mich. Man muß ein geübter Reiter ſein, um ſich bei dieſem Getümmel auf dem Pferde zu halten.

Geſtern iſt das erſte Sikhfort Wedneh geſtürmt, da aber das Geſchütz zu ſchwach war, hat man die Zertrümmerung der Citadelle verſchoben, bis ſtärkeres herbeigeſchafft iſt.

Die Sikhs ſind ſehr ſtark, aber auch die engliſche Armee, welche ſich heute zum erſten Male hier verſammelt, iſt die größte, die je in Indien zuſammen war. Morgen werden etwa zwanzig Regimenter hier ſein. Der Lärm und das Gedränge, welches die vielen tauſend Kameele und zahlloſen Elephanten, das Gefolge von Weibern und Kindern, die den Nativſoldaten begleiten, die ungeheure Menge von Dienern und Pferdeknechten veranlaſſen, iſt ſchwer zu beſchreiben. Es ſind wohl heute ſchon 50,000 Menſchen hier verſammelt.

Die Sikharmee, zwiſchen Ferozepur und Atſcheriko eingeſchloſſen, iſt von der einzigen Furt abgeſchnitten und kann weder vorwärts noch rückwärts.

Mutki, den 20. Dez.

Wir langten am 18. Morgens nach dreitägigen forcirten Märſchen mit der engliſchen Armee, die aus 13 Regimentern Infanterie, 5 Regimentern Kavallerie und 7 Batterien beſteht, bei dem Dorfe

Mutki an. Kurz vor dem Einrücken in daſſelbe hieß es, die Sikhs ſeien im Anrücken; man hörte mehrere Schüſſe, allein die leichte, irreguläre Kavallerie trieb die feindlichen Abtheilungen zurück, ſo daß das Dorf ungehindert von den Engländern in Beſitz genommen wurde. Die Zelte waren ſchnell aufgeſchlagen; doch war die zahlreiche Bagage, die auf Tauſenden von Kameelen, Elephanten und Ochſenkarren fortgeſchafft wurde, noch nicht herein, als Alles plötzlich von einem haſtig eingenommenen Imbiß auf die kaum abgeſattelten Pferde eilte, und die todtmüden Soldaten (ſie hatten zwei Tage hintereinander Märſche von 20 engliſchen Meilen gemacht) von ihren kochenden Keſſeln aufgeſchreckt wurden durch die Nachricht: Die Sikhs ſind im Anmarſche. Im Geſchwindſchritt eilten die engliſchen Truppen vorwärts. Ich war im Lager zurückgelaſſen, weil mein Pferd übermäßig ermüdet war. Einige Minuten vor vier Uhr eröffneten die Sikhbatterien mit einem mörderiſchen Granatenfeuer die Schlacht. Es war eine dicke ſchwüle Luft, der Pulverdampf und der furchtbare Staub verhüllte Alles; man ſah keinen Feind, nur aus dem Blitzen der Geſchütze konnte man ſeine Stellung erkennen. Zwei Stunden lang hielt dieſe Kanonade an, worauf die Sikhinfanterie mit dem Bajonnette vorrückte, aber dreimal zurückgetrieben wurde. Erſt mit völligem Einbruche der Nacht verließ der Feind ſeine Stellung. Ein einziger Sikh iſt gefangen, 17 Kanonen und 3 Standarten genommen; dagegen der Verluſt an Todten und Verwundeten ſehr groß.

Einige Regimenter blieben auf dem Schlachtfelde, um die Fortſchaffung der Verwundeten zu decken, unter welchen viele Offiziere waren. Zu meiner unſäglichen Freude erſchienen der Prinz und die Grafen wieder ohne alle Verwundung, obgleich ſie im ſtärkſten Feuer geweſen waren. Man hatte mich durch die Nachricht erſchreckt, einer von ihnen ſei gefallen. Drei von meinen guten Freunden ſind heute begraben worden; einer derſelben gehörte zu den talentvollſten Aerzten der Armee. Einem andern Chirurgen ſind beide Beine abgeſchoſſen.

Geſtern Morgen war ich nach durchwachter Nacht mit einer Abtheilung Truppen auf das Schlachtfeld gegangen, um die Verwundeten hereinſchaffen zu helfen, die noch liegen geblieben waren. Unglücklicher Weiſe hatte ich mein Pferd zurücklaſſen müſſen. Kaum am

Schlachtfelde angelangt, begegneten uns zahlreiche Truppencorps, welche den Befehl hatten, ſchleunigſt zurückzukehren, weil feindliche Kavallerie im Anmarſche ſei. Deſſen ungeachtet rückte der Offizier, welcher die Abtheilung kommandirte, noch eine gute halbe Meile weiter vor. Plötzlich erſchien, als wir eben die erſten der unglücklichen Verwundeten tränkten und aufladen wollten, am Horizonte eine Staubwolke; es fielen mehrere Schüſſe. Der Offizier befahl, Linie zu formiren, allein die Angſt vor den Sikhs war zu groß, die Nativſoldaten riſſen ſammt und ſonders aus und zwar ſo ſchnell, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Ich folgte dem Wege, den ich für den richtigen hielt, in ſchnellem Laufe etwa zwei Meilen lang, hier wurde er jedoch ſo ſandig, daß meine Kräfte mich verließen, und ich fürchten mußte, die noch übrigen drei Meilen nicht ebenſo ſchnell zurücklegen zu können.

Die Schüſſe kamen immer näher, mit ihnen die Staubwolke, welche die Reiter verhüllte. Noch eine halbe Meile kam ich mit großer Mühe vorwärts und hatte kaum noch die Kraft, durch hohes Trinkgeld den Führer eines mit Todten beladenen Elephanten zu bewegen, ſtill zu halten und mich aufzunehmen. Man zog mich hinauf, ich verlor das Bewußtſein, und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im Lager. Ein tüchtiger Schlaf brachte mich bald wieder zu Kräften.

Heute Morgen brachte man uns einen Leichnam in das Zelt nebſt einem offenen Briefe, in welchem das Bedauern darüber ausgeſprochen war, daß der Graf von O. ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden habe. Der Todte war jedoch ein katholiſcher Prieſter, der die irländiſchen Regimenter begleitet hatte. Ich hatte ihn auf dem Schlachtfelde liegen ſehen und erkannte ihn an ſeinem langen, ſchwarzen Bart, der zu der Verwechſelung Anlaß gegeben hatte. Er war durch Säbelhiebe ganz in Stücke gehauen.

Endlich kamen heute noch einige der unglücklichen Verwundeten, die zwei Tage und zwei Nächte auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, im Lager an, dieſelben, nach denen ich am Tage vorher ſuchen half. Nicht weit von der Stelle, wo ich mich befunden hatte, waren einem leicht verwundeten Soldaten beide Hände abgehauen. Meine ſind gottlob ganz geblieben und ich habe ſie tüchtig rühren müſſen; denn es fehlt im Lazareth ſehr an Aerzten.

Morgen rückt die Armee nach Ferozepur vor, und ich bin überzeugt, daß wir gut durchkommen, da noch neue Verstärkungen an Truppen angelangt sind. Auf baldiges Wiedersehen!

Es war ihm ein anderes Ziel bestimmt, als sein Vaterland.

Der höchste Wunsch, den er von früher Jugend auf gehegt hatte, war in der umfassendsten Weise und unter den glücklichsten Verhältnissen in Erfüllung gegangen. Es war ihm gewährt, an der Seite des Prinzen einen großen Theil des Orients zu durchwandern, und die Fülle der indischen Welt durch eigene Anschauung in sich aufzunehmen und zu genießen; allen Gefahren der langen Reise war er glücklich entgangen, weder die Hitze des tropischen Klimas, noch die Kälte der eisigen Höhen des Himalayah hatten die kräftige Gesundheit erschüttert; weder die Abgründe und Schluchten der Gebirgswege, noch die Wellen des Meeres hatten sein Leben gefährdet: da wurde er mitten aus dem Genusse des wissenschaftlichen Strebens in blühender Jugend durch einen ungeahnten Tod abgerufen, der so plötzlich eintrat, daß man ihn fast schmerzlos nennen könnte.

Der Herausgeber folgt in der kurzen Angabe der näheren Umstände seines Todes den Nachrichten, die in den Briefen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen und des Grafen von der Gröben enthalten sind.

Am 21. December rückte die englische Armee von Ferozepur aus und traf bei Ferozeschah auf die Sikhs, welche ihre Hauptmacht in einem dichten Jungle zusammengezogen hatten. Es kam zu einer blutigen Schlacht. Die englischen Truppen griffen, in geschlossenen Gliedern vorrückend, den Feind an; das mörderische Gewehr- und Kartätschenfeuer brachte sie zum Stehen. Da ritt der Generalgouverneur Lord Hardinge selbst vor die Fronte, um sie zum Vordringen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Reisegefährten. An der Seite des Prinzen reitend, den er in dieser äußersten Gefahr nicht verlassen wollte, wurde der Dr. Hoffmeister dort von einer Kartätschenkugel getroffen, die in die Schläfe eindrang. Er

ſank vornüber zu Boden. Der Prinz ſprang augenblicklich vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war ſchon entflohen. In demſelben Augenblicke nöthigte das Vordringen der Feinde zum Rückzuge. Die Leichen mußten auf dem Schlachtfelde zurückgelaſſen werden. Erſt zwei Tage ſpäter konnten ſie beerdigt werden.

Ein Grab deckt ihn mit vielen ſeinen an dieſem blutigen Tage gefallenen Freunden, und ein Stein auf dem Kirchhofe zu Ferozepur, vom Prinzen dem treuen Arzte und lieben Begleiter errichtet, bewahrt das Andenken an das Ziel und Ende ſeiner Reiſe.

Naturwiſſenſchaftlicher Anhang.

I.

Ueber

die geographiſche Verbreitung der Coniferen

am Himalayah.

(Aus einem Schreiben an Herrn v. Humboldt.)

Simlah, den 15. Okt. 1845.

Bei ſo vielem und mannigfaltigem Material, das ich vor mir liegen habe, iſt es keine leichte Aufgabe für mich, das Rechte und Paſſende herauszunehmen, um Ihnen zu zeigen, daß ich doch nicht mit verſchloſſenen Augen dieſen intereſſanteſten Theil unſerer Reiſe zurückgelegt habe. Nur in dieſer Abſicht, nicht in der Meinung, Ihnen etwas Neues mitzutheilen, habe ich es unternommen, Ihnen einige kurze Notizen über die Nadelhölzer des Himalayah und deren geogr. Verbreitung niederzuſchreiben. Es iſt in der letzten Zeit viel für die Feſtſtellung der Arten geſchehen, und es ſind genaue Beſchreibungen vorhanden (unter andern von meinem liebenswürdigen Freunde Capit. Madden in dem Quarterly med. and lit. Journ. Delhi 1845. p. 34—118), welche Ihnen wahrſcheinlich ſchon bekannt ſein werden. Die geogr. Verbreitung iſt, ſo viel ich habe ſehen können, ziemlich überall im Ungewiſſen gelaſſen; denn wenige der engliſchen Botaniker hatten die Gelegenheit, einen ſo großen Theil des Gebirges auf einmal zu ſehen.

Die Zahl der Nadelhölzer, welche ich geſehen habe, beläuft ſich auf 11 oder 12, nämlich:

Drei Kieſern: Pinus longifolia Lambert, excelsa Lamb., Gerardiana Lamb.

Eine Rothtanne: Picea Morinda Link (Abies Smithiana Loudon).

Zwei Silbertannen: Abies Pindrow Royle, Abies Webbiana Pinetum Woburnense.

Eine Ceder: Cedrus Deodara Loudon.

Eine oder vielleicht zwei Cypreſſen: Cypressus torulosa Lambert.

Zwei Wachholder: Juniperus excelsa Bieberst., squamosa Don.

Eine Eibe: Taxus baccata?

Der ſüdlichſte Punkt, von dem unſere Gebirgsreiſe ausging, iſt Nainetal 79° 28′ L. 39° 22′ Br., am See gleiches Namens, 6500′ hoch. Hier iſt ein höchſt intereſſanter Wald von Cypressus torulosa; Bäume von 40′ Höhe an den Nordabhängen und bis 8500′ bis zur Spitze des Tſchunarberges hinaufziehend. Die Südabhänge tragen dagegen Pinus longifolia, Bäume von 50—80′ Höhe. Letztere iſt eine ſehr ſchöne Kieſer, die Farbe der Nadeln gewöhnlich grasgrün zu 3 in einer Scheide. Schon durch die Farbe, die bei Pinus excelsa immer mehr graugrün iſt, durch die Zapfen, welche bei letzterer von 16—20 Zoll lang ſind, unterſcheiden ſich dieſe beiden nahe verwandten Species. Pinus longifolia blieb auf unſerm ziemlich nördlich gerichteten Wege für lange Zeit das einzige Nadelholz; ſie bekleidet die Nord- und Weſtabhänge der Berge am Koſila Ganga 6000—6500′, die Bergrücken von Bojan bis Diuli, die 7—8000′ hohen Kämme zur Seite des Ponduakhal-Paſſes die N. N. Weſtzüge von Dwara Hath bis zum Ramganga, die Vorberge des Dunaghiri. Nirgends ſah ich höhere als 40—50′ hohe Bäume, überall hatte die Gewohnheit des Brennens im Graſe und Unterholze ſehr viel Schaden gethan. Bei Suniani wächſt die Tſchulukieſer, wie Pinus longifolia hier genannt wird, mit Qu. lanata, Myrica sapida in einer Höhe von 5600—6000′. Dann zeigen ſich nur einzelne Wälder von Kiefern (welche Art, konnte ich nicht unterſcheiden)

oberhalb Adhbadri. Einzelne Kiefern zeigen ſich auch in der Gegend des Forts Tſchandpur; die Bergkuppen ſind hier alle kahl. Die Thäler des Kurſali naddi oder Bangali naddi liegen zu tief. Selbſt die Päſſe im Gandial, der Khonkala kal und Pillekani kal von 7500—8000′, haben kein einziges Nadelholz auf der Südſeite; und die Nordſeite ernährt nur dürftige Taxus. Das Kupfergebirge bei Dhunpur iſt ganz kahl auf den höhern Kämmen; die tiefen Einſchnitte tragen dichten Laubwald. Im Thal des Dudegaon in einer Höhe von 6800′ fanden wir wieder einen ziemlich dichten Wald von Pinus longif. und merkwürdiger Weiſe ſchließt ſich Chamaerops Martiana Wallich unmittelbar an dieſe an, einzelne hohe Stämme des letztern findet man mitten unter den Kiefern. Etwa 1000′ über dem Flußbette des Alakenanda hören die Nadelwälder auf und fangen am rechten Ufer etwas niedriger, etwa bei 1500′ wieder an und ziehen ſich etwa 2 Stunden lang an beiden Ufern des kleinen Fluſſes Kungar hin, bis auf die Höhe des Rückens, der den Ganderegand naddi vom Kungar trennt. Von da an giebts kein Nadelholz mehr, das Kupfergebirge von Pokri, gewiß über 6500′ hoch, führt nur Eichen. Wir ſahen die erſten Nadelhölzer wieder beim Uebergang über den Paß Khale kal, die ſchroffen Ausläufe des Tungnath-Piks. In einer Höhe von 7800—8500′ tritt hier zuerſt auf die wunderſchöne Abies Pindrow, ganz pyramidal, von ungeheurer Höhe und mit ganz kurzen Aeſten. Der langen platten dunkelgrünen Nadeln wegen hatte man den Baum zuerſt für eine Taxus (Wallich) gehalten. Man nannte den Baum hier Kulu, doch die Namen wechſeln in jedem Thale, mit Ausnahme der Pinus longif. und excelsa, die im ganzen weſtlichen Himalayah den gemeinſchaftlichen Namen Tſchir oder Tſchil tragen. Hier iſt auch der Beginn der ſchönen Edeltanne Abies Webbiana mit kurzen aber ſehr weißen Nadeln, ein Baum von etwa 80′ Höhe. Beide Abies-Arten haben hier (30° 30′) vielleicht ihre ſüdliche Grenze. Beim Herabſteigen von Tungnath zeigte ſich auch die Roitanne Picea Morinda (ſehr unſerer Rothtanne ähnlich, nur heller im Laub und mit ſpitzen Nadeln) in einer Höhe von 6500′. Auch für dieſe Bäume iſt dies das ſüdlichſte Vorkommen. Das Thal des Agas ganga (4000′) und das des Mundagri

ganga mit den dazwiſchen liegenden Rücken von 7500′, hat nur Eichen auf den höchſten Punkten. Ebenſo fehlen die Nadelhölzer an beiden Ufern des Mundagri bis zum Zuſammenfluſſe des wilden Kali ganga mit dem erſtern. Hier unterhalb der Höhe der Pavia-, Juglans- und Acerwälder findet man neben dem Dorfe Phata eine einzelne große Deodarceder, die erſte die ich ſah, gewiß kultivirt. Der Weg am rechten Ufer des Mundagri nach Gaurikund aufwärts erhebt ſich nicht über die Region der Laubhölzer. Erſt etwa 1 Stunde oberhalb Gaurikund zeigt ſich auf dem linken Ufer hin und wieder die ausgezeichnete Geſtalt der Pindrow in einer Höhe von etwa 2000′ über dem Flußbett. Auf dem Wege nach Kedarnath ſieht man kein einziges Nadelholz. Dichter Eichenwald geht bis Bhim Odiar, oberhalb welches Ortes in einer Höhe von 9000′ die Bäume in folgender Ordnung aufhören: Quercus lanata, Corylus, Cornus, Rhododendron arboreum, Syringa, Salix. Auf den Kuppen des gegenüberliegenden linken Ufers ſieht man in dieſer Höhe noch Pinus; ob excelsa oder longifolia, kann ich nicht entſcheiden. Von Tirjugi-Narain (5200′), das mitten im Eichwald liegt, kreuzten wir ohne Weg quer durch 6—8 höhere und niedrigere Ausläufe des Badrinathgebirges, bis wir etwa Reithal gegenüber an den Ganges kamen. Der erſte Paß war etwa 9600′ hoch, Tſorikal, Grenze des Baumwuchſes bei 8500′ mit Ellern, Birken und Pappeln; Nadelholz wurde nur in einem Grunde geſehen, etwa 8000′ tief und es ſchien die Abies Webbiana zu ſein. Der Weg lief wohl 4 Stunden in der Höhe von 8500—9000′ fort. Beim Hinabſteigen zum Dorf Pauali berührten wir kein Nadelholz, nur dichte Eichenwaldung voll von nie geſtörten Lophophorus, die auf allen Bäumen ſaßen, und Moschus. Im Flußthal des Billang bis zum Dorf Gowanne nur Eichen (3 Species). Der nächſte Höhenzug zwiſchen Billang und Kathurathal war nach eigener (Thermometer) Meſſung 10,580′. Jedoch auch hier endigte der Wald mit Eichen und Baumrhododendren mit dichtem Unterholz von Bambus, der bis auf 9000′ hinaufgeht. Auf allen dieſen Höhen findet man, wo irgend eine ſanftere Neigung oder eine kleine Plateaufläche es zuläßt, ungeheure Felder von Krautpflanzen, Polygonum, Rumex, hohe Potentillae, Arum,

Sonchus von 3—5′ Höhe und ſolcher Dichtigkeit, daß man nur mit Mühe einen Weg hindurchbahnt. Dieſe Eigenthümlichkeit, die ich weder vorher noch nachher geſehen habe, zeichnet alle dieſe Querkämme des Badrinath aus. Der Kamm zwiſchen dem Kathurathal und den beiden Bhalegangas, ebenfalls 10,400′ hoch, hat dieſelbe Vegetation, nur noch rieſenartiger; auch liegen in der Höhe von 9000′ mehrere intereſſante Seen. Der Paß jenſeits des Bhaleganga war ſehr ſteil, kein Nadelholz auf der S. Oſtſeite, dagegen, nachdem die Spitze von 10,700′ überſchritten war, begann an der N. Weſtſeite in der Höhe von 8500′ einer der ſchönſten Nadelwälder, die ich geſehen habe, beſonders die tiefen Gründe des Palang naddi waren voll von den höchſten Abies Pindrow, gewiß über 200′ hoch und an 15—20′ im Umfange; Abies Webbiana von 150′ Höhe und Picea Morinda von beinahe eben ſo viel. Die Pindrow wird hier Morin, Morind, Murinda genannt, die Rothtanne heißt Roi. Im Thal des Pillgaonfluſſes gab es nur Eichen mit dichtem Bambusjungle. Der letzte Paß bis zum Gangesthal war äußerſt ſteil, wiewohl nur 9700′ hoch. Die höchſten Kuppen ſind noch mit Wald bewachſen und zwar Eichenwald; bald unter der Spitze jedoch fängt wiederum auf der N. Weſtſeite ein ausgedehnter Nadelwald an, zuerſt mit Abies Pindrow, dann Ab. Webbiana, Picea Morinda von 8000—6500′ hinab. In der letztern Höhe fand ſich auch Pinus excelsa, jedoch ſparſam. Die Pindrow maßen zum Theil 30—40′ im Umfang; die Roi (Picea) 15—20′. Es war ein Rieſenwald und die höchſten Nadelbäume, die ich im Himalayah geſehen. Auf dem linken Ufer des Ganges oberhalb Reithal in der Höhe von 800′ über dem Fluſſe beginnt ein dünner Pinus excelsa-Wald in einer Ausdehnung von etwa 3 Stunden. Dieſe führt ihren Namen mit großem Unrecht, denn Bäume von mehr als 40 — 50′ ſind große Seltenheiten. Am Waſſerfall des Ganges, nicht viel über dem Niveau des Fluſſes, kommt am linken Ufer Pinus excelsa mit longifolia zuſammen vor. Roitannen, jedoch ſehr vereinzelt, gehen an beiden Ufern des Fluſſes aufwärts. Bei Dangul am linken Ufer iſt ein Wald von Hippophae, Populus, Morus und Grewia, untermiſcht mit einzelnen Roitannen 7500′ hoch. Von da bis Sukhi

ſind die Felſen ziemlich kahl. Sukhi ſelbſt liegt zwiſchen Juglans und Pavia-Wald, wiewohl 1000′ über dem Fluſſe, und doch kein Nadelholz in der Nähe. Erſt bei dem Einfall der 3 Flüſſe Scheangad, Herſile, Gumpti in den Ganges beginnt, nicht weit vom Dorfe Dſchalla, auf dem rechten Ufer der Cedernwald, bald auch auf dem linken, und geht in großer Ausdehnung von den Bänken des hier ſeichten Fluſſes bis 1000 Fuß oberhalb deſſelben über die Dörfer Derali am linken, Mukba am rechten, über Bairamgathi an den Ufern des Jahnevi-Ganga in das Bhagirathi bis nach Gangotri ziemlich ohne Unterbrechung aufwärts, noch bis einen Tagemarſch oberhalb Gangotri. In ſeiner ſchönſten Vollkommenheit findet er ſich zwiſchen Bairamgathi und Derali, wiewohl auch noch bei Gangotri einzelne Bäume von 10 — 12 Fuß Umfang und 50 — 80 Fuß Höhe vorkommen. Am Herſile- und Gumpti-Fluß geht der Cedernwald auch eine gute Strecke aufwärts, doch nur etwa 800′ über dem Flußbett. Es ſcheint alſo 31° 3′ die Südgrenze der Ceder zu ſein, was etwa auch der Höhe von Simlah, wo die Ceder häufig, wenn auch nicht ſehr vollkommen iſt, entſpricht.

Auf den Gebirgen oberhalb Mukba in der Höhe von 11,000 Fuß findet ſich eine ganz niedrige Cypreſſe in großen Feldern. — Oberhalb des Herſile hört die Ceder auf, Pinus excelsa, wiewohl in geringer Ausdehnung zugleich mit Picea Morinda, geht noch ein paar hundert Fuß höher, dann hört der Baumwuchs in den wieſenreichen Zuflußthälern der Quellen des Gumpti mit Haſel- und Birkenwald in der Höhe von Fulal daru 11,500′ ganz auf. Juniperus squamosa endigt zugleich mit der Birke. Jenſeit des Lama Kaga-Schneepaſſes (16,000′) an den Quellen des Baſpa war eine Cypressus von ſehr niedrigem Wuchs, unſer Brennmaterial. Ich glaube, daß dies eine neue Cypreſſe iſt, eine von Cypr. torulosa verſchiedene Art. Sie wuchs in der Höhe von 14 — 15,000′ und findet ſich auch noch bei Beginn des engen Felsbettes des Baſpa anderthalb Tagemärſche abwärts, wo ſie von den Bewohnern von Tſchetkul ſehr wohl von der Juniperus unterſchieden wird, als zur Bereitung des Wachholderbranntweins untauglich. Die erſten Kie-

fern beginnen lange nach den Birken, zuerst auf dem linken Baspa-ufer, 1½ deutsche Meilen oberhalb Tschetkul. Es schien Pinus excelsa, Höhe von 11,500′. Erst bei Tschetkul selbst fangen auch auf dem rechten Ufer die Pinus excelsa- Wälder an; der Baum heißt hier Linne. Die Roitannen, hier Marin genannt, beginnen zugleich mit der Pappel in der Höhe von Ragsam 9000′ auf beiden Ufern. Tief unterhalb Ragsam beim Ausfluß des Berſen naddi auf dem rechten Baspa-Ufer fängt auch die Ceder, hier Kselmang genannt, wieder an, welche bei Sangla, besonders auf dem linken weniger cultivirten Ufer zugleich mit Pinus excelsa in einer Höhe von 800′ über dem Fluſſe in großer Vollkommenheit auftritt. Die ganze S. S. Oſtſeite des Haraug-Paſſes iſt von Holz entblößt. In großen Maſſen dagegen tritt das Nadelholz auf der Nordweſtſeite deſſelben Paſſes auf, von der Spitze an bis zum Niveau des Sutledſch. Es ſcheint hier ein Knotenpunkt für die Nadelhölzer des Himalayah zu ſein; man findet ſie hier alle. Den Anfang macht Pinus excelsa zugleich mit Rhododendron campanulatum, dicht unter der Spitze (10,600′). Etwa 600′ tiefer beginnt Abies Webbiana, hier Kuruz genannt, darauf faſt zugleich mit ihr die Picea Morinda, ſodann wieder 500′ tiefer die Abies Pindrow, aber nur einzeln. Alle 4 gehen bis Mebur herab (9500′); unmittelbar unter dieſem Ort beginnt die Ceder ausſchließlich vorzuherrſchen; einzeln fängt dieſelbe ſchon früher an. — Vor dem Orte Barang (8400′) findet ſich die erſte Neoza (Pinus Gerardiana), die dem Sutledſch eigenthümlich iſt. Sie geht in einem höchſt vollkommenen Walde bis Puari 5800′ herab. Auf dem rechten Sutledſch-Ufer in der Höhe von Tſchini (9600′), wo der Weinbau aufhört, findet ſich die Ceder in ungeheuren Exemplaren (36 Fuß im Umfange) mit Neoza und der Pinus excelsa vermiſcht. Aufwärts bis Pangi iſt auf beiden Seiten ein ziemlich dichter Cedernwald in der Höhe von 1 — 3000 Fuß über dem Fluſſe mit Roitannen untermiſcht und mit Neoza am Rande eingefaßt. Derſelbe Wald zieht ſich den Sutledſch auf beiden Seiten in großer Dichtigkeit und mit Vorherrſchen der Ceder herauf bis zum Erreng-Paſſe am rechten Ufer; am linken geht der Wald viel weiter. Jenſeits des Erreng, oberhalb Lipe, iſt der Wald äußerſt dünn;

kümmerliche Cedern und Neoza-Kiefern laufen auf den ſchroffen Geröllbergen vorwärts bis oberhalb Kanum, wo bald Alles verkrüppelt, und die thibetiſche Steppenvegetation anfängt. Merkwürdig iſt der Erreng-Paß deswegen, weil auf ſeiner Südſeite die Juniperus excelsa mit der Cypreſſe zugleich vorkommt. Beide waren in Früchten gar nicht zu verwechſeln. Juniperus excelsa habe ich in einem 40′ hohen Exemplare zuerſt in Tſchetkul geſehen; nachher iſt es am Sutledſch die einzige baumartige Pflanze. Nur beim Orte Khab finden ſich wieder einzelne Neoza-Kiefern von großer Schönheit. Schipki und Namgiah haben nur die Juniperus; das Gleiche gilt vom Li-Thal, den Gebirgen von Nako, Lio und Hang, welche über alle Begriffe kahl ſind. Den untern Lauf des Sutledſch zieht ſich der Cederwald an beiden Seiten des Fluſſes in der Höhe von 2000′ über demſelben noch mehrere Tagemärſche bis Tranda hin, wo er wieder in großer Vollkommenheit auftritt. Nicht weit von Gura auf dem Wege nach Rampur findet ſich als Kurioſität ein mehrere Stunden langer Wald von Pinus longifolia in der Höhe von 1000′ über dem Fluſſe. Sie wird hier Kil genannt. Oberhalb Kotghur, und nicht früher, beginnt ein ſchöner Wald von Picea Morinda, Abies Webbiana und Pinus excelsa. Bei Nagkanda beginnen auch Cedernwälder, von neuem untermiſcht mit Ab. Webbiana und Abies Pindrow; die Neoza fehlt. Die Bergkuppen ſind bis auf die höchſten Kuppen mit Nadelwald bedeckt, bald dichter bald ſparſamer. Sehr ſchöne Stämme von Abies Pindrow, Picea Morinda findet man einen Tagemarſch oberhalb Simlah bei Fagu. Kurz vor dieſer Station findet ſich auch ein vereinzelter Wald von Taxus. Die ſchönſten Nadelbäume ſind unzweifelhaft die Abies Pindrow und die Neoza. Letztere hab' ich nie höher als von 50′ geſehen, der Stamm iſt nie gerade aber höchſt elegant gebogen und mit einer ſtets ganz glatten ſilbergrauen Epidermis bedeckt. Die Form der großen Früchte iſt eben ſo höchſt elegant und die Farbe der Nadeln ſehr lebhaft grasgrün, ſo daß der Baum zu einer der größten Zierden der Berge gehört. Die Früchte ſind außerdem ſehr ſchmackhaft und reifen im November. — Die Verbreitung des Baumes entſpricht ungefähr der des Weinſtocks im Sutledſchthal. Nur die

Berge oberhalb Kanum, wo eine verkrüppelte Form dieſer Bäume exiſtirt, machen hiervon eine Ausnahme.

Doch ich vergeſſe, daß ich das Maaß eines kurzen Berichts längſt überſchritten habe. —

Anhang.

Vorſtehende Abhandlung ergiebt folgende Reſultate:

1. Pinus longifolia. Lambert Pinus t. 26. 27. Royle III. of the Bot. of the Himalayan mount. II. t. 85. 1. Link in Schlechtend. Linn. XV. p. 507. Die Tſchil-Kiefer. Tſchelu Tſchir oder Tſchil (nach Royle Illustrations of the Botany of the Himalayan mount. I. p. 349. cheer, sullah und thansa genannt) am Sutledſch Kil *). Wuchs: 50—80′ Höhe. Geograph. Verbreitung: 29° 25′—32°. Vegetations-Grenze: von 5000 und bis 8000′ über dem Meer. Am weiteſten verbreitet im Himalayah.

2. Pinus excelsa. Lambert l. c. 33. Wallich Pl. as. rar. t. 201. Link l. c. p. 515. Kuel der Eingebornen von Sirmore und Ghurwal, von den engliſchen Reiſenden häufig der dünnen hängenden Zweige wegen „weeping fir“ genannt. Linne-Kiefer. Wuchs: höchſtens bis zu 40—50′. Geograph. Verbreitung: 30° 30′—32° Vegetat.-Gr.: von 7000 bis 10,600′. Weniger allgemein verbreitet, doch hin und wieder große Waldungen bildend.

3. Pinus Gerardiana. Lambert l. c. t. 79. Royle l. c. II. t. 85. fig. 2. Die Neoza-Kiefer. Wuchs: bis zu 50′, nie ganz gerade. Geogr. Verbr.: 31° 15′ — 31° 45′. Vegetations-Grenze: von 5800 bis 9400′. Wächſt nur am Sutledſch.

4. Picea Morinda. Link l. c. p. 522. Abies Smithiana Loud. Arb. brit. 4, 2317. Pinet. Woburn. t. 30. Pinus Khutrow Royle l. c. t. 84. f. 1. Die Roi-Tanne; bei Tſchetkul: Marin. Wuchs: bis 150′ hoch, 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung: von 30° 45′—32°. Vegetat.-Grenze: von 6500 bis 10,000′. Am meiſten unſerer Abies ähnlich.

---

*) Kil Sanskr. nach Wilſon: eine Art Kiefer.

5. Abies Pindrow. Royle l. c. I. p. 354. II. t. 86. Die Kulu-Silbertanne. Morin oder Murinda, Morindaum. Wuchs: bis 200′ Höhe, 20′ Umfang. Geogr. Verbreitung: von 30° 30′ — 32°. Vegetat.-Grenze: von 8000 bis 9500′. Ganz pyramidal mit kurzen Aeſten. Stete Begleiterin des Weinbaues im Sutledſch-Thal.

6. Abies Webbiana Pinetum Woburnense t. 41. Link l. c. p. 532. Pinus Webbiana und P. spectabilis Lambert t. 44. und t. 2. Die Kuruz, Chilrow, Gobrea, Sallar und Oonum, Silber- oder Edeltanne. Wuchs: bis 80′ Höhe. Geogr. Verbreitung: 30° 30′ — 32°. Vegetat.-Grenze: von 6500 bis 10,000′. Eine der ſelteneren Arten.

7. Cedrus Deodara. Loudon Arboret. brit. 4, 2428. Pinetum Woburn. t. 48. 49. Link l. c. p. 538. *). Die Deodar- oder Kelon-Ceder. Am Baſpa-Kjelmang **). Wuchs: bis 150′ Höhe, 36′ Umfang. Geogr. Verbreit.: 31° 3′ — 31° 50′. Veget.-Grenze: von 8000 bis 11000′. Hauptzierde des Himalayah. Hin und wieder außer den natürlichen Standorten kultivirt. Einzeln über 40′ Umfang.

8. Cupressus torulosa Lambert. Wuchs: bis 40′ Höhe. Geogr. Verbreit.: 29° 22′ bis 32°. Veget.-Grenze: von 5500 bis 8500′. Verkümmert, auch wohl noch höher hinauf.

9. Cupressus n. sp. Wuchs: ſtrauchartig, geſellig, in großen Feldern. Geogr. Verbreit.: 31° 0′ bis 31° 20′. Veget.-Grenze: von 11000 bis 16000′. An den Quellen des Gumpti und Baſpa.

10. Juniperus excelsa Bieberſtein! Wuchs: bis 40′ Höhe. Geogr. Verbreit.: 31° 30′ bis 32°. Veg.-Grenze: von 8000 bis 12000′. Oft mit Cupressus torulosa in Geſellſchaft, verbreitet ſich höher als die andern, iſt am obern Sutledſch der einzige Baum, ebenſo an den Abhängen gegen das Plateau bei Schipki, wird aber dann ſtrauchartig.

11. Juniperus squamosa Don. Wuchs: niedrig. Geogr.

---

*) Dêra-dâru Sanskr., d. h. Götterfichte. Dâru für ſich allein bezeichnet denſelben Baum.

**) Kilima Sanskr. nach Wilſon: eine Art Kieſer.

Verbreit.: 31° 30 bis 32°. Veget.-Grenze: von 9000 bis 11500′. In Geſellſchaft von Zwergarten der Gattung Corylus und Betula; hört mit der letzteren in der angegebenen Höhe auf.

12. Taxus baccata? (Eibe). Wuchs: baumartig an den beſſern Standorten; verkrüppelt in den Höhen, Geogr. Verbreit.: von 30° bis 32°. Vegetat.-Grenze: von 5000 bis 8000′. Bildet hin und wieder kleine Wälder (z. B. bei Fagu).

II.

Bemerkungen

über

die Vegetation des Himalayah.

I. Von Nainethal bis zum Ramganga.
Thal des Koſſla und Uſigaka naddi.

1. Untere Waldregion.

Phoenix humilis. Melia. Ficus. Elate sylvestris. Bombax. Bassia butyracea. Vitex. Laurus. Platanus. Bauhinia. Vitis. Punica. Deutzia. Indigofera. Cactus. Androsace. Fragaria indica. Urtica.

2. Obere Waldregion.

Rhododendron. Betula. Cerasus. Acer. Quercus. Pinus longifolia. Berberis. Rosa. Rubus. Arbutus. Carissa sepiaria.

3. Bachthäler.

Laurus. Berberis. Daphne. Hedera helix. Ipomaea. Mazus. Cyperus. Gnaphalium. Primula. Adiantum. Campanula. Ajuga. Campanula. Impatiens.

4. Kulturpflanzen.

Mangifera indica. Triticum.

II. Thal des Ramganga bis zum Alacananda.
Thal des Kurſali naddi und Dubegaon naddi.

1. Untere Waldregion.

Phoenix humilis. Acacia. Ficus. Cassia. Carissa. Vitis. Myrica sapida. Cissus. Paeonia.

2. Obere Waldregion.

Aesculus. Morus. Pyrus. Quercus incana. Q. semicarpifolia. Taxus. Pinus longifolia. Rhododendron. Berberis. Rubus. Anemone. Aquilegia. Cypripedium. Fragaria indica. Fr. vesca. Euphorbia. Arum. Lamium.

3. Bachthäler.

Spiraea (veronicaefolia?). Philadelphus. Carissa sepiaria. Verbena officinalis. Ajuga. Mazus. Agrostis. Poa.

III. Vom Alacananda bis Kedarnath.
Thal des Kunegar und Mundragiri.

1. Untere Waldregion.

Laurus. Pterocarpus. Phoenix humilis. Menispermum. Myrica. Bambusa. Orchis.

2. Obere Waldregion.

Quercus incana u. semicarpif. Picea Morinda. P. excelsa. Aesculus. Ulmus. Acer. Salix. Alnus. Populus. Taxus. Staphylea. Sambucus. Cornus. Corylus. Vitis. Smilax. Cissus. Rosa. Arum. Filices.

3. Wiesenvegetation.

Arum. Mazus. Polygonum. Ajuga. Prunella. Herminium. Cerastium vulg. Alhine media. Myosotis. Gnaphalium. Juncus. Carex (am See von Durithal).

4. Alpine Flora von Kedarnath.

Rheum. Iris. Fritillaria (meleagris). Potentilla pteropoda u. coccinea. Primula. Anemone (2 Spec.). Corydalis. Myosotis. Draba. Pedicularis. Gentiana. Veratrum. Anchusa. Viola reniformis. Hottonia. Erysimum. Nasturtium. Caltha. Juncus. Carex. Rhododendron. Rosa. Cotoneaster. Salix.

IV. Von Kedarnath bis zum Bhagirathi.
Thal des Billang und Bhaleganga.

1. Waldregion.

Cornus. Quercus (Moru u. Bhansch). Andromeda. Acer. Juglans. Alnus. Sorbus. Fraxinus. Betula. Pyrus. Carpi-

nus. Taxus (5′ Durchmeſſer). Abies Pindrow (6′ Durchm. 200′ Höhe). Picea Morinda. Corylus (3′ Durchm.). Rhododendron arboreum. Rh. campanulatum. Spiraea (baumartig). Xylosteum (baumartig). Berberis angustifolia. Rhamnus. Philadelphus. Rubus. Vitis. Bambusa. Betonica. Urtica. Cannabis. Fragaria. Impatiens. Cheiranthus.

2. Krautfelder im Walde (4′ bis 5′ hoch).

Rumex. Chaerophyllum. Lamium. Ballota. Arum. Sonchus. Polygonum. Thlaspi bursa pastorum. Caltha cachemiriana. Ranunculus.

3. Auf den Paßhöhen.

Thermopsis barbata. Aster. Liliaceen u. Orchideen.

4. Kulturpflanzen.

Prunus armeniaca. Juglans. Amaranthus Gangeticus. Oryza sativa. Triticum. Hordeum. Panicum.

V. Thal des Bhagirathi bis Gangotri.

Ufer des Bhagirathi.

1. Am Flußbette.

Berberis. Cissus. Rubus. Vitis. Auratiaceen.

2. Höher hinauf.

Pinus longifolia. Pavia. Grewia. Betula. Populus. Sorbus. Morus. Ulmus. Alnus. Dryobalanus. Salix pentandra. Hippophae (Amil). Bignonia. Corragana. Rhamnus. Dalbergia. Vitis (Lagella). Ficus (kletternd). Parietaria. Rumex. Carduus. Pteris. Cyperus.

3. Bachthäler.

Urtica (2 Spec.). Cannabis. Impatiens. Spiraea. Fraxinus (Gebüſch). Coriaria. Salix. Solanum moschatum (am Waſſerfall des Bhagirathi).

4. Steinſchurren.

Saxifraga. Cichorium. Dianthus barbatus. Sempervivum. Lilium martagon. Epilobium. Cucubalus. Petasites. Scrophuaria. Arenaria. Myosotis. Astragalus. Galium.

Höher hinauf: Papaver (blau). Saxifraga. Rheum. Sedum. Telephium. Primula.

5. Erſter Cederwald von Dſchalla an.

Cedrus Deodara. Fragaria. Thlaspi. Senecio. Allium. Monotropa. Bupleurum (am Rande des Waldes). Indigofera. Ribes grossularia.

6. Kulturpflanzen.

Juglans. Prunus armeniaca. Amygdalus persica. Panicum (2 Spec.). Triticum. Hordeum.

7. Vegetation bei den Dörfern.

Ribes gross. Origanum. Thymus. Lychnis. Turritis. Orobanche. Artemisia Absinthium. Tanacetum. Cheiranthus. Lonicera.

8. Vegetation von Balramgath.

Artemisia. Pyrethrum. Galium. Blitum. Lithospermum. Soldanella. Arenaria. Apargia. Asparagus acinacifolia. Scabiosa. Pedicularis. Origanum. Alopecurus. Artemisia. Viburnum. Indigofera.

9. Vegetation von Gangotri.

Astragalus. Athamanta. Vicia (cracca?). Wiborgia. Artemisia. Thesium. Epilobium. Lilium martagon. Aster. Asparagus. Rheum. Asperifolia. Rumex. Rhododendron. Berberis. Philadelphus.

VI. Vom Bhagirathi bis zum Sutledſch. Thal des Herſile, Gumti und Baſpa.

1. Das Herſilethal.

Alpenvegetation.

Papaver (blau). Anemone. Parnassia. Primula. Saxifraga. Sedum. Telephium. Rheum.

Waldregion.

Cedrus Deodara (dichter Wald). Pinus longif. P. Morinda. Fragaria. Cheiranthus. Dalbergia.

2. Das Gumtithal.

Alpenwieſen.

Potentilla atropos. Geranium (pratense?). Rumex. Pedicularis. Hottonia. Epilobium. Centaurea. Polemonium. Lotus corniculatus. Valeriana. Campanula. Saxifraga. Lilium. Astrantia. Sagina. Telephium. Asperifolia. Echium. Polygonum. Sedum (2 Spec.). Valeriana. Chaerophyllum. Heracleum. Convallaria. Galega. Cucubalus. Brassica. Arabis. Poa. Alopecurus. Briza. Agrostis. Carex (3 Spec.). Juncus. Salix (Gebüſch). Rhododendron campanulatum. Sorbus. Rosa Webbiana. Artemisia.

Lama Kagapaß.

Equisetum. P. Bistorta. Potentilla coccinea. Ballota. Delphinium cachemirianum. Silene. Myosotis. Anemone (alba). Rumex obtusifolia. Medicago. Musci u. Lichenes.

Geröllflächen.

Rheum. Artemisia. Asparagus acinacifol. Syringa. Deutzia. Berberis. Rosa. Alopecurus. Phleum. Poa.

3. Das Baſpathal.

Oberes Baſpa bis Tſchetkul.

Primula. Potentilla. Filago. Astragalus (gelb). Gypsophila. Salsola. Pedicularis. Gnaphalium. Lactuca. Geranium. Arabis. Nepeta. Galium. Tanacetum. Senecio. Scrophularia. Gentiana. Fumaria. Delphinium (mit Moſchusgeruch). Silene. Oxytropus. Rheum. Bellis. Chrysanthemum (hellroſenroth). Artemisia. Epilobium. Veronica. Carex (3 Sp.). Scirpus. Poa. Agrostis. Tamarix. Salix (Geſträuch). Xylosteum. Cypressus. Rosa. Umbellaten.

Flora bei Tſchetkul.

Pinus longifolia. P. Morinda. Pedicularis (2 Sp.). Thymus. Nepeta. Scutellaria. Mentha. Chenopodium bon. henr. Ch. album. Blitum. Dianthus barbatus (weiß). Morina Wallichiana. Leontodon Taraxacum. Achillea millefolium. Potentilla. Apium petroselinum. Plantago media. Urtica urens. Impatiens. Euphrasia officinalis. Fumaria lutea. Gnaphalium

(weiß). Polyg. aviculare. Myosotis (dunkelblau). Artemisia. Verbascum Thapsus. Cucubalus. Chenopodium (mit kleinen runden Blättern). Stellaria. Galium aparine. Capsella bursa. Rumex. Sagina. Pycnocycla? Bistorta. Brassica. Chaerophyllum (bulbosum?). Anthriscus. Lamium. Thalictrum. Anemone discolor. Heracleum. Cuscuta. Hieracium. Medicago. Lotus corniculatus. Silene. Bupleurum (falcatum?). Arum. Scirpus. Phleum. Poa. Alopecurus. Ribes grossularia.

Kulturfelder bei Tschetkul.

Triticum (2 Spec.). Polygonum (fagopyrum?). Brassica napus.

Unteres Baspa bis zum Sutledsch.

Populus. P. longifolia. Cedrus Deodara. Corylus. Syringa. Rosa. Indigofera. Artemisia. Heracleum. Origanum. Thalictrum. Fragaria. Salvia (2 Sp.). Linum. Scrophularia. Impatiens. Dianthus. Campanula.

Bei Sangla.

Prunus armeniaca. Amygdalus persica. Juglans. Felder: Polygonum fagopyrum. Panicum. Triticum.

VII. Das Thal des Sutledsch vom Einfluß des Baspa bis Schipki.

(Ober-Kunauer).

1. Vom Einfluß des Baspa bis zum Errengtbalpaß.

Wald.

Cedrus Deodara. Pinus longifol. Picea Morinda. Abies Webbiana. Pinus Gerardiana. Pyrus. Ribes. Helianthemum. Geranium. Dianthus. Leontodon. Artem. dracunculus. Portulacca. Medicago falcata. Malva rotundif.

Bachthäler.

Hoya (selten). Myosotis. Verbascum. Rheum. Senecio. Thalictrum. Valeriana. Artemisia. Thlaspi. Nepeta. Chenopodium (häufig). Origanum. Impatiens. Thymus. Phleum. Stipa.

Wald höher oben.

Cedr. Deod. (einzeln). Cypressus. Pyrus. Viburnum. Rosa. Syringa. Xylosteum. Caragana. Berberis. Cotoneaster. Spiraea aruncus. Sp. veronicaefolia. Dianthus. Orobanche. Silene. Eupatorium. Erigeron. Veronica. Gnaphalium. Bupleurum (2 Spec.). Rheum. Lotus. Blitum. Arenaria. Arabis. Pedicularis. Mentha. Galium aparine. Anthriscus. Sedum. Cerastium. Salvia. Oxytropus. Arum. Aster.

Wiesengrund.

Salvia (blau). Polygon. laxiflorum. Centaurea. Heracleum. Scabiosa (6′ hoch). Epilobium. Eupatoria. Cichorium. Echinops. Leonurus. Geranium. Impatiens (4 Spec.). Phleum. Cyperus.

Flora bei Tschini.

Polygonum hydropiper. Polyg. aviculare. Polyg. phapar. Pedicularis. Orchis. Gloxinia. Carduus. Gratiola. Cannabis. Ranunculus (arvensis?). Plantago major. Mentha. Prunella. Lotus cornic. Senecio. Malva. Urtica dioica. Chenopodium album. Chen. crispum. Euphrasia officinalis. Salvia (gelb). Medicago. Impatiens (3 Spec.). Dactylis glomerata. Myosotis (2 Spec.). Inula. Spiraea ulmaria. Clinopodium. Scirpus. Agrostis. Juncus. Rubus.

Kulturpflanzen bei Tschini.

Melia. Populus. Corylus. Juglans. Prunus Armen. Amygdalus persica. Pyrus malus. Vitis. Triticum. Hordeum. Polygonum.

Flußufer.

Capparis. Apargia. Campanula. Malva (2 Spec.). Althaea. Echinops. Cnicus. Carduus. Clematis.

Flora des Errengkhalpasses.

Cypressus. Juniperus. Artemisia. Thymus. Gnaphalium album. Salvia. Senecio. Epilobium laxum. Geranium pratense. Pteris. Poa laxa. Poa pratensis. Poa exilis. Alopecurus. Festuca. Carex (2 Sp.). Morina Wallichiana. Gyp-

sophila. Arenaria. Sempervivum. Erigeron. Rumex scultellatus. R. obtusifol. Meconopsis. Potentilla. Ranunculus (arvensis?). Polygonum laxiflorum. P. (aviculare?). Sedum. Galium aparine. Scrophularia purpurea. Myosotis (2 Spec.). Lotus corniculatus. Leontodon Taraxacum. Gentiana pusilla. Gentiana. Sagina. Valeriana. Aster. Prenanthes. Senecio. Senecillio. Hyssopus. Asplenium. Aspidium. Umbellaten. Astrantia (Kaffer). Cichorium. Draba. Campanula. Papaver (blau). Rhododendron. Betula (jenſeit der Paßhöhe).

2. Vom Errengthal bis Schipki.

Geröllwände des Sutledſchthals.

Cedrus Deodara (ſpärlich und verkrüppelt). Pinus Gerardiana (einzeln und verkrüppelt). Cypressus. Caragana. Rosa. Ribes grossul. Colutea. Xylosteum. Artemisia absinth. Astragalus Grahamianus. Spiraea. Senecio. Carduus. Origanum. Verbascum. Chenopodium. Salsola. Zizyphus. Thymus. Lolium. Poa. Panicum.

Paßhöhen.

Rosa (2 Sp.). Lonicera. Ribes. Caragana. Rheum Delphinium cachemirianum. Orobanche (2 Spec.), Geranium. Polygonum bistorta u. aviculare. Gentiana. Veronica. Centaurea (weiß). Scorzonera. Epilobium. Prenanthes. Arenaria. Avena. Euphorbia exigua (Binangpaß).

Bachthäler.

Beccabunga. Mentha. Leontodon Tarax. Myosotis. Ranunculus (bulbosus?). Rumex (vorherrſchend). Impatiens. Salvia (gelb). Chondrilla (blau). Cannabis. Euphrasia offic. Mehrere Umbellaten und Gräſer.

Flora bei den Dörfern.

Alnus. Ribes grossularia. Lonicera. Spiraea. Clematis. Cannabis. Urtica. Cuscuta. Nepeta. Hyoscyamus. Salvia pratensis. Salvia (gelb). Mentha. Adonis. Artemisia (2 Sp.). Echinops. Poa. Phleum.

Kulturpflanzen.

Populus alba. Grewia. Prunus armeniaca. Cerasus. Py-

rus malus. Tagetes. Datura. Althaea. Triticum. Hordeum. (ſechszeilig). Spelta. Brassica (napus). Brassica rapa. Polygonum. Pisum. Vicia.

VIII. Thal des Sutledſch vom Einfluß des Baſpa bis Kotghuhr.

(Unter-Kunauer).

Bergwald.

C. Deodara (einzeln). Larix (ſehr ſelten). Pinus longif. P. Gerardiana. Picea morinda. Abies Pindrow. Taxus. Quercus (Moru u. Bhauſch). Acer. Fraxinus. Morus. Grewia. Melia. Pyrus (Li). Amygdalus persica. Juglans. Rhododendron (zuletzt bei Manjuti Danda). Alnus. Aesculus. Ilex. Viburnum. Ficus. Philadelphus. Dalbergia. Carissa. Cassia. Dolichos. Cucumis. Vitis. Clematis. Gloxinia. Pteris. Impatiens. Polygonum.

Tiefer im Flußthale.

Pterocarpus. Vitex. Bignonia. Volcameria. Ficus. Dalbergia. Rhamnus. Clematis. Capparis. Amomum. Bambusa. Arundo. Gloxinia. Nepeta. Sedum. Dolichos. Scammonium.

Wieſenflora.

Verbascum. Artemisia. Campanula. Centaurea. Polygala. Gloxinia. Nepeta. Salvia. Teucrium. Pedicularis. Epilobium laxum. Myosotis. Lychnis. Aster. Orchis. Androsace. Oxalis corniculata. Polygonum amplexicaule. Goldfussia. P. laxiflorum. Cnicus. Scirpus. Priodia. Poa. Festuca. Bambusa (klein).

Flora bei den Dörfern.

Melia. Ficus. Bignonia. Sapindus. Carissa. Citrus (bei Gura). Clematis. Cucumis. Cucurbita (2 Spec.). Cannabis. Urtica. Gloxinia. Impatiens. Papilionaceae.

Kulturpflanzen.

Prunus armeniaca. Amygdalus persica. P. malus. Mangifera. Vitis. Dolichos. Chenopodium. Eleusine. Amaranthus. Panicum (2 Spec.). Triticum. Oriza sativa (bei Kartol).

III.

Die Vögel des Himalayah.

(Mr. Hay's Sammlung zu Simlah.)

Fringillae. Pyrgita.

1) Pyrgita . . . ? 5″—5″ 3‴. Von zartem Bau, lichtrothbraun, beſonders lebhaft auf dem Kopfe und Rücken, welcher mit einzelnen, großen, ſchwarzen Flecken geſprengt iſt; Bruſt, Bauch und Kehle ſchmutzig hellgelb; ſchwarzer Streif über Schultern und Kehle, Schwanz graubraun, Flügeldeckfedern ebenſo.

Weibchen graubraun, hat durchaus kein Rothbraun, der Kehlſtreifen fehlt.

2) Pyrgita . . . ? Schnabel ſtark und länger als bei dem vorigen, hellgraubraun ohne alle Flecken und Schattirung; Kopf ebenfalls graubraun; an der hellgrauen Kehle ein runder, verwaſchener, ſchwefelgelber Fleck. 5″ 2‴ P. Nur ein Exemplar. Selten. Röthliche Schultern.

3) Pyrgita . . . ? hellgrau mit großen, ſchwarzbraunen Flecken über den ganzen Rücken. 5″ 6‴.

4) Pyrgita. Männchen. Braunrother Rücken, beſonders ſchön im aſchgrauer Kopf, dunkelbraune Schwingen; hellgraubrauner Nacken; Schwanz; hellgrau oder weißgrauer Bauch und Schläfe; ſchwarze Kehle und Bruſt. Weibchen. hellgraubraun, kein Rothbraun, kein Schwarz; ſchmutzig gelbgraue Bruſt, Bürzel und Bauch; aſchgrauer Kehlſtreifen. 5″ 8‴.

5) Pyrrhula . . . ? Eine kleine niedliche Art Dompfaffen. Die größten Männchen meſſen 6″, Weichen 5″ 6‴.

Der ganze Körper rothgelb angeflogen, Kopf lebhaft rothgelb; Schnabelwurzel mit einem schwarzen Ringe umgeben; Schwanz dunkelblau, schwarz glänzend mit ganz undeutlichen nicht glänzenden Binden. Schwingen dunkelblauschwarz, Bürzel weiß, Bauch gelbgrau; Kehle und Bruſt bis zur Mitte hinab gelblich roſenroth. Häufig im Cedernwalde.

6) Pyrrhula . . . ? Ein einziges Exemplar, junges Männchen, 6″ 6‴, ganz grau, viel größer als der erſte.

Schwanz dunkelblauſchwarz glänzend, mit deutlichen, matten, ſchwarzen Binden. Schwingen ebenſo.

7) Enucleator . . .? Pyrrhospiza. 7″ 6‴. Stattlicher Vogel, nur an der Grenze des Schnees in den höchſten Fichtenwäldern. Glänzend blutrother Kopf, Hals und Bruſt bis auf die Mitte des Bauches; Bürzel und After hellroſenroth.

8) Chloris. Braungelber Rücken und Kopf mit dunkelbraunen Flecken; braune Schläfe, ſchwarzbraune Schwingen. Schwanz mit weißlichen Rändern, gelber Bürzel, gelbe Kehle, gelber Bauch, mit braunem Mittelſtreif in jeder Feder.

9) a. Linaria rhodochroa. Gould. Seltener Vogel. Burandapaß 14,000′ hoch. Schnabel 3‴ lang 2‴ hoch. Bruſt intenſiv roſenroth, ſo der Bürzel und ein Fleck über den Augen, Flügeldeckfedern braunroth.

9) b. Linaria rhodopepla iſt etwas größer, heller roſenroth angeflogen, Schnabel dicker, 5‴ lang 4‴ hoch, die Backen mit ſilbernem Glanze.

10) Linaria nova sp. . . . 5″ 3‴. Schnabel dicker als bei beiden vorigen. Das Roth äußerſt brillant feuerroth, über den ganzen Kopf, aber nur bis auf den halben Bauch. Der After weiß, der ganze Rücken iſt mit demſelben Roth angeflogen. Einige Exemplare haben hellgraue Flecken am Bürzel oder Rücken.

Dies iſt vielleicht die Erythrospiza von Pallas und Coccothraustes roseus von Viellot das Weibchen.

11) Linaria nova spec. . . 7″ l. Nur das Weibchen bekannt, Farbe braungrau mit ſchwarzen Rändern der Rücken- und Halsfedern. Schwarze Beine und Schnabel. Baſpa.

12) Procarduelis? Hodgson. Seltſamer Vogel, nur einmal in einem Schneeſturm am Bruandapaſſe getroffen. 5″ 8‴.

Schnabel, völlig der des Stieglitzes, ſchwarz; Beine braun, Untergefieder graubraun; Rücken und Kopf rauchbraun, röthlich angeflogen, die Stirn und Schnabelwurzel ſchön hellroth glänzend. Hinterkopf ſchwarz, welche Farbe ſich in den Nacken und Rücken hinein verliert; die Schläfe und Kehle roſenroth angeflogen, Bruſt gleichfalls, aber ſchwächer und auf dunklerm Grunde; Bauch roſenroth, Bürzel und Schwingen ſchwarzbraun.

13) Carduelis caniceps; häufig bei Schipki, kleiner als unſer Stieglitz; das größere Männchen 5″ l.

14) Chrysomitris. Boie. Der Himalayahzeiſig, viel geſehen. Hals, Bauch, Schultern, Flügeldecken, Bürzel, Mitte der Schwingen hochgelb. — Stirn, Schläfe, Ende der Schwingen und Schwanz ſchwarz. Rücken graubraun in Gelb übergehend. 4″ 7‴.

15—16) Mehrere Weibchen von Linaria-Arten, die nicht zu den vorigen paſſen, und wozu die Männchen noch nicht bekannt ſind.

17) Nov. Genus . . . Zwergform von Coccothraustes. 6″ 6‴. Nur einmal ein Flug bei Nagkanda vorgekommen. 3 Männchen, Weibchen nicht zur Unterſuchung vorliegend. Hauptfarbe des Rückens wie bei einer unausgefärbten Loxia, graugrün mit rothgelben Spitzen; Bauch rothgelb mit grünem Schimmer, rothe Bruſt und Kehle, letztere mit viel Graugrün gemengt, dunkelgelbrothe Augenkreiſe; Flecken an der Schnabelwurzel, Kopf- und Kehlflecken ſchwarz. Die Schwingen ſind ſchwarz, die inneren mit weißen Flecken am Außenrande der Spitze. Bei denen der zweiten Ordnung iſt dieſer Fleck größer, die Deckfedern haben einen noch größern, weißen Dupfen. Schwanz ſchwarz mit weißer Spitze und weißer Unterſeite. Schnabel hochgelb, ſehr ſpitz, Füße hellbraun.

18) Coccothraustes icteroides. Gould. 8″ 3‴. Schnabel $8\frac{1}{2}$‴ l. $5\frac{1}{2}$‴ br., an der Wurzel blaugrün mit weißen Rändern; dunkelblauſchwarzen Schwanz und Schwingen haben auch Weibchen und Junge. Sünlah.

19) Coccothraust. nova spec. . . ? 8″ 2‴. Schnabel 9‴ l. $8\frac{1}{2}$‴ br., grau. Hellgelb, ſchwarzgrau gefleckt; graue Streifen ziehen

vom Auge herab den Nacken entlang. Schwanz und Schwingen ſchwarz. Simlah.

20) Euplectes philippinensis . ? Dera Dhun. Gelbe Bruſt, Kopf und Nacken. Graubraune Kehle, brauner Schwanz, Rückenfedern braun, gelbgeſäumt. Unterſchnabel mit ſehr breiter Wurzelſpitze.

21) Amadina . . . ? Federn des Rückens groß, ſchwarzbraun, weißgeſäumt. Schwingen grau, gelb geſäumt am Außenrande. Federn der Bruſt hellgrau geſäumt, Schwanz ſchwarz, weiß geſäumt. Kopf grauſchwarz, Kehle und Schläfe beſonders dunkel. Stirn feuerfarbig, ein runder Fleck am Bürzel hellgelb. 4″ 4‴.

22) Amadina . . ? Braunroth, Kopf und Nacken lebhaft; Kehle dunkelbraun, die Bruſt- und Bauchfedern weiß mit braunen Rändern. 4″ 3‴. Simlah.

23) Amadina . . . ? Rothbraun glänzend, Untergefieder grau, Bruſt und Kehle graubraun, Rücken und Bürzel rothbraun mit weißen Augen; Bauch heller, ebenfalls mit Augen. 4″ 1‴. Dera Dhun.

24) . . . ? Ammerartiger Vogel, dunkelſchwarz, einen Schopf von 6—8 dünnen Federn; Flügel, Schwingen und Schultern braunroth, Deckfedern ſchwarz, Schwanz braunroth.

Weibchen hat denſelben Schopf, iſt aber durchaus graubraun. 6″ 3‴. Burandapaß. Miſſuri.

24) Emberiza . . . ? Rothbraun mit ſchwarzen Mittelſtreifen auf jeder Feder, Kehle hellaſchgrau, Stirne ſchwarz, in der Mitte weiß getheilt, Zügel ſchwarz, Bauch hellroſtfarbig. 6″. Tſchini.

25) Emberiza . . . ? Rothbraun mit einzelnen ſchwarzen Mittelflecken auf den Federn, Kopf einfarbig aſchgrau, mit ſtark markirter, ſchwarzer Mittellinie; Schläfenfleck rothbraun, weiße Zügel mit ſchwarzem Außenrande. Kehle und Bruſt grau, auf der Bruſt oben ein ſchwarzer, dann ein weißer und zuletzt ein braunrother Ring; letzterer verläuft am Bauch in Weiß. Buri.

26) Emberiza . . . ? Einfach graubraun, der Rücken heller; Kehle hellgrau, Zügel ſchwarz, Backen grau; ein ſchwarzer Fleck hinter den Augen. Schwarzer Kopf mit grau verlaufener Mittellinie, Bauch hellroſtroth.

27) Emberiza. Eine weiße, vermuthlich geſpornte Art habe

ich auf dem Paſſe vor Schipki unterhalb des Purgeul geſehen. In keiner Sammlung.

28) Parus monticolus. Schwarzer Kopf, Bruſt und Kehle; weiße Schläfen. Gelber Bauch und Linie hinter der Schulter, eine ſchwächere im Nacken. Der Rücken grün, Untergefieder grau; blaugrauer Schwanz mit weißen Spitzen, ſchwarze Schwingen mit dito. Zuweilen geht das Blauſchwarz der Kehle bis tief auf den Bauch hinab. Schulterfedern blaugrau, hellgeſäumt.

29) Parus . . . ? xanthogenys. Schwarzer Kopf und Kehle; ein hoher, blauſchwarzer Schopf, gelbe Schläfen und Augenkreiſe, gelbe Bruſt und Bauch; Rücken grün, Untergefieder grau. Schwanz bräunlichgrau mit ſchwarzer Mittellinie der Federn; blauſchwarze Schwingen mit bläulich weißen Vorderrändern, die der 2ten Ordnung mit weißen Spitzen. Schulterdeckfedern blauſchwarz, gelbgeſäumt.

30) Parus melanolophus. Kopf, Bruſt und Kehle kohlſchwarz; ein ſpitzer, blauſchwarzer Federbuſch, bleigrauer Rücken, Bauch und Bruſt, weiße Schläfen. Ring um den Kopf, Schwingen graubraun mit bläulichem Vorderrande, Deckfedern mit weißen Dupfen an der Spitze. Roſtgelbe Flecken unter dem Flügel und auf der Bruſt, Schwanz ſchwarzgrau. 4″ 3‴.

31) Parus . . . ? Dem vorigen ähnlich, jedoch ohne Buſch; ganzes Gefieder aſchgrau, das Schwarze der Kehle verbunden durch einen Streif mit dem des Hinterkopfes. Die aſchgrauen Flügeldecken mit weißer Spitze. Schwarze Flecken am ſchmutzig grauweißen Bauche. Länge 5″.

32) Parus . . . ? Das Schwarz der Bruſt geht bis auf die Mitte des Bauches; die Flügeldeckfedern einfarbig dunkelgrau, der Rücken grünlich; ein ganz ſchwacher Schopf. Im Nacken ein verwaſchen hellroſtbrauner Fleck. 5″ 3‴.

Sind dies vielleicht Junge von P. melanoloph? Sie ſind viel größer als dieſe Art. — Iſt vielleicht Nro. 31 ein altes Weibchen?

33) Parus erythrocephalus. 4″ 2‴ l. Mit rothbraunem Kopfe, ſchwarzer Schläfe und Halsbinde, weißer Schnabelwurzel.

Dieſen kleinen Vogel habe ich viel in Nepaul geſehen.

34) Eine an die Meiſen ſich anreihende Gruppe (vielleicht Ixos).

Hellgraubraun auf dem Rücken; dunkelgraubrauner Kopf mit schwachem Schopfe, Schwanz am Ende fast schwarz, Kehle schwarzbraun, weiße Schläfen, Brust und Bauch hellgraubraun, After lebhaft gelb, Schwingen braun, Schnabel und Füße schwarz. 7″ 8‴. Simlah.

34) a. Ixos . . . ? Dunkelaschgrauer Schopf und Rücken; hellaschgrauer Bauch und Kehle; Schwingen 2ter Ordnung und Deckfedern hellgrüngelb, After weiß, Kehle weiß. 8″.

34) b. Ixos . . . ? Graugrüner Rücken, Flügel und Bürzel; gelbgrüne Brust, hellgelber Bauch und After; Kopf und Schopf glänzend blauschwarz. Schwingen und Schwanz dunkelgraubraun. 7″10‴.

35) Certhia . . . ? (Goodpanensis). Schwarzblaues Untergefieder mit hellbraunen Federspitzen am Kopf und Rücken; Kehle weiß; Schwanz hellbraun, schwarzbraun gerändert; Schwingen hellgraubraun mit unregelmäßigen, hellrostfarbenen Flecken; Bauch schmutzig weiß. 5″ 2‴. Tschini. Simlah.

36) Certhia. Gelbe Brust, blauschwarze Kehle; kupferroth glänzender Kopf und Nacken, gelber Bürzel, blauer Schwanz.

Wahrscheinlich Cinnyris Gouldiae. Kommt sehr hoch im Gebirge, 10,000′ hoch, vor, aber nur einzeln.

37) Tichodroma. Hellaschgrau, weiße Kehle; dunkelgrauer Bauch und Brust; Deckfedern der Schwingen lebhaft krapproth. Zwei große weiße Flecke auf den ersten 3 Schwingen, einer auf der 4ten. 6″ 5‴. Schnabel 1″ 2‴ Simlah.

38) Tichodroma. In allen Verhältnissen kleiner, das Roth mehr ausgedehnt; zwei große weiße Flecken auf den 3 ersten Schwingen, auf der 4ten fehlt er an der Spitze. 5″ 5‴. Schnabel 8½‴. Namgiah.

39) Sitta . . . ? Hellgrauer Rücken, Kopf, Flügel, Schwanz. Schwarze Zügel, weiße Streifen am Schnabel unter dem Auge, dunkelrostbraune Kehle, Brust und Bauch. Die untern Schwanzfedern mit weißen Augen. 5″ 4‴. Landour.

40) Sitta . . . ? Dunkelbleigrauer Rücken, Flügel, Schwanz und Kopf; schwarzglänzende Augenkreise; Backen und Kehle weiß; Bauch schmutzig weiß, After hellrostbraun. 4″ 10‴. Tschini.

41) Troglodytes . . . ? Sehr dunkel braungrau, ſchwarz geſprenkelt. 3″ 2‴. Tſchini.

42) Regulus . . . ? Rücken grüngrau, Kopf mit lebhaft ſchwefelgelbem, ſchwarz gefaßtem Fleck, ohne Haube; Bauch und Kehle ſchmutzig weiß; Flügel braun, Schwingen gelb geſäumt, Deckfedern mit weißen Spitzen. 3″ 3‴.

43) Muscicapa melanops. Durchaus hellgraublau, glänzend; Kehle heller, Schwingen und Schwanz dunkler; ſchwarzer Fleck vor dem Auge.

44) Muscicapa . . . ? Rücken hellgraubraun, Schwingen dunkelbraun, Schwanz ſchwarz; Kopf bis in den Nacken glänzend ſchwarz, Kehle weiß.

45) — 46) —

47) Muscicapa paradisea, in allen Varietäten.

Suppl. Parus, gleich in Größe dem Erytroceph, braungrauer Rücken, Schwanz und Schwingen, letztere ſchmal weiß geſäumt, hellbraungrauer Kopf, weiße Stirn, ſchwarze Schläfen und Augenkreis, weiße Kehle; Bauch und Bürzel iſabellfarbig. 3″ 8‴.

48) Phoenicurus . . . ? Schwarze Kehle, Schultern und Rücken; dunkelgrauer Kopf. Roſtfarbener Bauch, Schwanz und Bürzel, braune Schwingen. 5″ 5‴. Namgiah.

49) Phoenicurus coeruleocephala. Schwarze Kehle, Rücken, Schwanz und Bruſt, weißer Bauch, weiße Flügeldeckfedern; braungrauer Kopf. 5″ 6‴. Namgiah.

50) Phoenicurus . . . ? leucocephala. Schwarze Kehle, Augenkreiſe, Rücken, Bruſt, Flügel und Schwanzſpitze; lebhaft roſtrother Bürzel, erſte Schwanzhälfte und Bauch; weißer Kopf. 6″ 3‴. Baſpa, Simlah.

51) Phoenicurus . . . ? Rücken braungrau, Kopf dito, Schwanz und Schwingen ſchwarz; Kehle, Bruſt und Bauch glänzend blauſchwarz; weiße Flecken an der Schulter. Miſſuri.

52) Phoenicurus. Grau geſperbert. Fagu.

52) Saxicola . . . ? Schwarzer Kopf, Nacken, Rücken, Schwanz und Schwingen; weiße Deckfedern, Bürzel, Seitenſtreif am Halſe;

roſtgelbe Bruſt, und ſchmutzig bräunlichweißer Bauch. 4″ 10‴. Tſchini.

53) Saxicola . . . ? Grau, etwas mit braun geſprenkelt, Rücken, Kopf, Hals, Kehle und Bauch. Braunſchwarze Schwingen, ſchwarzer Schwanz, roſtrother Bürzel. 5″ 2‴. Schipki.

54) Saxicola . . . ? Dunkelbraunſchwarzer Rücken und Kopf, jede Feder mit hellbraunem Rande; ſchwarze Kehle, Federn weiß gerändert; ſchwarze Schläfe, hellroſtrothe Bruſt, ſchmutzig weißer Bauch; Schwingen braunſchwarz hellgerändert, ſo wie die Deckfedern. 5″. Dhera Dhun.

55) Saxicola . . . ? Dunkelgrauer Rücken, weißer Schwanz und Bürzel, ſchwarze Kehle und Bruſt; weißer Bauch, weißer Kopf, bräunliche Stirn; Schwingen braun, ſchwarze Augenkreiſe. Schwanzſpitze ſchwarz. 5″ 6‴. Ramgiah.

56) Saxicola . . . ? Ganz ſchwarz, junge Individuen haben bräunliche Federränder auf Rücken und Bruſt; weißer Bürzel und After, ſchwarzer Schwanz, weiße Schulterflecken. 4″ 8‴. Rampur.

57) Saxicola . . . ? Graubrauner Rücken (graues Untergefieder) und Kopf, hellgraubrauner Bauch; Kehle, Schwanz und Bürzel roſtroth, dunklere Mittellinie der Federn. 5″.

58) Sylvia . . . ? Blaugrauer Rücken, Schwanz, Flügel und Kopf; ſchwarzer Seitenſtreif und Augenkreis; roſtgelbe Kehle und Bauch, weißer After, ein weißer Fleck über dem Auge; rothkehlchenartig, langbeinig 5″ 2‴. Nur einmal vorgekommen. Wartu. Fichtenwald.

59) Sylvia . . . ? (Schnabelfirſte ſtark. Ob Sylvia?) Junge gelbgrau geſprenkelt, Schwanz unterwärts weiß. Blaugrauer Rücken, Kopf, Kehle, Bruſt, Bauch und Flügel; rothbrauner Bürzel, Schwanz und After. 5″.

60) Sylvia . . . ? Neu. Dunkelblaugrauer Rücken, Kopf, Bürzel; braungraue Flügel; ſchwarze Bruſt und Kehlſeiten, ſchwarzer Schwanz mit unterſeits weißer Spitze; ein ſcharf begrenzter, glänzend orangerother Fleck vom Kinn bis zur Bruſt; weiße Flecken über Augen und Schnabelwurzel. Weißer Bauch und After, lange Beine.

5″ 8‴. Buranda-Paß. Nähert ſich den Bachſtelzen, jedoch iſt der Schwanz kurz.

61) Sylvia . . . ? Graublauer Rücken und Kopf, himmelblaue Stirn und Bürzel; Schwanz graublau, Schwingen braun mit bläulichem Anfluge; Schläfen dunkelgraublau, Kehle weiß, Bauch weiß; Seitenfleck an der Bruſt roſtgelb, himmelblaue Flecken an der Schulter. 4″ 10‴.

62) Sylvia . . . ? Rücken dunkelaſchgrau, Bruſt grau, weißgeſperbert, wie auch mit weniger deutlichen Flecken, Kehle und Bauch; Schwingen braun, Schwanz dunkelbraun, After und Bürzel reinweiß.

63) Sylvia . . . ? Grüngrauer Rücken und Kopf, blaugraue Schläfen und Halsſeiten, ſchwarze Kehle, ſchwarzer Bürzel und Schwanz, deſſen mittleren Federn zur untern Hälfte weiß ſind. Unter der Kehle ein lebhaft roſtgelber Ring, blaugraue Bruſt, weißer Bauch, hellbraungraue Schwingen. 5″ 7‴.

64) Sylvia . . . ? Grüngrauer Rücken, Kopf, Schwanz und Schwingen hellweißlich, grüner Bauch und Kehle, eine weißgelbe Querbinde über den Flügeln, die Spitze der Deckfedern und Schwanz grün geſäumt. 3″ 2‴. Simlah.

65) Sylvia . . . ? Einfach braungrüner Kopf und Rücken, grauweiße Kehle, ſchmutzigweißer Bauch. 4″ 5‴.

66) Sylvia. Grüner Kopf, Rücken und Bürzel, mit grauem Untergefieder; ſchmale hellgelbe Kehle; grauweißlicher Bauch, Schwingen graubraun, vorn grün geſäumt, Schwanz dito. 4″ 6‴.

68) Saxicola? . . ? Schnabel ſtark mit ſcharfer Firſte, Rücken tief aſchgrau mit ſchwarzen verlaufenden Flecken; Kopf blaugrau; Schläfen, Augenkreiſe bis zum Schnabel ſchwarz; weißer Streif über dem Auge, weiße Kehle, Bruſt und Bauch; ſchwarze Schwingen und Schwanz, die äußeren Schwanzfedern außen weiß geſäumt. 5″ 9‴. Simlah.

70) Nov. Genus mit ſehr ſtarkem Schnabel, ſonſt Sylvia gleich. Schnabel ganz ſchwach gebogen, Spitze gerade; Kopf, Rücken, Bürzel und Schwanz zeiſiggrün; Kehle, Bruſt und Bauch lebhaft gelb; Schwingen graubraun, die vordern ſchwach, die hintern breit weißgelb geſäumt, die Deckfedern an der Spitze weiß.

71) Enicurus . . . ? maculatus. Sammetſchwarze Bruſt, Kehle, Hinterkopf, Augenkreis, Schwingen und unterer Theil der Schwanzfedern, Nacken und Rücken, wo die Spitzen weiß geſäumt ſind. Stirn weiß, ſchwarz gerändert; weiße Deckfedern, weißer Bürzel und unterer Rückentheil, weißer Bauch, Bürzel, Schwanzfederſpitze und untere Schwanzfedern. 9″ 8‴. Schwanz 5″ 3‴.

72) Enicurus Scouleri. Sammetſchwarzer Rücken, Hinterkopf, Schultern, Kehle; weiße Binde über die Mitte der ſchwarzen Flügel; weißer Bürzel, weiße untere Schwanzhälfte, obere ſchwarz; Bruſt und Bauch ſchmutzig weiß, Stirn glänzend weiß. 5″ 1‴. Simlah.

73) Enicurus intrepidus nov. spec. Schwarzer Kopf, Nacken, Rücken, Flügel, letzterer mit breiter weißer Binde, Kehle ſchmutzig weiß, ſo Bruſt, Bauch, untere Seite des Schwanzes und Schwanzwurzel; die Bruſt iſt grau getupft. Namgiah. Iſt von Hrn. Hay zuerſt gefunden worden.

NB. Enicurus (ob Junge vom Maculatus?). Ganze fleckige Oberkörper bis zur Schulter, Kopf, Hals, Bruſt, Nacken, der halbe Rücken olivenbraun; dann kommt erſt der weiße Querſtreif über dem Rücken.

74) Motacilla alba mit weißer Kehle, häufig im Baſpathale 7″ 1‴.

75) Motacilla . . . ? Dunkelſchwarz, Kopf, Rücken, Schultern, Bürzel, Schwanz, Kehle und Oberbruſt; ein weißes Fleckchen vor und hinter dem Auge, weißer Bauch und ein breiter Längsſtreifen des Flügels. 7″ 9‴. Simlah.

76) Motacilla . . . ? Grünlich grauer Rücken und Kopf, dunkelbraungraue Schwingen, weiße Kehle; iſabellgelbe Bruſt, ſchwefelgelber After, grünlich gelber Bürzel, ſchwarze Schwanzfedern, außen heller geſäumt. 7″. Nirt am Sutledſch.

77) Motacilla boarula. Schwarze Kehle. Tſchini.

78) Motacilla . . . ? Hellgraubraun, einfarbiger Kopf und Rücken, dunkelbrauner Schwanz und Flügel; ſchmale weiße Kehle, durch grauen Ring begrenzt; ſchmutzig weißer Bauch, After und Unterſeite des Schwanzes; weißes Fleckchen vor dem Auge. 7″ 2‴.

79) . . . Hochbeinige Gattung nahe Motacilla, dunkelgrau-

braunes, loſes Gefieder, braune Schwingen, die Federn auf dem Kopf und Bürzel mit gelbbrauner Spitze; Kehle gelbgrau, das graue Untergefieder ſchimmert durch; Bauch ſchmutzigweiß, Schwanz lang, einfarbig graubraun. 6″ 4‴. Tſchini, Namgiah.

Phoenicornis.

80) Phoen. brevirostris. Blauſchwarzer Rücken, Kopf, Kehle, Schultern, Flügelenden, Oberſeite des Schwanzes; ſcharlachrothe Bruſt, Bauch, After, Bürzel, Flügelmitte. 7″ 6‴. Tſchini.

81) Phoen. princeps . 8″ 5‴. Miſſuri.

82) Phoenicornis . . . ? Aſchgrauer Rücken, Kopf, Bürzel und Schultern; weiße Kehle, röthliche Bruſt, weißer Bauch, braune Schwingen mit einem Scharlachmittelfleck, brauner Schwanz. Die äußern Schwanzfedern an der Außenſeite roth geſäumt. 7″ 4‴.

83) Phoenicornis . . . ? Aſchgrauer Rücken, Schultern, Kehle, Kopf, braune Schwingen mit einem orangerothen Mittelfleck; Bruſt hell orangenroth; Bauch gelblich, Bürzel hochorangenroth, Schwanz ſchwarzbraun, orangegeſäumt. 5″ 8‴.

84) Phoenicornis . . . ? Ein Weibchen. Aſchgrauer Rücken und Kopf, Stirn grünlich gelb, ſo auch der untere Theil des Rückens; der Bürzel hochgelb, Bruſt grünlich gelb; Kehle, Bauch hellſchwefelgelb, Schwingen dunkelbraun, die vierte äußere außen unterhalb gelb; hochgelbe Flecken an den Deckfedern; Schwanz blauſchwarz, unterhalb hellgelb. 7″ 9‴.

85) Phoen. viel größer, Flecke am Flügel viel größer, in allem Uebrigen ganz gleich. 8″ 4‴.

86) Nov. Genus . Cinclosoma? . . Starker Motacillenſchnabel mit ſcharfem Rande, ſtumpfer Firſte, kurze ſtarke Beine, letztere graubraun, erſtere hellgelb.

87) . . . Rücken und Bürzel grüngrau, Kopf roſtgelb ins Grünliche, eine Art Schopf bildend. Kinn gelb, Kehle weiß mit ſchwarzen Rändern; Bruſt und Bauch hellbräunlichgelb; runde ſchwarze Flecken an der Seite des Halſes; Schultern grüngrau. Die erſte Deckfeder ſammtſchwarz, Schwingen ſammtſchwarz mit orange Streif, außen geſäumt; an den hinteren iſt die Vorderhälfte aſchgrau. Schwanz

blauſchwarz, orangegelb geſäumt. Simlah. An einigen fehlt die ſchwarze Zeichnung der Kehle. 6″ 3‴.

86) Dies iſt eine andere Art; die Kehle roſtgelb. Miſſuri.

87) Zosterops . . . ? Grüner Kopf, gelbe Kehle; grüngrauer Rücken und Flügel; grüngelber Bürzel, hellgrauer After und Bauch. 4″ 2‴. Miſſuri.

89) Prinia . . . ? Graubrauner Kopf, Nacken und Rücken graubraun; die Kopffedern hellgerändert; Kehle, Bruſt, Bauch ſchmutzig gelb mit grauem Untergefieder; lange Schwanzfedern ſchmutzighellbraun. 6″ 8‴. Schwanz 4″. Rampur.

90) Petrocincla . . . nov. spec.? Das alte Männchen iſt dunkelblaugrau; Bruſt, Bauch mit ſchwach hellbraun geſäumten Federn, Schwingen und Schwanz ſind dunkelſchwarzblau. 8″ 2‴. Ramgiah. Hauraugpaß.

Die Jungen ſind hellgrau, Bruſt, Kehle und Bauch mit weißlichen Säumen an den Federn; Schwanz, Schwingen hellblaugrau. 7″ 5‴.

91) Petrocincla cinclorhyncha iſt bekannt. Die Jungen ſind grau, weiß geſperbert.

92) Alcopus nigriceps. 8″ 6‴. Gleicht ſehr Pastor., hat aber ſchwarzen, dünnen Schnabel. 8000′.

93) Pastor . . . ? Schwarzblauer Kopf mit langem getheilten Schopf, Flügel, Rücken bräunlich aſchgrau; 8 Schwingen braunſchwarz, ebenſo der Schwanz, deſſen Unterſeite weiß; After weiß; Kehle, Bruſt und Schläfen. Hals und Bauch hellbräunlich gelb mit glänzender Spitze. 7″ 6‴.

94) . . . Droſſelartig, ſchwächere Füße, Kopf blauſchwarz ins Graue; Rücken, Schultern, Bürzel hellaſchgrau, Kehle dunkelgrau, Bruſt ſehr hell aſchgrau, ins Weiße des Bauches verlaufend; Schwingen ſchwarz, ſo der Schwanz, nur die beiden obern Schwanzfedern ſind hellgrau.

95) Turdus Wardii. Schwarzglänzender Kopf, Nacken, Kehle, Bruſt, Schultern, Schwingen, Schwanz und Schläfen; weiße Streifen über dem Auge, weißer Bauch; Unterbruſt ſeitwärts ſchwarzgrau getüpfelt. Schnabel gelb. 8″ 4‴.

96) Turdus albicollis. Kopf glänzend braunſchwarz; Rücken und Bruſt, die ganzen Flügel und Schultern, Bauch und Schwanz glänzend braunſchwarz; Bauch duffer; am dunkelſten die Schwingen; zollbreite ſchmutzigweiße Ringe um den Hals, gelber Schnabel, die Jungen hellbraun. 9″ 10‴.

97) Turdus atrogularis. Einfach hellbraungrau, dunklere Schwingen und Schwanz; die Bruſt und Kehle ſchwarz, hellgeſäumt; die Unterbruſt und der Bauch ſchmutzig weiß. Schnabel gelb, die Spitze ſchwarz. 9″ 3‴. Junge mit gelbweißer Kehle.

98) Turdus erythrogaster? . . Dunkelgraublauer Rücken mit indigblauem Kopf und Bürzel, Saum der 3ten, 4ten, 5ten Schwingen und Kehle ſchmutzig graublau; auf dem Nacken haben die Federn einen weißlichen Saum, dunkelrothbraune Bruſt und Bauch. 8″ 10‴. (Junger Vogel).

99) Turdus . . . ? Kopf und Stirn bräunlich grau, Nacken und Kehle hellweißlich, grau glänzend; Rücken, Schultern, Bauch und Bruſt ſchön dunkel roſtroth, mit einem ſchwärzlichen Schatten über Nacken und Schultern, Schwingen glänzend ſchwarz, ſo auch der Schwanz. After weiß, ſchwarz getüpfelt, Schnabel hellgelb. 9″ 10‴.

100) Turdus . . . ? Durchaus ſchwarz glänzend auf dem Rücken und den Schwingen, bräunlich an Bauch und Kehle; die größern Deckfedern der Flügel ſind hellbraungrau, ſo die Vorderhälfte der Schwingen zweiter Ordnung. Schnabel rothgelb. 10″ 5‴.

101) Turdus poecilopterus. Einfach graubraun überall, auf dem Rücken mit grünlicher Färbung, ſo auf den Schwingen und dem Schwanz, die dunkler ſind. Schnabel gelb. 10″ 9‴. Nagkanda.

102) Turd. viscivorus. Sehr hell gefärbt, die Flecken auf den Spitzen der Bauchfedern graubraun, nie ſehr dunkel. Bauch, Kehle, Bruſt ſchmutzig weiß. Oberſeite graubraun ohne grünlichen Anflug. 10″. Kunauer.

103) Turd. . . . ? Oberſeite olivenbraun, Kehle gelblich weiß; die Federn mit ſchwarzen Dreieckflecken; Bruſt und Bauch mehr gelb als weiß, mit ſehr breitem ſchwarzen Saum an jeder Feder. Schnabel ſchwarz. 7″ 8‴.

104) Turd. . . . ? Hellbräunlich grau; auf dem Rücken hat jede Feder erſt einen gelbbraunen, dann einen ſchwarzen Endſtreif, ſo auf dem Kopfe. Kehle und Bruſt hellgelblich weiß mit ſchwarzen Säumen. Kehle faſt weiß mit undeutlichen Säumen. Flügel braun mit gelbem Vorderſaum. 10″ 3‴.

105) Turd. . . . nov. gen.? Schnabel mit hoher Firſte, kurz. Dunkel aſchgrauer Rücken, Flügel, Bürzel, Schwanz; Schwingen bräunlich, Kopf und Nacken hellroſtgelb, ſo auch die Bruſt, Kehle weiß. After und Bauch ſchmutzig weiß. Schnabel ſchwarz. 8″ 2‴.

106) Cinclosoma variegatum. Gould. Schwarze Kehle. 9″5‴.

107) Cinc. erythrocephalum. Gould. In Nepaul häufig. 10″ 3‴.

108) Cinc. nova sp. Olivenbrauner Rücken und Schwanz; die großen Federn mit breiten ſchwarzen Säumen. Schwarzer Kopf, roſtgelbe Kehle, weißgraue Bruſt mit einzelnen ſchwarzen Dupfen. Roſtbrauner After. Schwanz vor der Spitze ſchwarz. Spitze roſtbraun, Schnabel gelb. 9″ 5‴.

109) Myophonus Temminkii. Mit gelbem Schnabel; überall blauſchwarz glänzende Dupfen. 13″ 3‴.

110) Oriolus melanocephalus? Schwarzer Kopf, Bruſt hellgelb; Rücken grüngelb; oberſte Schwanzfeder ſchwarz; unten gelb. Spitzen gelb, gelbe Schultern. 9″ 3‴.

111) Or. . . . ? Gelber Kopf, Nacken, Bruſt, Bauch. Sammtſchwarze Schultern und Schwingen. Einige haben ſchwefelgelbe Spitzen. Einen hochgelben Fleck auf den Deckfedern der Schwingen. Schwanz oberhalb ſchwarz ohne gelbe Spitze; unterhalb gelb. Weibchen und junges Männchen grün. 9″ 3‴. Tſchini.

112) Pomatorhinus erythrogenys. Gould. Rothbraune Backen und Bauch. 9″ 5‴.

113) Pom. . . . ? Olivenbrauner Rücken, Kopf, Schwanz, ſchwarze Augenkreiſe; weißer Fleck vor und hinter dem Auge. Weiße Kehle, Bruſt, Bauch. Dunkelroſtbraune Begrenzung der Kehle und einzelne Flecken unter den Flügeln. After grau; Schnabel gelb. Rücken ſchwarz. 8″ 3‴. Miſſuri.

114) Hypsipetes psaroides. Gould. Gemein. 10″ lang.

115) Zoothera monticola. Ueberall ſeltener Vogel. Im Winter.

116) Cinclus Pallasii. Häufig. Exemplare mit weißlichen Federſpitzen ſind wohl nur durch das Alter verſchieden.

117) Upupa . . . Hellgelbbraun, Rücken ins Aſchgraue verlaufend und mit einer ſchwarzen Binde endigend, auf die eine weiße und dann eine undeutliche ſchwarze folgt. Bürzel weiß, Schwanz ſchwarz mit einer, Flügel ſchwarz mit vier weißen Binden, von denen die beiden äußerſten unvollſtändig ſind. Kehle hellbräunlich. Bauch ſchmutzig weiß mit ſchwarzen Flecken. 8″ 8‴. Schnabel 1‴ 11‴. Federbuſch hellroſtgelb mit ſchwarzen Spitzen.

118) Cuculus canorus. Mit ſchwarzem Schwanze.

119) Cuculus sparveroides. Gould. Soll ſich durch geſtreiften Schwanz unterſcheiden. Der Schwanz iſt ſehr hell gefärbt und hat fünf dunkle Binden, die nach unten gewäſſert verlaufen. Spitze des Schwanzes dunkelbraun mit hellem Rande. Die Bänder der Bruſtfedern ſehr breit. Wahrſcheinlich ein junger Vogel.

120) Cuculus himalayanus. Manche ſind faſt gar nicht geſtreift und auf dem Rücken dunkelroſtroth; einige ſehr dicht und fein, andere weitläufig und breitgeſtreift. Der Schwanz hat bei einem fünf deutliche ſchwarze Binden auf roſtfarbenem Grunde und weiße Fleckchen auf den Mittellinien; bei andern iſt er ganz ſchwarz; kaum merklich braun gerändert und hat weiße Flecken auf der Mitte; endet auch mit einem ſolchen an der Spitze. Ein dritter hat ſehr breite hellroſtfarbene Außenränder am ſchwarzbraunen Schwanze und nichts Weißes. Bei a reichen die Deckfedern des Schwanzes bis auf $^1/_3$ der Länge, bei b auf die Hälfte, bei c bis $^3/_4$ der Schwanzlänge. a mißt 12″ 4‴. b 9″ 2‴. c 9″. Iſt dieſes nur eine Art, ſo fällt 118 und 119 ebenfalls zuſammen. Tſchini und Simlah.

121) Cuculus . . . nov. sp. Rücken und Kopf dunkel aſchgrau; der Kopf mit undeutlichen roſtfarbenen Flecken. Kehle hellgrau mit kaum ſichtbaren ſchwärzlichen Binden; auf der Bruſt werden dieſe dunkler und ſind ziemlich breit. Bauch und After ſind ſchmutzig weiß. Schwingen einfarbig dunkelgraubraun. Schwanz ſchwarz mit drei weißen Flecken in der Mitte und einem an der Spitze. 9″ bis 9″ 6‴. Burandapaß und Tſchini.

122) Oxylophus . . . ? Schwarzblau glänzender Rücken, Schopf, Flügel, Bürzel und Schwanz. Eine weiße Binde über die Flügel. Schwanzspitze unterwärts weiß; schmutzig grauweiße Kehle, Brust, Bauch. 11″ 2‴. Missuri.

123) Ein verwandtes Genus. Einfach dunkel schiefergrau. Schwingen blauschwarz. Schwanz unterwärts mit weißer Spitze. Junge Vögel durchaus gesperbert; auch die Schopf- und Nackenfedern haben einen schwarzen und weißen Endstreifen. 8″ 8‴. Füße mit undeutlichen Haftzehen. Schnabel Kuckucksschnabel.

124) Chalcites ...? Kopf hellroſtbraun, Kehle, Brust, Bauch weiße Federn, die von der Spitze eine goldgrüne Binde haben. Rücken, Flügel, Schwanz dunkel metallisch grün mit braunem, einige Federn an der Flügeldecke und die Schwanzspitze mit blauem Schimmer. Schwanz unterhalb braun, schwarz, blau und weiß gebändert. 7″. Dhera Dun. Nur einmal vorgekommen.

125) Nucifraga hemispila. Sehr schwarz, sonst unserm gleich. Gemein.

126) Picus hyperythrus. Gould. Ein Buntspecht. Hals, Kehle und Oberbrust zimmtbraun; weiße Augenkreise, Kopf scharlachroth. Nacken und Rücken schwarz mit weißen Federrändern, Bauch zimmtbraun. Schwarze Flügel mit weißen Düpfelreihen. 8″ 2‴. Simlah.

127) Picus brunnifrons. Dito. Rücken schwarz mit breiten weißen Federrändern; schmutzig weiße Kehle und Schläfe. Schwarze Zügelflecke. Brust und Bauch schmutzig weiß, schwarz gefleckt. Bürzel rein schwarz. After roth orange bis zum Bauch. Federbusch grüngelb; nach hintenzu orange und feuerroth. Stirn graubraun. 7″ 4‴. Simlah.

128) Picus . . . ? Schwarzer Rücken, mit sehr breiten weißen Enden der Federn, Flecke der Flügel bilden vier undeutliche weiße Binden. Hals, Kehle, Augenkreise bis fast zum Nacken schmutzig weiß. Eine schwarze Zügellinie bis auf die Schultern. Schmutzig rother Kopf und After. 8″. Missuri.

129) Picus . . . ? Schwarzer Rücken. Hals und Kopf ohne Binden. Schwarze Zügel; schmutzig bräunliche Augenflecke, Kehle,

Bruſt und Bauch. Rother After. Das Roth zieht ſich bis auf den Bürzel herüber. Sehr große weiße Schulterflecken. Iſt vielleicht das Weibchen von einer größern Art. 8″ 10‴. Tſchini.

130) Picus . . . ? Rücken, Bürzel, Flügel bräunlich grau; graugrüner Kopf roth eingefaßt, von der Schnabelwurzel über die Augen bis nach dem Hinterkopfe eine ſcharlachrothe Linie, die nach hinten in einen ſtarken hochgelben Nackenſchopf ſich verläuft. Weiße ſchwarzgrau gefleckte Kehle; dunkelgraugrüne Bruſt und Oberbauch. Bauch ſchwarz geſtreift auf graugrünem Grunde. Schwanz blauſchwarz. Schwingen dunkelbraun. Die 3te und 4te mit grüngelben, die 5te und 6te, 7te und 8te mit roſtrothem Vorderrande. 10″ 2‴. Simlah.

131) Picus occipitalis. Graue Schläfe, ſcharlach Stirn, ſchwarzer Hinterkopf und Nacken; gelbgrüner Nacken und graugrüne Bruſt und Bauch. Der Bauch des Weibchens ſchmutzig weiß mit ſchwarzen Federrändern. 13″ 6‴. Simlah.

132) Picus Shorii. Kopf glänzend ſcharlach bis zum Nacken; ſchwarze Schläfe und Augenkreiſe; Rücken, Schultern und Flügel gelbbraun mit goldenen Spitzen. Der Bürzel und die Umgegend dunkel ſcharlachroth. Bruſt und Bauch ſchmutzig weiß, mit ſchwarzen Rändern. 14″ 4‴.

133) Picus . . . ? Dem vorigen ähnlich. Kopf glänzend ſcharlach bis zum Nacken; Stirn mit vielem Schwarz vermiſcht; Nacken ſchwarz, Rücken goldgelb glänzend, Flügel braungrün. Schultern ſchwarz mit einzelnen weißen Tupfen, Bürzel und Schwanz ſchwarz. Bauch und Bruſt ſchmutzig weiß, mit dünnen ſchwarzen Federrändern. Kehle ſtark ſchwarz gefleckt. Weißer Seitenſtreif des Halſes bis auf die Schultern.

134) Picus . . . ? Durchaus ſchmutzig dunkelbraun, Kopf graubraun, Rücken ſchwarz gebändert; unter den Augen röthliche Federn. 8″ 10‴.

135) Picus squamatus. Simlah.

136) Merops. Schön lichtgrün Rücken und Bürzel, obere Flügeldeckfedern; Kopf ſchmutzig gelbbraun, ins Grüne übergehend. Augenkreiſe ſchwarz; ſo auch die Kehle, welche dunkelblauen Schimmer

hat. Zügel glänzend himmelblau, Bruſt und Bauch roſtgelb, nach der Seite zu grünlich. Dunkelblaue Schwingen und Schwanz; hellgrünſpanbläuliche Flecke auf den Schultern. 7″ 9‴.

137) Alcedo guttatus. Burandapaß.

137) b. Alcedo . . . ? Klein, hellblau. Namgiah.

138) Bucco grandis. Dunkelſchwarzblauer Kopf, gelbe Nackenfedern. 13″ 10‴.

139) Bucco . . . ? Kehle, Augenkreiſe und Schläfe himmelblau ins Grünſpangrüne. Stirn und Hinterkopf feuerroth, eine ſchwarze Binde zwiſchen beiden. Rothe Flecke jederſeits der Kehle, wo ſie anfängt in das Gelbgrüne der Bruſt überzugehen. 8″ 5‴.

140) Bucco . . . ? Hellgraubrauner Kopf mit glänzend heller Mittellinie jeder Feder, ſo auch Nacken, Kehle und Bruſt. Auf Bauch und Rücken geht dieſe Farbe in ein ſchönes Lichtgrau über. Schwingen ſchwarz, Schwanz grün. 10″ 5‴.

141) Bucco . . . ? Stirn feuerroth, Augenkreis und Kehle ſchwefelgelb, unter letzterer ein feuerrother Fleck, der gelb geſäumt iſt und in das Weißlichgrau der Bruſt übergeht. Der Stirnfleck und die Augenkreiſe ſchwarz geſäumt. Das Schwarz geht nach der Schläfe zu in ein ſchönes Aſchgrau über. Nacken und Rücken gelbgrün, aſchgrau gewäſſert. 5″ 9‴.

143) Pica vagabunda. Gould. Kopf und Kehle hellgrau. Rücken, Bruſt, Bauch hellbraungelb, Schwingen ſchwarz. Schultern und Deckfedern weiß. 14″. Alle Specimina waren kürzer geſchwänzt als in Goulds Abbildung.

144) Pica erythrorhyncha. Bekannt.

145) Pica sinensis. Aſchgraubraun, Hinterkopf heller, Flügel, Schwanz, Bürzel hellgrau, After rothbraun. 15″ 6‴. Schwanz 10″.

146) Garrulus lanceolatus. Mit ſchwarzer Haube und weißen Kehlfedern. 11″.

147) Garrulus bispecularis. Dem Häher gleich. 12″ 6‴.

148) Garrulus . . . ? Mit ſchwächerem dünneren Schnabel, Rücken, Kopf, Schwanz, Flügel olivenbraun, weiße Kehle, olivenbraune Bruſt, roſtgelber Bauch.

149) Garrul. leucocephalus. Miſſuri.

150) Garrul. striatus. Simlah. Selten.

149) Dicrurus. Einfach glänzend blauſchwarz. 10″ 10‴. Schwanz 5″ 6‴. Miſſuri.

149) a. Dicrurus . . . ? Mit umgerollten Schwanzfedern und langen Borſten auf dem Kopfe. Miſſuri.

150) Lamprotornis spilopterus. Gould. Gemein. Miſſuri.

151) Corvus . . . ? Blauſchwarz, Schnabel mit vielen plattanliegenden Borſten, Schnabel 1″ 10‴ lang, 9‴ hoch. Länge 16″ 4‴.

152) Corvus . . . ? Violettſchwarzes Gefieder. Schnabel ſehr lang, mit faſt auf die Mitte reichenden Naſenborſten. 2″ 6‴ lang, 9‴ hoch. L. 17″.

153) Corvus . . .? Blauſchwarz; Schnabel 2″ 2½‴; 11‴ hoch. L. 17″ 9‴. Tſchini.

154) Pyrrhocorax. Violettſchwarz auf dem Rücken. Dunkelmattſchwarz am Bauch, gelbe Beine und Schnabel. L. 14″ 6‴. Schnabel 1″ 3‴ lang, 5‴ hoch.

155) Lanius. Collurio erythropterus. Gould. Männchen. Schwarzer Kopf blauglänzend, ſchwarze Schwingen und Schwanz. Weibchen grauer Kopf, grüne Schwingen, grauer Schwanz. 6″.

156) Collurio erythronotus. Gould. Iſt ganz derſelbe wie Hardwickii, denn die Größe differirt ungemein. 7″ 4‴ bis 8″ 6‴.

158) Caprimulgus . . . ? Dunkelſchwarzbraun, weiß gelb geſperbert; große ſchwarzbraune Flecken auf dem Kopf, auf Schultern und Rücken; hellgelbbraune Kehlflecken; graubraune Schwingen, am Vorderrande mit 5 bis 6 gelbbraunen Flecken, Schwanz ſchwarzbraun gebändert. 9″ 8‴ bis 10″ 5‴. Tranda. Sutledſchthal.

159) Caprimulgus . . .? Hellaſchgrau, braun geſperbert, ſcharfe ſchwarze Längsfleckchen auf der Mittellinie des Kopfes bis in den Nacken. Flügeldeckfedern haben ſcharfe ſchwarze, große Dreiecke mit hellgelbem Saume. Ein roſtgelber Ring um den Nacken; große hellbräunliche Flecke auf den Schultern, Schwingen und Schwanz hellgraubraun, letzterer mit verloſchenen Binden. Neue Species. 9″. Miſſuri.

160) Cypselus. Glänzend braunſchwarz, grünbrauner Kopf, weiße Kehle, Bauch faſt ſchwarz mit zarten weißen Federrändern. Schwingen 6″ L. 6″ 3‴.

162) Hirundo. Einfach braungrau. Schwingen dunkler. Bauch, Bruſt, Kehle ſchmutzig gelbweiß. 5″. Ramgiah.

163) Hirundo . . .? Blauſchwarzer Kopf und Rücken. Schwarzbraune Schwingen und Schwanz. Rothgelber Hinterkopf, Schläfen und Bürzel bis zum Rücken. Kehle, Bruſt, Bauch ſchmutzig bräunlich weiß, mit ſchwarzen Längsfleckchen an jeder Feder. 6″ 5‴. Schwanz 3″ 4‴.

166) Psittacus schisticeps.

170) Columba nepalensis. Häufig am Sutledſch. Grauer Kopf, Hals, Nacken und Kehle, auf dem Nacken beginnt ſchwarz und dunkelroſtroth in die Farbe des Rückens übergehend, welcher dunkelſchwarzbraun, oberhalb mit roſtrothem, unterhalb mit violettem und blauem Schimmer iſt. Schultern roſtbraun. So iſt auch der Bauch geſcheckt.

171) Columba leuconota. Dunkel aſchgrauer Kopf, weißer Hals und Nacken, von wo das Weiß nach dem Rücken zu allmälich in Braungrau übergeht. Tiefer am Rücken weiß, Bürzel ſchwarzbraun, braungraue Flügel.

172) Columba livia. Häufig am Sutledſch. Dunkelrothe Iris; hellrothe Füße, gewöhnlich dunkel aſchgrau mit bläulichem Schimmer; aber häufig variirend.

173) Calumba . . .? Weißer Kopf, dunkelroſtrother Rücken, Flügel und Schwanz. Schwarze Schwingen; ſehr groß.

Nur zweimal im Baſpathale geſehen.

174) Vinago sphenura. Schön gelbgrüner Kopf, gelbgrüne Bruſt mit röthlichem Schimmer, blaugraugrüner Nacken, dunkel roſtrother Rücken. Graugrüner Bürzel und Schwanz; Schultern ſchön dunkelviolettroth; blauſchwarze Schwingen mit gelben Säumen. 7″ 6‴.

175) Turtur . . .? Röthlich grauer Kopf, Kehle, Bruſt und Bauch; Nackenkragen von ſchwarzen, weißgetüpfelten Federn, graubrauner Rücken, Schwanz und After. Untere Schwanzſeite weiß. 12″.

177) Aquila . . .? Schwarzer Schnabel, Kopf, Rücken, Schultern, Schwingen und Schwanz ſchwarzbraun, Schwanz mit drei grauen Binden; Kehle ſchmutzig weiß mit ſchwarzbraunen Längsſtreifen in der Mitte. Federn der Bruſt lichthellbraun; braungraue

Mitte, jederseits ein weißer Fleck; so auch die Bauchfedern, nur dunkler von Farbe. Zehen graubraun, weißgestreift, lange fast schwarze Federn am Schopfe. Unterseite der Flügel grauschwarz gebändert 2′ 3″

178) Gypaëtos barbatus. Sehr dunkel gefärbt. Rückenfedern schwarz mit weißer Spule. Das Schwarz geht bis hoch in den Nacken, wo noch einige Federn schwarze Spitzen haben. Schwingen, Schwanz braungrau mit dunkeln Rändern, Flügeldeckfedern schwarzbraun, mit gelber Mittellinie. Hals und Kehle rostgelb; Stirn weißlich mit schwarzen Flecken. Bart sehr kurz, am Kinnwinkel beginnend, so lang als der Unterschnabel. 3′ 10″.

179. Vultur. Graubraun mit braunem Kragen, Hals mit weißen Flaumen.

180) Astur. Rücken dunkelbraun, nach dem Nacken zu heller, Schwanz kohlschwarz, mit einer zwei Finger breiten weißen Binde gerade in der Mitte. Schwingen braungrau, mit breitem schwarzen Ende und einer schwarzen Binde. Das schwarze Ende hat an der äußersten Spitze einen feinen weißen Saum. Schultern schwarz, weiß getüpfelt; Bauch hellgraubraun, mit weißen und schwarzen verloschenen Binden auf jeder Feder. Bei den Hosen herrscht das Weiß vor. Kehle braungrau, schwärzlich gestrichelt. Kopf schwarz mit in den Nacken hin liegenden schwarz und weiß gebänderten Federn. Mitten auf der Stirn ein weißer Fleck. 2′ 5½″.

181) Buteo. Jung. Weißer Kopf, Hals mit braunen Endflecken der Federn; gelblicher Bauch mit braunen Längslinien der Federn. Schwanz hell rostgelb. Rücken braun, rostgelb gefleckt. Flügel dunkelbraun. 2′

182) a. Falco subbuteo . . .? Kopf und Rücken dunkel aschgrau, weißgelbe Kehle. Schwarze Zügel; Brust weißgelb mit breiten braungrauen Längslinien der Federn, Hosen und After rostbraun; ein weißlicher Ring um den Nacken 13″ 10‴.

182) b. Falco . . .? Ein Edelfalk; mit der Färbung des Tinnunculus, aber weit größerm Kopf und Schnabel. Kopf hellgelbbraun mit schwarzgrauen Längsstreifen, weiße Kehle, Rücken gebändert. Bauch weiß mit schwarzen Längsstreifen. Schwanz bräunlich-

grau mit schwarzer Spitze und weißen Endmarken. Schnabel blau. 14″. Schwanz 6″.

183) Falco . . .? Hellaschgrauer Rücken und Schwanz, das untere Drittel des Schwanzes schwarz mit grauer Spitze. Nacken und Kopf schön rostroth, weiße Kehle, schmutzig weißer Bauch und Brust, mit quer schwarz gebänderten Federn, so auch Hosen und After. Flügel blaugrau, mit schwärzlichen Schwingen. Schnabel gelb mit schwarzer Spitze. L. 12″.

184) Falco cenchris. Dunkelaschgrauer Kopf mit bräunlichem Anfluge, Rücken hellrostbraun, mit sparsamen schwarzen Triangelflecken. Bauch schmutzig rostgelb, mit schwarzen Längsstreifen der Federn. Kehle schmutzig gelb. Schwingen dunkelbraun. Schwanz grau, mit schwarzem Ende und grauer Spitze. 13″. Schwanz 5″ 6‴.

Bei einigen hat der Schwanz schwarze Flecken auf dem Grauen.

185) Circus. Naheſtehend, jedoch kleiner und ohne Schleier; sehr langbeinig, schwache Zehen, schwacher Schnabel, dunkelgrau oder dunkelgraubraun auf dem Rücken. Schwanz ebenso, undeutlich schwarz gebändert. Brust und Bauch schmutzig weiß mit feinen, rostbraunen Querstreifen. Flügel grau, unterhalb gestreift, schmutzig weiße, rostgelb angeflogene Kehle. Schnabel schwarz und die langen unbefiederten Tarsen gelb. 13″ 5‴. Schwanz 6″ 3‴.

186) Nauclerus . . .? Die zweite Schwinge die längste. Schneeweiße Kehle und Bart, hellgrauer Kopf und Nacken, dunkelgrauer Rücken, Schwingen und obere Schwanzseite, schneeweiße Brust, Bauch Bürzel und untere Schwanzseite, schwarze Schultern und Deckfedern, Schwanz kurz. L. 12″.

187) Circus. Hellgelbbraune Kehle, Nacken, Brust, jede Feder mit graubraunem Längsstreif; brauner Rücken, graubraune Schwingen und Schwanz, letzterer dunkler gebändert; schmutzig gelbe Hose und Bauch, weißer Bürzel. L. 21″ 8‴ Schwanz 10″.

188) Pandion . . .? Zweite Schwinge am längsten. Gefieder, Rücken, Flügel, Schwanz dunkelrostbraun. Schwingen, Schwanz Kopf, Nacken, Brust weiß mit schwarzen Schäften, Bauch rostbraun, Schnabel gelb. L. 19″ 5‴.

189) Strix . . .? (Uralensis gleich). Dunkelbrauner Rücken und Kopf, Flügel mit Bronceglanz, braune Stirn, graues Geſicht, mit ſchwarzen Schäften der Federn; ſchwarzer Kehlkragen unter dem Schleier. Weiße Kehle, Bruſt und Bauch, Beine ſchmutzig weiß, fein braun gebändert. Schwingen dunkelbraun, mit verloſchenen hellern Binden, ſo auch der Schwanz. 25″ 6‴

190) Strix. . .? (Aluco gleich). Graubraun mit weißgelblichen Flecken und verloſchenen Streifen auf jeder Feder. Unter dem Schleier und der Kehle ein Kranz von glänzend weißen Federn, die nach oben ſchwarz gebändert ſind, nach der Kehle zu rein weiß werden. Bauch ſchmutzig weiß gebändert. 17″ 3‴. Eine dieſer gleich mit grauem Schleier hellgelb braungeflecktem Nacken. 16″.

191) Noctua. Rücken, Kopf, Flügel graubraun, jede Feder mit zwei ſchmutzig weißen Linien. Die Schwingen mit hellgelbbraunen, dreieckigen Flecken. Weiße Flecken an der Schulter. Kehle weiß, Bruſt und Bauch bräunlich grau, jede Feder mit zwei ſchmutzig weißen breiten Binden. 9″.

192) Noctua. Röthlich hellbraune Grundfarbe auf Rücken, Flügel und Kopf; jede Feder mit dunkelbraunem Kreuze; an den Seiten des Kopfes ſtehen einige hellgelbe Federn, welche im Nacken einen Ring bilden. Schwingen braun, mit iſabellgelben Flecken am Vorderrande. Bauch und Bruſt ſchmutzig weiß mit Kreuzflecken und verwaſchenen Zickzackbinden.

193) Noctua. Der vorigen ähnlich. Eine hellgelbe, ſich ins Graue verlierende Farbe herrſcht vor, keine Kreuzflecke; die hellgelbbraune Binde im Nacken deutlich, weiße Kehle, weißliches Geſicht. Schwingen hellgraubraun, nach vorn mit weißen Flecken, welche Binden bilden. Bürzel und Schwanz ſpielen ins Graue. 9″ 4‴.

194) Noctua. Dunkelgraubraun am Kopf, Nacken, Rücken und Flügel, jede Feder mit zwei gelblichen Binden. Schwanz ſchwärzlich braun, mit alternirenden hellen Binden von weißer Farbe. Bauch dunkelgraubraun mit zwei gelblichen Binden auf jeder Feder. Schwingen gelbbraun gebändert. Dies iſt vielleicht dieſelbe Art wie 191. 9″.

195) Noctua. Hellgraubrauner Rücken, Kopf, Schwanz und Flügel; alle Federn mit weißen Augenflecken. Schwanz ſchmal, weiß

gebändert. Schwingen am Vorderrande weiß gefleckt. Kehle weiß. Bruſt und Bauch gelblich weiß mit bräunlichen Querbinden. 8″ 8‴.

196) Noctua. Dunkelgraubraun auf Kopf, Rücken, Schwanz, Flügel. Jede Feder mit einem gelblichen Mittelfleck auf dem Kopfe mit zwei Binden auf dem Rücken; Schwanz ſchmal gelb gebändert. Im Nacken ein breiter gelber Kragen, mit blauſchwarzen Federn untermengt, Kehle weiß mit einem Ringe von Federn, die denen des Rückens gleich ſind. Bauch und Bruſt graubraun, jede Feder mit zwei breiten, weißgelben Binden. 6″ 2‴.

197) Scolopax. monticola. Mit roſtrothen Flügeln.

198) Scolop. nemoricola. Kennzeichen: Eine lebhaft roſtrothe Schwanzbinde. Bei einem Exemplare mißt der Schnabel 2″ 5‴; bei allen andern 2″ 9‴. Das erſte hat auch einen hellen Ring im Nacken. Der Bauch iſt nicht weißlich, ſondern gelblich und die Kehle röthlich gelb, welche bei den andern weiß gefleckt iſt; vielleicht eine andere Art.

199) Tringa. Graubraun mit bronzenem Schimmer, gelbweißer Kehle, ſchmutzigweißem Bauch, Flügel mit einer weißen Binde. Ohne Schnabel 5″ 10‴ lang. Der Schnabel 12‴.

200) Tringa. Graubrauner Rücken, Kopf und Flügel; auf dem Rücken hat jede Feder erſt einen ſchwarzen, dann einen hellgrauen Saum. Kehle hellgrau, Bauch weiß. Ohne Schnabel 4″ 9‴ lang. Der Schnabel 7‴.

201) Vanellus Goënsis. . . .? Schwarzer Kopf, Kehle und Bruſtring; graue Bruſt, weißer Bauch, graubrauner Rücken. Schnabel roth, die Spitze ſchwarz. 11″.

202) Tringa. Die äußere Zehe geheftet. Olivenbraun mit weißlichen Flecken, dunkelbraune Schwingen, graugefleckte Kehle, weißer Bürzel und Bauch. Schwanz ſchwarz mit weißen Binden. Ohne Schnabel 7″. Der Schnabel 1″ 4‴.

203) Phasianus Stocii.

204) Phasianus Pucrasia.

205) Phasianus albo cristatus.

206) Tetraogallus Nigellii mit Jungen.

207) Lophophorus refulgens.

208) Tragopan Satyrus.

210) Perdix francolinus.

Anmerk. Bei einem Exemplare aus Afghanistan geht das Schwarz der Bruſt ohne alle weiße Augenflecke bis zum After hinab.

211) Perd. olivaceus.

212) Perd. pictus. Große braune Rückenfedern mit einem weißen Rande, weiße Bruſt, mit ſchwarzem Doppelkreuz auf jeder Seite. Roſtbraunes Geſicht. Brauner Helm. 11″ 6‴.

213) Perd. . . . ? Hellrothbraun mit zwei weißen Streifen auf jeder Feder. Rücken, Flügel und Kopf braungrau, Bauch und Bruſt ſchmutzig weiß, mit feinen ſchwarzen Linien. 11″ 8‴.

215) Coturnix . . . ? Oberſeite, Rücken und Hals braungrau, ſchwarz gewäſſert, die Federn mit weißer Spule. Kopf braungrau, über dem Auge ein rothbrauner Streif. Kehle beim Männchen roſtroth. Bruſt und Bauch weiß. Jede Feder mit drei ſchwarzen Binden. Bürzel roſtgelb, Deckfedern und Flügel gelb, mit großen ſchwarzen Flecken nach innen. Weibchen ebenſo, aber mit einfarbig röthlichlichgrauer Bruſt und Bauch. Männchen 7″. Weibchen 6″ 5‴.

216) Falco. Mit ſcharfem Zahn, ſchwarzem Schnabel nnd Wachshaut gleich Nr. 182; allein dunkler auf dem Rücken, heller an der Kehle Kopf und Rücken dunkelgraubraun, mit hellem Außenrande. Schwingen und Schwanz faſt ſchwarz. Nacken mit ſchmutzig weißen Ringen, Schläfen und Zügel ſchwarz. Kehle reinweiß, Bruſt gelbweiß mit ſchwarzen Längsſtreifen. Hoſen und Bürzel ſchmutzig weiß. 13″ 8‴.

Datum.	Ag.	Angabe des Orts.	Abſolute Höhe.
19. Sept.		Corfu.	
24.		Athen.	
25.		"	
26.		"	
2. Oktbr.		"	
3.	ittel- ere.	Abends in Alexandria.	
4.		Alexandria.	
5.		"	
7.		Kairo.	
9.		"	
10.		"	
11.		"	
12.		"	
27.		Rothes Meer.	
28.	chten.	Rothes Meer.	
29.	.	" "	
30.	.	" "	
31.	.	Straße Babel Mandeb	
1. Nov.		Aden, 10 Uhr Mrgs.	
2.		Aden.	
3.		Meerbuſen von Aden.	
4.			
5.			

*) Die T

Waſſer	Bemerkung.	Angabe des Ortes.	Abſolute Höhe.
20¾		Indiſcher Ocean.	
22	ſtarker Wind.	—	
22½	ſtarker Wind.	—	
22½	Windſtill.	—	
24¾	Windſtill.	—	
24½			
23½	Windſtill.		
	Wetterleuchten Abds.	Ponte Galle.	
	Nachmittags Regen.	See.	
	Mittags Regen.	Colombo.	
	—	Colombo.	
	Heiteres Wetter.	Colombo.	
	Gewitter.	Weg nach Kandy.	
	Regen.	Kandy.	
	Gewitter.	Puſſelawa.	
	Nebel.	Rambodde.	2,000′
	Sonnenſchein.	Nuwera Ellia.	6,400′
	Regen.	Wilſon Bangalo.	
	Gewitter.	Badulla.	2,200′
	Regen.	Taldenia.	1,100′
	Regen.	Galbocka.	
	Regen.	Galbocka.	
	Regen.	—	
	Regen.	—	
		Habu Talla.	
		Ratnapura.	
		Ratnapura.	
		Palebadulla.	2,500′
	Abends Nebel.	Adamspik.	7,500′

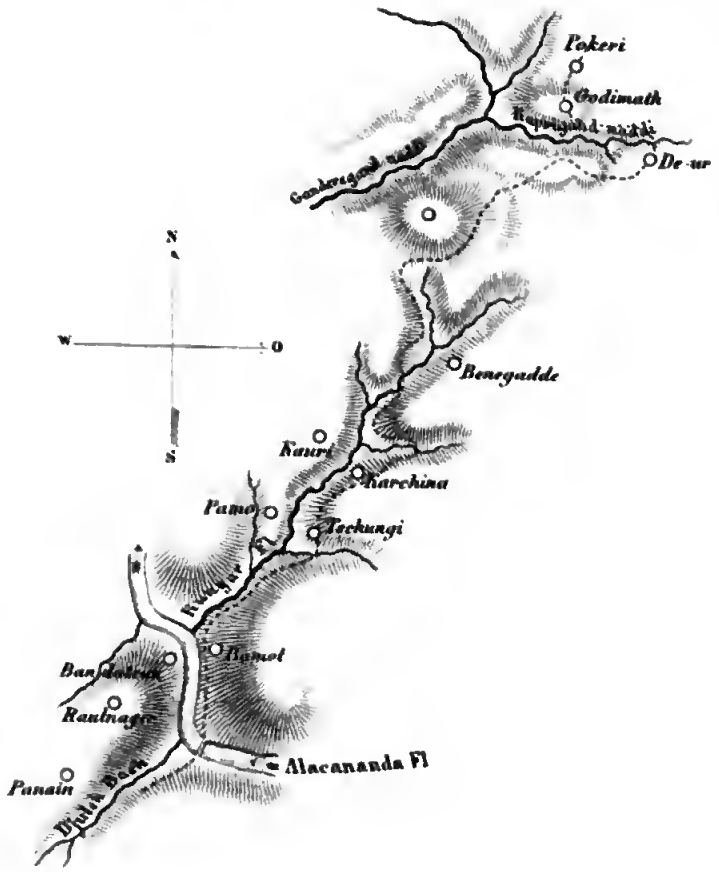
Datum.	Bg.	Namen des Ortes.	Absolute Höhe.
11. Dez.		Adamspik.	
15.		Colombo.	
16.		Colombo.	
18.		"	
6. Jan.		Calcutta	
7.	. Abd.	"	
8.	en.	"	
9.	el.	"	
10.	mel.	"	
11.	en.	"	
12.	en.	"	
14.	en.	"	
22.		Ebene vor Gayah.	
23.		Gayah.	
6. Febr.		Wald bei Betschiko.	
12.	ratur.	Kathmandu.	4,500′
3. Mai.	Uhr.	Delhi.	
4.			
7.		Nainethal.	6,300′
2. Juni.		Adh Badri.	
3.		Pungaon.	
5.		Dhunpur.	
6.		Bamoth.	
7.		Weg nach Pokri.	
8.		Pokri.	
9.		Pokri.	
10.		Tschobeda.	
11.		Durithal.	
12.	ter.	Durithal.	

Waſſer.	Bemerkung.	Namen des Ortes.	Abſolute Höhe.
	Regen Abends.	Phata.	
		Gaurikund.	6,800′
		Kedarnath.	11,800′
		Weg nach Gaurikund.	
		Pauali Danda.	
		Gowanne.	
		Kedarakhalpaß.	10,580′
		Mukba.	
		Gangotri.	9,670′
		Fula Daru im Gumtith.	11,272′
	Nebel Morgens.	Quellen des Gumti.	12,000′
	Schnee Nachmittags	Lama Kagapaß. Do S.	15,355′
		Do Sumda.	13,366′
	Regen und Wind.	Lager am Baſpa.	12,278′
	Regen.	Tſchetkul.	10,195′
		Ragſam.	9,756′
		Tſchini.	7,320′
		Errengkhal (Paß).	11,500′

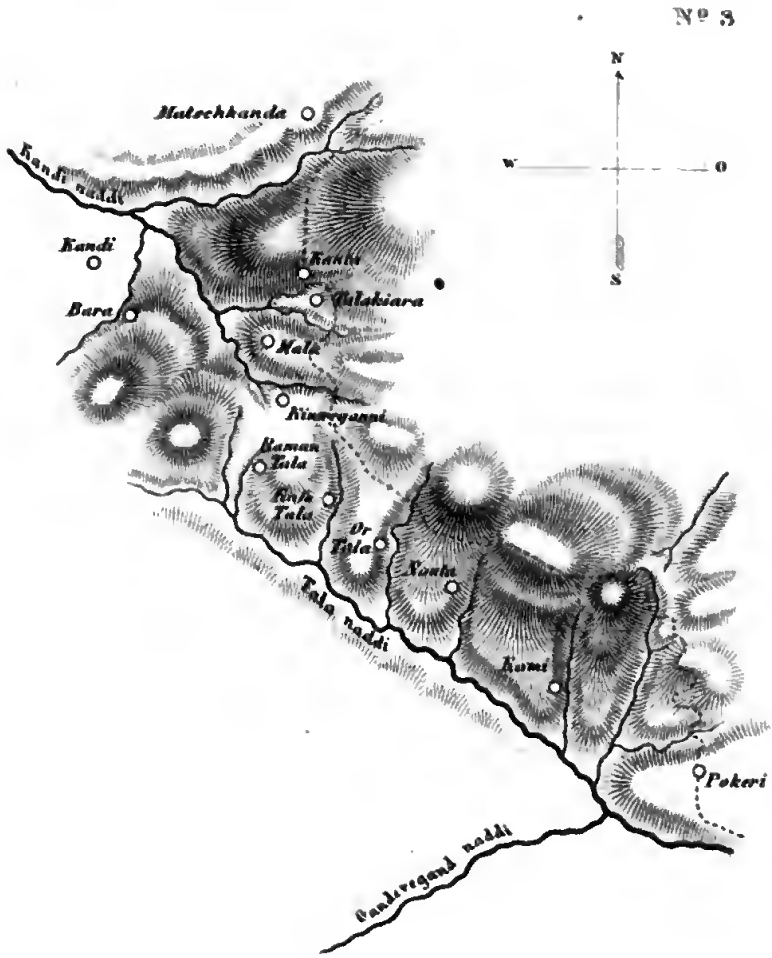
Nº 1

N
W
O
S
Bandarkand
Dudegaon
Panain
Alacananda Fl.
Zirotigaon
Bonlasera
Sirinani
Paduli
Sedoli Bach
Sedoli
Dhunpor
Deoli
Ouitia
Pass
Kassim

Nº 2


Pokeri
Godimath
De-ur
N
W
O
S
Benegadde
Kauri
Karchina
Pamo
Tschungi
Bamot
Raulnager
Panain
Alacananda Fl

Nº 3

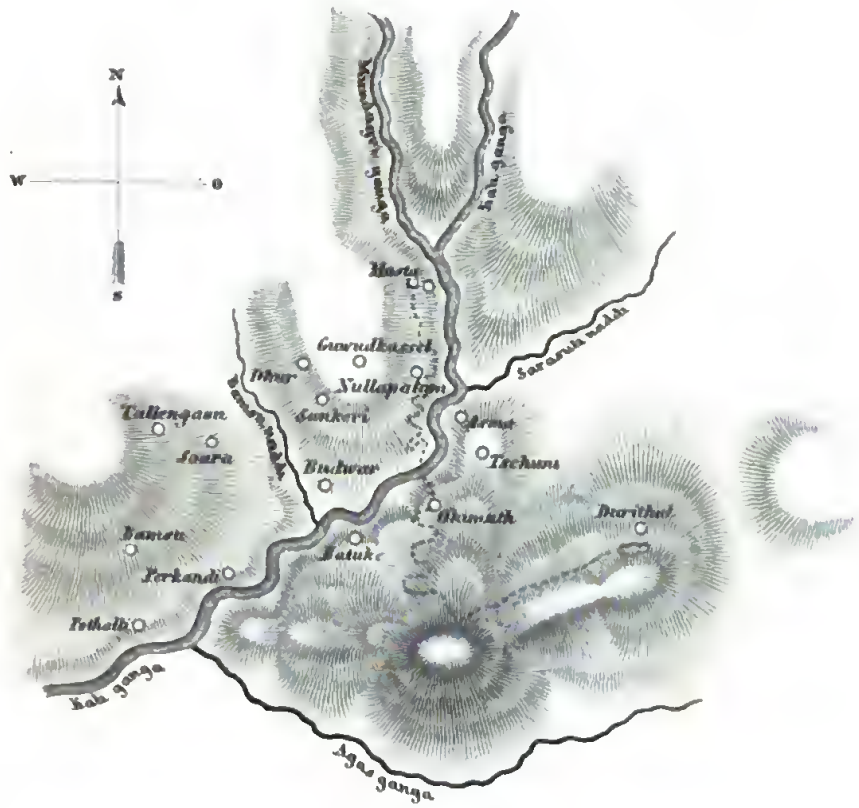


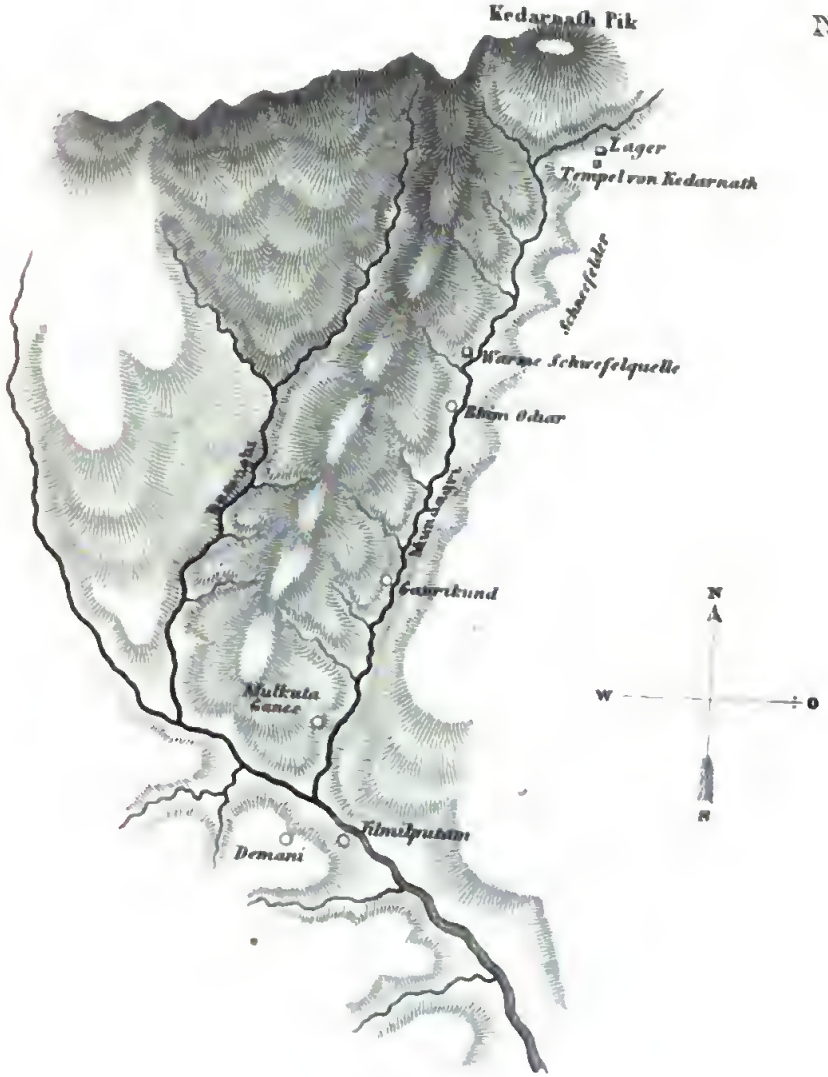
Digitized by Google

N
W
O
S
Durithal
Ana Utschana
Birkola
Tschobedo
Tempel
Lager
Tungnath
Dude
Khaller khal
Jamunagar
Khalh khal
Matschkanda
Lager

Nº 4.

N° 5.


N
W
O
S
Kali ganga
Masta
Guwudkassel
Dhur
Nullapalam
Sankeri
Tallengaon
Soara
Budwar
Tschuni
Okimath
Durithal
Batuke
Perkandi
Pothalli
Kali ganga
Agas ganga



N° 6.

Digitized by Google

Nº 1.
Geröll.
Birken.
Geröll-
schurren.
Lager
Geröllfelder.
Kerzom naddi.
Vittal Gudh. Weg nach Tibet.
Weg nach Jumnotri
Gletscher
Dudian Kaga
Lama Kaga Pass.
Gletscher
N
W
O
S
Snow lake.
Gumpti.
Birken-
grenze
Gumpti.
Lager.
Cedern-
wald.
Grenze des Cedern-
waldes
Cedernwald
Mukba.
Baghirathi Ganga

Notiz für den Buchbinder.

Die zu dem Werke

Hoffmeister, Briefe aus Indien

gehörenden Karten sind folgenden Orts einzuhängen:

Nr. 1.	Pag. 206 u. 207.
Nr. 2.	Pag. 208 u. 209.
Nr. 3.	Pag. 208.
Nr. 4.	Pag. 209 sqq.
Nr. 5.	Pag. 210.
Nr. 6.	Pag. 212.
Nr. 7.	Pag. 237.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig
sind erschienen:

Reise
im
europäischen Rußland.

Von

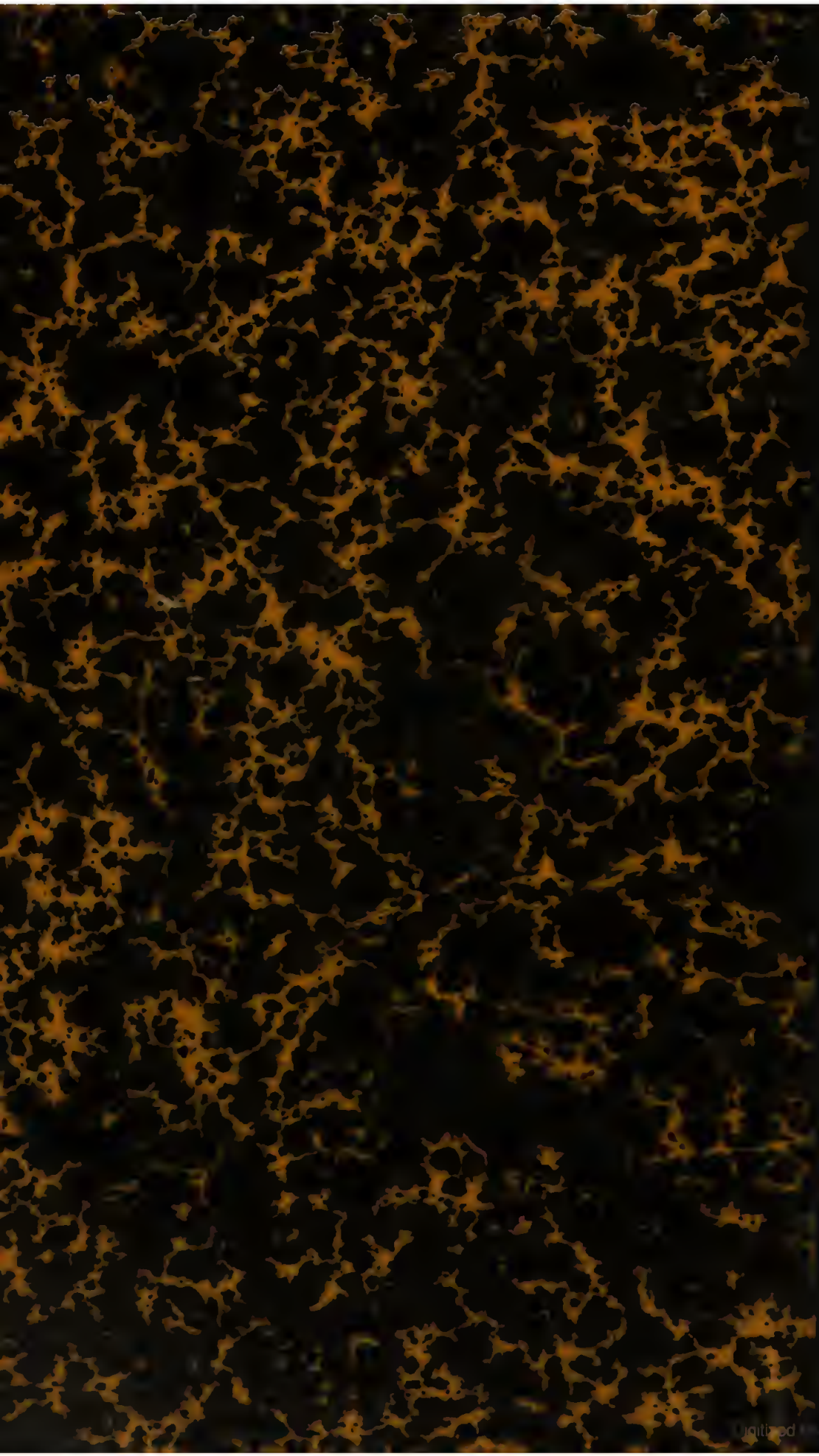
Professor J. H. Blasius.

2 Bde. gr. 8. mit 25 Stahlstichen und 50 — 60 Holzschnitten.
Fein Velinpapier. geh. Preis 5 Thlr.

Russlands inneres Leben.

Drei und dreißigjährige

Erfahrungen eines Deutschen

in Rußland.

3 Bände. gr. 8. geh. Preis: 4 Thlr. 20 Ngr.